Unterhaltende Erzählung

merkwürdiger

Revolutionen und Empörungen, Verschwörungen und Komplotte, Schlachten und Belagerungen.

Für Leser aus allen Ständen.

Von

Samuel Baur,

Dekan der Diöcese Alpeck,

und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Zweyter Band.

Ulm, 1816.

Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Alpeck,
und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Achter Band.

Ulm 1816.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA REGIA
Bayerische Staatsbibliothek München

Innhalt.

		Seite
I.	Volksempörung in England. Im Jahr 1381.	1.
	1. Die englischen Könige im Mittelalter. Bedrückung des Volks.	1.
	2. Der Steuereinnehmer und der Dachdecker. In London wüthet Mord und Brand.	4.
	3. Verhandlungen mit den Rebellen, Unterdrückung und Bestrafung derselben.	9.
II.	Freiheitskriege der Schweizer im fünfzehnten Jahrhundert.	14
	1. Die alten freien Schweizer, ihre Sitten und ihr kriegerischer Geist.	14.
	2. Die Schweizer bekommen einen gefährlichen Nachbar an dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund.	18.
	3. Karl zieht gegen die Schweizer, aber seine Macht wird bei Granson vernichtet.	24.
	4. Verzweifelte Lage des Herzogs von Burgund. Neue Rüstungen desselben.	32.
	5. Die Schlacht bei Murten am 22. Julius 1476.	35.
III.	Die Belagerung von Nancy. Im Jahr 1476. (Fortsetzung und Beschluß des Vorigen)	45.
	1. Verzweifelte Lage des Herzogs Karl von Burgund nach der Niederlage bei Granson und Murten.	45.
	2. Das burgundische Heer vor Nancy und der Verräther Campobasso.	49.
	3. Fortgang der Verrätherey und der Belagerung.	53.
	4. Verzweifelter Kampf und Tod des Herzogs von Burgund.	59
IV.	Rebellion in Schottland. Im Jahr 1637.	62.
	1. Verkehrte Regentenhandlungen König Karls des Ersten von England, und seines Ministers Buckingham. Ermordung des Letztern.	62.
	2. Reformationseifer des Erzbischofs Laud.	69.

Innhalt.

Seite

3. Kirchliche Reformen in Schottland und ihre nachtheiligen Folgen. 76.
4. Krieg gegen die empörten Schotten. 82.
5. Das lange Parlement. Hinrichtung des Ministers Strafford. 87.
6. Demüthigende Einschränkung der königlichen Gewalt durch das englische und schottische Parlement. 97.

V. Blutbad in Irland. Im Jahr 1641. 101.
1. Schilderung Irlands und seiner Bewohner. Haß derselben gegen die Protestanten. 101.
2. Grausame Ermordung der Protestanten in Irland. 104.
3. Bedenkliche Lage des Königs. Fortschritte der Rebellion. 114.

VI. Bürgerkrieg in England. In den Jahren 1642 bis 1647. 119.
1. Kühne Schritte des englischen Parlements gegen Karl den Ersten. Herabwürdigung desselben. 119.
2. Parlement und Volk im Bunde gegen den König. 123.
3. Gegenseitige Kriegsrüstungen und kriegerische Auftritte im Jahr 1642. 130.
4. Fortschritte des Bürgerkrieges in den Jahren 1643 und 1644. 136.
5. Olivier Cromwell und die Independenten. 144.
6. Friedensunterhandlungen. Feindseligkeiten. Die Schlacht bei Naseby am 14. Jun. 1645. 152.

VII. Die Hinrichtung König Karls des Ersten von England. Im Jahr 1649. 162.
1. Verzweifelte Lage des Königs. Flucht desselben zu den Schotten. Gefangennehmung und Auslieferung. 162.
2. Cromwell und die Independenten demüthigen das Parlement. 167.
3. Günstige Aussichten für den König. Flucht desselben nach der Insel Wight. Verschlimmerung seiner Lage. 174.
4. Rebellion zu Gunsten des Königs, von Cromwell unterdrückt. 179.

Innhalt.

Seite

5. Der König wird vom Parlemente zum Tode verurtheilt. 185.
6. Karls letzte Tage. Enthauptung desselben. 192.
7. Charakterzeichnung König Karls des Ersten. 199.

VIII. Die Belagerung von Kopenhagen. Im Jahr 1658. 209.

1. Krieg zwischen Friedrich dem Dritten von Dänemark und Karl dem Zehenten von Schweden. Der Friede zu Röskild im Jahr 1658. 209.
2. Karl bricht den Frieden und macht Anstalt zur Belagerung von Kopenhagen. 213.
3. Vertheidigungsanstalten und Patriotismus der Dänen. 216
4. Ankunft einer holländischen Flotte. Sturm auf Kopenhagen. 222.
5. Ende der Belagerung, Wiederherstellung des Friedens und Einführung der Souveränität in Dänemark. 228.

IX. Tumult und schauerliche Exekutionen in Thorn. Im Jahr 1724. 231.

1. Jesuitische Arroganz und Intoleranz. 231.
2. Widerrechtliche Verurtheilung der Protestanten. Sieg der Intoleranz. 236.
3. Die Verurtheilten erdulden den Tod. 241.

X. Revolution auf Corsika. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. 245.

1. Natürliche Beschaffenheit und frühere Geschichte der Insel Corsika. 245.
2. Der Baron von Neuhof wird König von Corsika 248.
3. Unruhen auf Corsika in den Jahren 1738 bis 755. 254.
4. Pascal Paoli führt die Corsen zu Sieg und Freiheit. 260.
5. Regeneration des corsischen Staats unter Paoli. 268.
6. Glückliche Unternehmungen der Corsen gegen die Genueser. 272.
7. Glückliche Unternehmungen der Corsen gegen die Franzosen. 280.
8. Die Corsen müssen der französischen Uebermacht unterliegen. 285.

Innhalt.

Seite

9. Schicksale der Insel Corsika nach ihrer Unterjochung. 294.

XI. Tumult in Madrid. Im Jahr 1766. 299.

1. Der König Karl der Dritte von Spanien, und sein Minister Squillace. 299.

2. Ausbruch, Fortgang und Ende des Tumults. Vertreibung der Jesuiten. 307.

XII. Die Belagerung von Danzig. Im Jahr 1813. 314

1. Die französische Garnison in Danzig beim Anfange der russischen Belagerung. 314

2. Die Russen wagen einen Sturm auf Danzig. 319

3. Schlimme Nachrichten, welche die Belagerten erhalten. Ihre glückliche Ausfälle. 322.

4. Waffenstillstand. 330.

5. Erneurung der Feindseligkeiten. Allgemeiner Angriff der Russen. 334.

6. Fortsetzung. Verwüstung durch Brand und Ueberschwemmung. Eroberung der Vorstädte. 339.

7. Bombardement. Die Garnison erhält Nachricht von Napoleons Niederlagen und von dem Umsturz seiner Macht. Steigende Noth der Belagerten. 344.

8. Vorstellungen der Bürger von Danzig bei dem Gouverneur. Kapitulation und Uebergabe der Festung. 352.

Bayr. Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I. Volksempörung in England.

Im Jahr 1381.

I.

Die englischen Könige im Mittelalter. Bedrückung des Volks.

England hatte im Mittelalter das Unglück, eine ungewöhnliche Anzahl unfähiger, grausamer und ungerechter Könige zu besitzen, deren umständlichere Geschichte man nicht ohne den höchsten Unwillen lesen kann. Es kommen mehrere grausam ermordete Könige vor, fürchterliche verheerende Bürgerkriege, barbarische Hinrichtungen vieler hundert Edlen des Landes, und unzeitige Entfernungen der Regenten aus dem Reiche, gerade da, wo ihre Gegenwart am nöthigsten gewesen wäre. Mehrere Könige mußten vor ihren Unterthanen aus dem Lande fliehen, einer wurde gar von seiner eigenen Gemahlin gefangen genommen: mit einem Worte, die Barbarey des Mittelalters zeigt sich fast in keiner Geschichte in einer grausenvolleren Gestalt als in der englischen. Nur ein Beispiel von der Unmenschlichkeit jener Zeit! König Eduard der Zweite ward im Jahr ein tausend drei hundert und sieben und zwanzig von einer furchtbar wüthenden Gegenparthey, an deren Spitze seine eigene Gemahlinn Isabelle stand, des Reiches entsezt,

und in ein modriges Gefängniß geworfen. Zween Lords verabredeten sich, ihn so umzubringen, daß man keine äußerlichen Spuren der Gewaltthätigkeit sehen sollte. Sie überfielen den abgesezten König, der schon viele Unanständigkeiten hatte erdulden müssen, auf der Festung Berklay, wo er damals gefangen saß, warfen ihn auf ein Bette, legten ein Brett über ihn, steckten ihm ein Rohr von Horn in den Leib, und durch dasselbe ein glühendes Eisen, mit dem sie ihm die Eingeweide verbrannten. Das Gebrülle des Unglücklichen kann man sich vorstellen! —

Es läßt sich wohl denken, daß unter solchen Barbareyen, unter immerwährenden Kriegen und revolutionairen Gährungen, das Wohl der Nation auf keine Weise gedeihen konnte. In keinem Lande von Europa war damals die persönliche Sklaverey gemeiner, als in England. Der Stolz des kleinen und großen Adels hatte Gesetze eingeführt, die für den größten Theil der Nation im höchsten Grade drückend waren. Die Abgaben waren an sich schon hart, und noch härter war die Art, wie sie erhoben wurden. Oefters entstunden deshalb blutige Händel und gefährliche Meutereyen. Das Volk wurde der harten, von Zeit zu Zeit erschwerten Leibeigenschaft allmählig überdrüßig, und sehnte sich nach einem bessern Zustande Die Bewegungen der Unterthanen in Flandern, die Meuterey der Bauren in Frankreich, waren die natürlichen Folgen von der zunehmenden Liebe zur Unabhängigkeit; und da die Nachricht von diesen Begebenheiten nach England kam, so bereitete sie die Gemüther des großen Haufens zu einem Aufstande. Ein aufrührischer Prediger, Johann Boll, gieng auf dem Lande umher, und predigte unter dem gemeinen Manne Freiheit und Gleichheit. Begierig vernahm das Volk seine beredten Aeußerungen und

Er-

Erklärungen über den Ursprung der Menschen aus Einem gemeinschaftlichen Stamme; über die gleichen Ansprüche auf Freiheit und alle Güter der Natur; über die Tyranney der künstlichen Eintheilung der Stände, und über die Mißbräuche, die aus der Herabwürdigung des beträchtlichern Theils des menschlichen Geschlechts, und aus der Erhebung weniger unverschämter Regenten entstanden wären. Der Waidspruch:

Als Adam reut't und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?

faßte die ganze Grundlage des Rechts in sich, das endlich mit geballter Faust geltend gemacht werden sollte. Es brach im Jahr ein tausend drei hundert und ein und achtzig eine Rebellion aus, welche die Stadt London und gewissermaßen ganz England auf einige Zeit in eine höchst kritische und gefährliche Lage versezte, die unter andern Umständen vielleicht den Umsturz der Verfassung des Reichs und unabsehbares Elend hätte nach sich ziehen können. Diese Rebellion ereignete sich unter der Regierung König Richards des Dritten, eines jener Tyrannen, welche der Welt zuweilen geschickt werden, um rechten Abscheu ihrer Laster zu erregen. Er hatte im Jahr ein tausend drei hundert und sieben und siebenzig, nach dem Tode seines Großvaters Eduards des Dritten, als ein eilfjähriger Prinz den Thron bestiegen. Der größte Feind seiner minderjährigen Regierung war die schlechte Wirthschaft, welche desto mehr neue Auflagen nöthig machte, da ein unglücklicher Krieg mit Frankreich den öffentlichen Schatz erschöpft hatte. Weil die gewöhnlichen Bewilligungen nicht zureichen wollten, so wurde nach langen Berathschlagungen beschlossen, daß ein Kopfgeld von drei Groot oder Stüber auf jeden Menschen gelegt werden sollte, der

 das

das fünfzehente Jahr erreicht hätte, blos Bettler ausgenommen, und mit der Erklärung, daß bei Erhebung dieser Steuer die Reichen die Armen unterstützen sollten.

War das Volk schon an sich geneigt, über diese neue Abgabe zu murren, so wurde es noch mehr aufgebracht über die Art, wie dieselbe erhoben wurde. Die Regierung hatte den Einzug des Geldes an gewisse Steuereinnehmer in den Grafschaften verpachtet, welche mit gefühlloser Härte und Strenge auf augenblickliche Bezahlung drangen, und sich viele Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließen. Die Klausel, daß die Reichen ihren armen Nachbarn einen Theil der Last abnehmen sollten, war zu unbestimmt, als daß sie der Unzufriedenheit hätte begegnen können. Vielmehr murrte das Volk laut über das ungleiche Loos, welches das Glück ihm bei der Austheilung seiner Güter bestimmt hätte, und schrie über Partheylichkeit. Bei dieser Stimmung der Gemüther bedurfte es nur einer kleinen Veranlassung, um eine allgemeine Gährung zu verursachen.

2.

Der Steuereinnehmer und der Dachdecker. In London wüthet Mord und Brand.

In einem Flecken der Grafschaft Essex lebte ein armer Dachdecker, der unter dem Namen Wat-Tyler in der Geschichte bekannt ist. Als er eines Tages seinem Berufe nachgieng, kam ein Steuereinnehmer in seine Wohnung, und foderte das Kopfgeld. Die Frau des Dachdeckers verstand sich ohne Widerrede dazu, das Geld für sich und ihren Mann zu bezahlen; nur ihre Tochter wollte sie von der Kopf-

steuer

steuer ausgenommen wissen, weil diese noch für ein Kind passiren konnte, da sie noch nicht völlig zwölf Jahre alt war.

Der Steuereinnehmer machte dagegen Einwendungen, und suchte sich auf eine sehr unziemliche Art zu überzeugen, ob das Mädchen noch nicht zur Mannbarkeit gelangt sey, wie er diese Unanständigkeit schon in mehreren andern Orten sich erlaubt hatte. Die Mutter kam darüber in Wuth; die ganze Nachbarschaft rottete sich zusammen, und der Vater des Mädchens, der eben beschäftiget war, das Dach am Rathhause auszubessern, lief von seiner Arbeit weg, sobald er vernahm, was vorgieng, und rannte in vollem Grimme nach seiner Wohnung. Er fragte den Steuerbedienten: wer ihm das Recht gebe, die Hand an seine Tochter zu legen? Dieser gab ihm eine grobe Antwort, und wollte nach ihm schlagen. Der Dachdecker parirte den Streich aus, und spaltete ihm den Kopf mit einem Handwerkszeuge, das er mitgebracht hatte. Sein Tod entflammte die Wuth des Pöbels noch mehr, sich an den kleinen Tyrannen, die das Land drückten, zu rächen; er jauchzte dem Wat-Tyler wegen seiner That Beifall zu, versprach ihn zu beschützen, und alle waren der Meinung, daß es hohe Zeit sey, die Blutigel zu vertilgen, und die angebohrne Freiheit zu rächen.

Der Vorschlag ward sogleich zur Würklichkeit gebracht. Wat Tyler war von dem Augenblicke an von Aufrührern umringt, die ihn für ihren Anführer erkannten, und mit einem Schwur gelobten, daß sie ihn niemals verlassen wollten. Alle ergriefen die Waffen, und in wenig Tagen nahm die ganze Nachbarschaft an dem Aufstande Theil. Die Flamme verbreitete sich schnell über die Grafschaft, und pflanzte sich bald bis in die Grafschaften Kent, Hereford,

Suf-

Surrey, Sussex, Suffolk, Norfolk, Compridge und Lincoln fort. Ehe die Regierung die geringste Nachricht von dieser Gefahr erhielt, war der Unordnung schon nicht mehr vorzubeugen. Die Rebellen legten alle Achtung vor ihren vorigen Herrn ab, und verübten allenthalben die ausschweifendsten Grausamkeiten. Einige Edelleute mußten, wie dereinst in Deutschland Götz von Berlichingen, sich an ihre Spitze stellen, und viele Mitglieder des kleinen und großen Adels, welche das Unglück hatten in ihre Hände zu fallen, wurden grausam ermordet. Sie schwuren allen Gerichtspersonen den Tod, so wie überhaupt allen denjenigen, bei welchen sie finden würden, daß sie lesen und schreiben konnten. Wen sie anhielten, und wer zu seinem Unglück ein Schreibzeug in der Tasche hatte, der konnte sicher darauf rechnen, daß ihm der Kopf abgehauen wurde.

Der junge König war gesonnen den Rebellen, die bereits ein Heer von hundert tausend Mann ausmachten, in Person entgegen zu gehen, und sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen. Allein der Erzbischoff von Canterbury widerrieth es ihm, wodurch die Rebellen gegen diesen Prälaten so aufgebracht wurden, daß sie ihm den Kopf abzureissen drohten. Sie marschirten auf London zu, und da sie unterwegs der Prinzessin von Wallis, des Königs Mutter, begegneten, die von einer Wallfahrt nach Canterbury zurück kam, griffen sie ihr Gefolge an; ja einige der unverschämtesten unter ihnen, um zu zeigen, daß sie alle Leute gleich achten wollten, erzwangen Küsse von ihr, ließen sie aber ihre Reise fortsetzen, ohne ihr sonst Gewalt anzuthun. Der Lord Major von London war nicht im Stande, ihnen die Thore zu versperren, das Volk aber nahm sie mit vollem Vertrauen auf, weil sie alles, was sie foderten, mit baarem Gelde bezahlten,

ten, und diejenigen aus ihrer Mitte, ohne Verschonen umbrachten, die irgend eine Ausschweifung begiengen. Sie verbrannten den Pallast des ersten Ministers, des Herzogs von Lankaster, das prachtvolleste Gebäude in ganz England, und damit man ihnen nicht Schuld geben möchte, daß es aus Plünderungssucht geschehen sey, so ließen sie ausrufen, es sey bei Lebensstrafe verboten, das Geringste wegzunehmen. Alles Silbergeräthe, das sich in unendlicher Menge vorfand, wurde zertrümmert, und in die Themse geworfen. Einer aus dem Haufen ward betroffen, daß er in seinem Hemde ein Stück Silberzeug mit wegtragen wollte; augenblicklich ward er ergriffen, ins Feuer geworfen und verbrannt. Auf gleiche Weise übergaben sie den Flammen alle Bücher und Papiere, die sich in der Bibliothek zu New-Temple befanden, wo eine große Zahl von Gerichtspersonen, Prokuratoren und Advokaten wohnten, gegen die sie eine besondere Feindseligkeit bezeugten. Sie zerstörten auf eben die Weise viele andere Häuser, die den vornehmsten Herren des Hofes gehörten, und alle Leute von Stande, die ihnen in die Hände fielen, enthaupteten sie.

Der König hatte sich in den Tower geflüchtet, weil es ihm an Mitteln zu einem kräftigen Widerstande gebrach. Die Rebellen schickten eine Gesandschaft an ihn, und verlangten eine Unterredung mit ihm. Richard fuhr in einer Schaluppe den Fluß hinunter; als er aber dem Ufer nahe kam, fand er solche Zeichen des Aufruhrs und Trotzes, daß er umkehrte, und sich wieder nach dem Kastelle begab. Aufgebracht darüber sammelten sich die Rebellen in großen Haufen vor dem Tower; und drohten ihn in Asche zu legen, wofern der König nicht erscheine, um zu hören, was sie verlangten. Als die Thore endlich eröfnet wurden, um ihnen eine Audienz zu geben,

dran-

drangen sie alle Haufenweise mit der Wache und dem Gefolge des Königes hinein. Die Besatzung dieses Kastells, die nur aus zwölfhundert Mann, sowohl von der königlichen Leibwache als Gerichtsdienern bestand, wagte es nicht, das Geringste gegen sie zu unternehmen. Sie giengen mit der größten Ungebundenheit überall herum, der eine Haufen hier, der andere dahin, ohne nur einmal darauf acht zu haben, ob sie nicht hier und da in zu geringer Anzahl für ihre Sicherheit wären. Sogar bis in das Schlafzimmer des Königes drangen sie bewafnet hinein, ja einige hatten die Unverschämtheit auf sein Bette zu springen, sich darauf herum zu wälzen, und der Mutter des Königes die unanständigsten Vorschläge zu thun.

Inzwischen suchten die übrigen den Erzbischof auf, der wohl wußte, was für Anschläge sie wider sein Leben im Sinne hatten, und deswegen die Nacht im Gebete mit seinem Beichtvater zubrachte. Sie fanden diesen Prälaten in seiner Kapelle, wo er sich eben eine Messe hatte lesen lassen, und bei derselben das Abendmahl empfangen hatte. Sie riessen ihn mit Gewalt heraus, und zogen ihn bis vor das Gitter seines Hofes. Die Menge der Rebellen, die ihn hier umringte, war fast unübersehbar; sie hatten alle bloße Degen in der Hand, als wenn sie ihm tausendmal den Tod hätten geben wollen. Dieß hinderte ihn aber nicht, sich mit den Worten an sie zu wenden: „Ich bin euer Erzbischof, aber kein Verräther; was hab' ich gethan; um ein solches Schicksal zu verdienen? besinnt euch wohl, meine lieben Brüder! wenn ich durch eure Hände sterbe, so wird diese Frevelthat nicht ungerächt bleiben, und ganz En land darüber vom Pabste in den Bann gethan werden." Diese Drohung machte auf die empörte Menge durchaus

keinen Eindruck; man hieb ihm den Kopf ab, und steckte ihn auf der Brücke zu London auf einen Pfahl.

Ein gleiches Schicksal widerfuhr dem Krongroßschatzmeister, dem königlichen Beichtvater, und einem ehemaligen Lord Major. Dann wütheten sie gegen das Leben und die Waarenlager der fremden lombardischen und flämischen Monopolisten, Wechsler und Wucherer. Am meisten traf ihre Grausamkeit die Niederländer, die in Handelsangelegenheiten in London waren. Um sie zu kennen, ließen sie jeden verdächtigen Menschen, den sie anhielten, zwei englische Worte aussprechen, die viel Aehnlichkeit mit zwei Worten der niederländischen Sprache haben, welche von eben dieser Bedeutung, übrigens aber von etwas verschiedenem Klange sind, daher es den Niederländern schwer wird, diese Worte auf englische Art auszusprechen. Im Englischen heißen diese zwey Worte: Bread and Cheese, im Niederdeutschen aber Brod und Käse. Sobald nun jemand diese Worte nicht recht nach ihrem Sinne aussprach, erhuben sie augenblicklich ein abscheuliches Geschrey, rissen dem Unglücklichen die Mütze vom Kopfe, und hieben ihm den Kopf herunter.

3.

Verhandlungen mit den Rebellen, Unterdrückung und Bestrafung derselben.

Seitdem die Rebellen den Tower eingenommen hatten, konnte sich der König nicht länger vor ihnen verbergen. Als sie ihn fanden, sagten sie ihm ins Gesicht, er habe sich von schlimmen Leuten regieren lassen, und müsse künftig die Sachen nothwendig auf einen bessern Fuß setzen. Als Richard nach ihrem eigent-

gentlichen Begehren fragte, verlangten sie Abschaffung der Leibeigenschaft und der Frohndienste, Freiheit des Handels in den Marktstädten ohne Zoll und Abgabe und eine allgemeine Verzeihung. Da es unklug gewesen wäre, den empörten Haufen durch Weigerungen noch mehr zu reizen, so wurde ihm alles zugestanden, und mit der förmlichen Ausfertigung darüber zog er fröhlich nach seiner Heimath.

Die Unruhen waren aber damit nicht geendigt. Bald drang ein neuer Haufe Rebellen in den Tower ein, der den Dachdecker Wat-Tyler an seiner Spitze hatte. Dieser wollte den Staat überhaupt reformiren, und bestand gleich anfangs auf gewissen vorläufigen Punkten, die der König ihm nicht verwilligen konnte. Er verlangte eine Vollmacht, allen Advocaten und Gerichtspersonen die Köpfe abschlagen zu lassen; — man versicherte auch, daß er die Hand an seine Lippen gelegt, und geschworen habe, ehe vier Tage ins Land giengen, sollten in England keine andere Gesetze gelten, als die er selbst gemacht hätte. Der König mußte sich entschließen, ihm auf einem offenen Platze eine Unterredung zu geben. Tyler befahl seinen Anhängern, sich so lange zurück zu halten, bis er ihnen ein Zeichen gäbe, worauf sie das Gefolge des Königs ermorden, ihn selbst aber gefangen nehmen sollten.

Furchtlos ritt der Rebellenchef auf den König zu, der seiner wartete, und kam ihm so nahe, daß ihre beiden Pferde an einander stießen. „Herr König, sprach er, siehst du wohl all das Volk dort unten?" — „Allerdings, antwortete der König, und was willst du damit sagen?" — „Daß alle diese Leute unter meinen Befehlen stehen, versetzte der Rebell, und daß sie mir geschworen haben, mir bis in den Tod treu zu seyn, und alles zu thun, was ich ihnen be-

befehlen werde." — „Mag wohl seyn!" erwiederte der König. — „Nun wohlan, fuhr Tyler fort, ich erkläre dir hiemit, daß sie sich nicht nach Hause begeben werden, bevor du ihnen nicht die Freibriefe gegeben hast, die sie von dir verlangen." — Richard versicherte ihn, daß er bereits Befehl gegeben habe, dieselben auszufertigen; allein dieß königliche Wort that dem Rebellen kein Genüge. Er fand es sehr unanständig, daß des Königs Schwerdtträger, John Newton, in seiner Gegenwart zu Pferde säße, nannte ihn einen Verräther, und wollte ihn mit seinem Dolche durchstoßen. Aufgebracht über diese Frechheit zog der Ritter ebenfalls seinen Dolch, um den Verläumder zu bestrafen. Tyler gerieth darüber in Wuth, daß dieß in Gegenwart der Leute von seinem Gefolge geschah, und wollte über Newton herfallen. Richard, für das Leben seines Waffenträgers besorgt, befahl ihm, vom Pferde zu steigen, und dem Tyler seinen Dolch hinzugeben. Er gehorchte: aber da der Unverschämte auch das Schwerdt haben wollte, antwortete ihm Newton: „Dieß ist das Schwerdt des Königes, das du nicht werth bist anzurühren; und wären wir beide hier allein, so solltest du dich nicht erkühnen dürfen, es von mir zu fordern." —

Tyler gerieth über diese Rede in Wuth, und schwur nicht eher einen Bissen in den Mund zu nehmen, bevor er dem Unverschämten den Kopf gespaltet habe. Zu gleicher Zeit machte er sich fertig, über den Ritter herzufallen. Länger konnte sich der Lord Major von London, Walwort, der im Gefolge des Königs war, nicht zurück halten. Er war ein Mann voll Liebe zu seinem Monarchen und voll wahrer Herzhaftigkeit, und über Tyler'n noch besonders darum aufgebracht, weil dieser die Hurenhäuser zerstört hatte, die Walwort an die Niederländer verpachtet

hatte,

hatte, welche in diesen Zeiten zu London ausschließlich dieß schändliche Gewerbe trieben. „Gnädiger Herr, sagte der Lord Major zum Könige, es wäre schändlich und unerhört, wenn ein so tapferer Ritter in der Gegenwart seines Monarchen so nichtswürdiger Weise ermordet werden sollte; man muß ihn retten, und den Rebellen Tyler bestrafen.“

Diese Rede gab dem Könige Muth, und er befahl, den Rebellen zu arretiren. Der Lord Major gab ihm ohne Zeitverlust mit der Streitaxt, die er in Händen trug, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er vom Pferde stürzte, und todt zur Erde sank.

Als die Rebellen ihren Anführer fallen sahen, machten sie sich zur Rache fertig. Sie erfüllten die Luft mit ihrem Geschrey, und wollten einen Hagel von Pfeilen auf den König und sein Gefolge losdrücken. Ohne Zweifel wäre Richard mit allen, die um ihn waren, auf der Stelle umgekommen, wenn er nicht in diesem kritischen Augenblicke eine besondere Gegenwart des Geistes gezeigt hätte. Er befahl den Seinigen stille zu stehen, gieng allein auf die rasende Menge zu und stellte sich ihr mit den Worten entgegen: „Guten Leute, was wollt ihr? Wozu diese Unordnung? Wollt ihr euren König ermorden, um den Tod eines Verräthers und Bösewichts zu rächen? Seyd ihr aufgebracht darüber, daß ihr euren Anführer verloren habt? Nehmt mich zu eurem Anführer und Oberhaupte! ich will euch alles zugestehen, was ihr verlangt.“

Erstaunt über diese Unerschrockenheit, und ergriffen von Ehrfurcht vor dem Könige, der so viel Zutrauen zeigte, wagte es niemand, Hand an ihn zu legen. Der ganze Haufe folgte ihm ohne Widerrede auf das Feld, wohin er ihn führte, um aller Unord-

nung

nung vorzubeugen, die aus dem längern Aufenthalte desselben in der Stadt hätte entstehen können. Richard erhielt hier zwar bewaffneten Beistand, aber er ließ keine Gewalt brauchen, sondern entwaffnete und befriedigte auch diesen Haufen durch Ertheilung derselben Freibriefe, womit er kurz zuvor ihre Genossen entlassen hatte.

Der Aufstand war nun zwar geendigt, aber bald änderte sich die Scene. In wenig Tagen strömte der große und kleine Adel, und alle, die sich gekränkt oder in Gefahr achteten, haufenweise mit Waffen zum Könige nach London. Er sammelte schnell eine Armee von vierzig tausend Mann, und zog mit derselben zu Felde. Die zerstreuten Rebellen wurden aufgesucht und mußten sich unterwerfen; das Parlament widerrief die Freibriefe, worinn ihnen die Abgaben erlassen und Gnade versprochen war. Das Volk ward wieder in dieselbe Knechtschaft gebracht, in der es gewesen war, und die angesehensten Rebellen wurden meist ohne Umstände hingerichtet. Im Verhör sollen mehrere von ihnen gestanden haben, daß sie die Absicht gehabt hätten, den König und alle seine Hofleute, so wie sämmtliche Bischöfe, Ordensleute und Priester, die Bettelmönche allein ausgenommen, umzubringen. Wäre auf diese Weise alles Volk einander gleich gemacht worden, so hätten sie das Königreich nach ihrem Gefallen regieren wollen. — Um das Andenken dieser Begebenheit zu erhalten, befahl der König, daß künftig in dem Felde rechter Hand, auf seinem Wappenschild, noch ein Dolch hinzugesetzt werden sollte.

II. Freiheitskriege der Schweizer im fünfzehenten Jahrhundert.

I.

Die alten freien Schweizer, ihre Sitten und ihr kriegerischer Geist.

In den Annalen der Geschichte sind Beispiele genug aufgezeichnet, aus denen wir sehen, daß die Tyranney es war, welche muthigen Völkern ihre Freiheit verschaffte. Unterdrückt, nachdem sie vorher frei gewesen waren, ergriffen sie die Waffen wider ihre Tyrannen; sie trotzten dem Tode selbst, um sich von der Unterdrückung zu befreien, und erhielten durch Heldenmuth und Standhaftigkeit ihre Freiheit wieder.

Die Schweiz dient zum Beleg für diese Wahrheit. Seit undenklichen Zeiten lebten die Bewohner derselben, entweder als Hirten bei ihren weidenden Heerden in den Alpenthälern, oder als fleisige Bürger, welche Gewerbe und Handel trieben, in wohlhabenden Städten, blos geschätzt durch ihren Muth und ihre Freiheit. Das helvetische Land war in mannigfaltige, geistliche und weltliche Gebiete getheilt, welche zum Theil unter dem deutschen Kaiser stunden. Mehrere Städte waren kaiserliche freie Reichsstädte; ein Theil der Einwohner von Uri, Schwyz und Unterwalden stand mittelbar unter dem Reiche, und diese wurden unter dem Namen der Kantone von ihren eigenen Obrigkeiten regiert. Kaiser Albrecht der Erste, welcher zu Ende des dreizehenten Jahrhunderts den Thron bestieg,

stieg, und schon viele Erbländer in der Schweiz besaß, trug den Waldstädten an, sie möchten sich dem ewigen Schirme des österreichischen Hauses unterwerfen; der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben. Aber sie erklärten, daß sie lieber in dem Zustande ihrer Altvordern (Vorfahren) zu beharren wünschten, und baten um einen Vogt vom Reiche. Albrecht setzte ihnen daher strenge Vögte, von welchen einzelne Schweizer mißhandelt wurden. Diese Vögte legten nicht nur drückende Zölle auf die Einfuhr, sondern verboten auch öfters die Ausfuhr. In den drei Waldstädten Uri Schwyz und Unterwalden entstanden daher Verbindungen, welche die Freiheit bezweckten. Da die Bedrückungen zunahmen, gab Wilhelm Tell das Signal, die Schmach des Vaterlandes zu rächen, und der erste Januar des Jahres ein tausend drei hundert und acht war die Epoche der helvetischen Freiheit *). Die Verbundenen bemächtigten sich durch Kriegslist und Gewalt der Schlösser, die in österreichischen Händen waren, und nahmen die Anführer ihrer Gegner gefangen. Der Kaiser Albrecht, der sich zur Rache rüstete, fand auf dem Zuge nach der Schweiz seinen Tod von der Hand seines Brudersohnes, des Herzogs Johann von Habsburg, dem er sein Erbe vorenthielt.

Alle Versuche des Hauses Oesterreich, die frei gewordenen Helvetier zu unterjochen, waren vergeblich. In ihrer dunkeln Armuth stritten sie in den ersten Zeiten für nichts, als für ihre Freiheit, und erfochten bewundernswürdige Siege. Ihre Gebürge und ihre unverdorbene Mannheit sicherte sie

vor

*) Man sehe die ausführliche Erzählung dieser Vorfälle, die hier nur kurz berührt werden, im vierten Bande dieser Revolutionsgemählde, S. 160 ff.

vor dem Joche, das sie abgeworfen hatten. Acht Kantone standen in dem brüderlichen Bunde der Eidgenossenschaft. Alle hatten Muth, zu siegen oder zu sterben; keine Leidenschaft hatte bei ihnen Eingang, kein Eigennutz störte das wechselseitige Vertrauen. Sie waren weder Krieger noch Eroberer; aber sie waren Menschen, die ihre Rechte kannten; und mit diesem Gefühl durch einen kräftigen Arm unterstützt, waren sie im Augenblicke der Schlacht den trotzigsten Eroberern überlegen.

So lebten die Schweizer, stolz auf ihre errungene Freiheit, und stündlich bereit, ihr alles aufzuopfern, bis um die Mitte des fünfzehenten Jahrhunderts. Im Kleinen hatten sie längstens bewiesen, daß auch sie, im Kampfe um eigene Freiheit — Herren anderer seyn könnten. Sie hatten sich häufig schon an die Stelle des Adels und der Fürsten gesetzt, indem sie sich Unterthanen erwarben. Bei wachsendem Glück erwachte allmählich einige Habsucht, und sie fiengen an, nach allen Seiten um sich zu greifen. Hier kauft man Nachbarn aus, die gern etwas nehmen, wo alles in Gefahr liegt, dort verspricht man Schutz für Geld; bald tritt ein Anderer diesem oder jenem Verbündeten bei; bald greift man zu, wo man glaubt, sicher nehmen zu können, als wäre es Recht der Freiheit.

Die Lage der Dinge war den Eidgenossen in verschiedenen Hinsichten günstig. Das Wohlleben nahm allerwärts überhand, und Fehden und Uneinigkeiten ihrer Nachbarn ließen es zu keiner Verbindung gegen sie kommen, die so dauerhaft und so sicher in ihren Wirkungen gewesen wäre, als die Eidgenossenschaft. Die Gelegenheiten zu benutzen, fehlte es ihnen so wenig an Kraft, als an Willen. Sie waren dem Adel und den Herren verhaßt, und lagen zwischen

so

so vielen Herren da wie Knallsilber; wer es berührt, den zerschmettert es. Kriegsvölker mit solchem kühnen Glauben an den Segen Gottes und an die Hülfe seiner Heiligen *) im Kriege, mit solchem festen Zutrauen auf ihre Unwiderstehlichkeit, mit solcher unbändigen Schlachtgier und mit so viel eigener Theilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten, konnte kein gemeines Wesen damals aufstellen, wenn es auch die nemlichen Kriegsübungen, wie doch nicht der Fall war, bei seinem Fußvolke gehabt hätte. Zwar hatte das Wohlleben auch schon den Eidgenossen sich mitgetheilt, ob sie wohl noch immer arm heissen konnten. Die langen Schnäbel an den Schuhen, die kurzen Schöße an den Röcken der Männer und die langen Schleppen der Frauen, hatten den Unwillen der Freunde der alten Sitten und der Gesetzgeber in den Städten auf sich gezogen. Die Volksmenge mag sich ansehnlich vermehrt gehabt haben, und friedliche Beschäftigungen reichten nicht hin, die ebenfalls steigenden Bedürfnisse zu befriedigen. Der gemeine Mann machte daher Kriegsdienste zu seinem Erwerbszweige; die größeren Geschlechter trachteten nach Pflegeämtern, wie einst die Römer nach Provinzen. Es entstanden Partheyen, deren eine für Krieg und Theilnahme an fremden Händeln, die andere für Aufrechthaltung des alten Zustandes kämpften. Traten Gefahren ein, so hatte aller Zwiespalt ein Ende, und durch Tapferkeit und Eintracht ward jedesmal der Sieg errungen.

2.

*) z. B. fünf Ave Maria mit ausgebreiteten Armen gebetet, stärkten das Heer zum wüthendsten Angriffe.

2.

Die Schweizer bekommen einen gefährlichen Nachbar an dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund.

Der Herzog Siegmund von Oesterreich, Graf von Tyrol, ein Sohn Friedrichs des neunten Erzherzog von Oesterreich, aus dem Hause Habspurg, war dem Umfange seiner Länder nach bei weitem der mächtigste deutsche Fürst unter den Nachbarn der Schweizer. Seine sorglose Regierung, seine üble Wirthschaft und sein schlechtes Vernehmen mit seinen Vettern von Oesterreich, machten ihn aber mehr zu einem Gegenstande der Habsucht, als der Furcht für die Schweizer. Seine Länder lagen zu vereinzelt, aber viele kleinere Stücke davon äußerst bequem zur Zuründung der schweizerischen Gebiete. Besonders waren der Thurgau und die Waldstädte zwei Landstriche, nach deren Besitz die Schweizer vor allem strebten.

Von Neckereyen, die sich beide Theile erlaubten, kam es allmählich zu ernsthafteren Auftritten. Schwyz, Uri, Glarus und Unterwalden nahmen sich im Jahr ein tausend vierhundert und acht und fünfzig der mißvergnügten Rapperswciler an, welche von Oesterreich zu ihnen übertraten; und als abseiten des Herzogs Siegmund von der Abtey Seckingen Rechte über Glarus gelöst wurden, welche die Glarner anfochten, so erinnerte man sich in der Schweiz, daß so eben ein Einwohner von der Reichsstadt Konstanz die Berner Münze, Kuhmünze gescholten hatte, welches als eine Nationalbeschimpfung zu ahnden, jedoch die Kantons Tausende von Gulden erzwungen hatten; so sahe man in Zürich, daß Winterthur den Oesterreichern viel weniger nütze, als es den Eidgenossen schaden könne;

so

so wollte man wissen, daß der schwäbische Adel hie und da von den löblichen Eidgenossen schlecht spreche; so empfand man es besonders übel, daß der vom Pabste in Bann gethane Herzog Siegmund nun gegen sie bei dem Pabste den Kirchenbann ausgebracht habe.

In dieser Gemüthsstimmung kamen die Schweizer zusammen, und faßten den Entschluß, die zu machenden Eroberungen nicht zu theilen, wenns zum Krieg käme. Und dazu kam es, weil Lucern und Unterwalden, ohne auf Vermittler zu achten, dem Herzog Siegmund absagten, großen Zulauf aus dem ganzen Lande erhielten, und Ehrenhalben doch nicht von den übrigen allein gelassen werden konnten. Der Thurgau und andere Herrschaften wurden ein tausend vierhundert und sechzig erobert, und in dem fünfzehnjährigen Frieden, der im folgenden Jahre geschlossen wurde, abgetreten. Allein noch ehe die fünfzehn Jahre verstrichen waren, gab es schon wieder Krieg mit Oesterreich. Ein Kieferknecht aus Mühlhausen im Sundgau hatte einige Foderungen an seinen Meister, und überließ sie einem Edelmanne, welcher der Stadt ähnlicher Händel wegen aufsätzig war, und seine Foderungen an der Spitze rüstiger Fehdegehülfen gültig zu machen suchte. Darüber schloß die Stadt mit Bern und Solothurn ein Bündniß, und bekam so nachdrücklichen Beistand, daß sie Gewalt mit Gewalt vertreiben konnte. Mancher Landsaße Siegmunds hatte auf seine Hand an dem Ebentheuer Theil genommen. Ein anderer Edelmann hatte ähnliche Händel mit der Stadt Schafhausen, welche Siegmund wieder an sich lösen wollte, allein durch ein Bündniß derselben mit sechs Kantons daran gehindert ward. Die Thätlichkeiten der Schweizerischen gegen Oesterreich übersahe man. Die Eidgenossen beschlossen im Jahr ein tausend vierhundert und acht und sechzig

 Krieg

Krieg gegen den Herzog selbst, plünderten und verwüsteten den Sundgau und griffen die Waldstädte an. Ihre Uebermacht erzwang ihnen beliebige Bedingungen. Der Herzog mußte entweder die Kriegskosten zu bezahlen, oder, auf den Fall der säumigen Zahlung, Waldshut und den Schwarzwald abzutreten angeloben. Es war ihm aber unmöglich, diese Bedingungen zu erfüllen; allein den Eidgenossen das Land zu überlassen, konnte er sich eben so wenig entschließen. Er sprach manchen Fürsten um Beistand an, und überließ endlich dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund die Waldstädte und was er im Sundgau, im Elsaß und im Breisgau besaß, mit allen Hoheitsrechten gegen achtzig tausend Gulden unterpfändlich.

Die Sache bekam jetzt eine ganz andere Gestalt. Der reiche und ländersüchtige Herzog von Burgund war ein sehr gefährlicher Nachbar für die Schweizer, der ihrer Freiheit den Untergang drohte. Er besaß Ober- und Niederburgund, Artois, Flandern und fast ganz Holland; aber durch so viele Macht und Reichthümer ward sein Ehrgeitz nicht befriediget. Seine in Jähzorn ausartende Lebhaftigkeit, mit der er angesehene Männer mißhandelte, und sein unbeugsamer Eigensinn, der keine Abänderung in einmal gefaßten Anschlägen zuließ, paarte sich mit einer Herzenshärte, die seine häuslichen und öffentlichen Handlungen an sich tragen, und mit einem eitlen Stolz und einer asiatischen Prachtliebe, welche ihn selbst im Feldlager nicht verließ. Ausser diesen Leidenschaften drängte und trieb ihn nichts; aber auch nichts war im Stande, ihren Ausbruch zurückzuhalten. Im Besitz königlicher Macht strebte er auch nach dem königlichen Titel. Der große Plan, welchen falscher Ehrgeitz und Eroberungssucht, diese Geißeln des Menschengeschlechts, seinem kühnen und unternehmenden

Geiste

Geiste vorgezeichnet hatten, war höchstwahrscheinlich der: die ganze geschlossene Landschaft von der Süder-see und den Mündungen des Rheins, bis hinauf in das Elsaß seiner Herrschaft zu unterwerfen.

In den Augen eines ländersüchtigen Fürsten ist Verpfändung so gut, wie Kauf. Als Kauf betrachtete der Herzog Karl von Burgund die Provinzen, die er von Siegmund pfandweise übernommen hatte, weil der Besitz derselben einen Hauptgrund zu der Herrschaft legte, die er am Rhein hin zu ziehen dachte. Er wachte daher über die Mittel, sie zu erhalten, und weil er den Geist des Volkes kannte, stellte er einen Landvogt hin, von dem er wenigstens wußte, daß er seiner Herrschaft nichts durch weichherzige Nachsicht vergeben würde. Dieser Mann hieß Peter von Hagenbach, ein drückendes grausames Geschöpf, wie es je eines gab. Sein Amt war mehr das Amt eines Zuchtmeisters als eines Landschirmers. Gestützt auf die Grundsätze seines Herrn, konnte er nichts als befehlen und strafen. Durch harte Auflagen und Plackereyen suchte er den Freiheitssinn dieses Volkes abzuschleifen, und ihre Gemüther zur künftigen Monarchie vorzubereiten. Alle Klagen, die man gegen ihn anbrachte, blieben hülflos. Sein Zweck wurde erreicht: er wurde gefürchtet, aber auch nicht minder gehaßt.

Die freien Schweizer konnten den gepreßten Nachbarn eben so wenig ihr Mitleid versagen, als sich selbst den Grund ihrer geheimen Furcht verhehlen. Wohlgefällig bemerkte dieß der König Ludwig der Eilfte von Frankreich, der größte Despot seines Zeitalters, ein Fürst ohne Edelmuth und Tugend, der nach der grellen aber nicht unrichtigen Zeichnung eines neuern Franzosen von seinem Charakter, ein böser Sohn, hartherziger Vater, barbarischer Bruder, undankbarer Gebieter, gefährlicher Freund und unversöhnlicher

treu-

treuloser Feind war. Den Herzog von Burgund haßte er unter allen seinen zahlreichen Feinden am wüthendsten, und legte jeder seiner Unternehmungen Hindernisse in den Weg. Jetzt bemühte er sich, die furchtbaren Eidgenossen gegen ihn aufzubringen. Er gab ihnen einen bestimmten Jahrgehalt von zwanzig tausend Franken, und löschte die verjährte Feindschaft aus, die zwischen ihnen und dem Erzherzog Siegmund geglüht hatte. Auf sein Zureden schossen die Städte Strasburg und Basel zur Einlösung der verpfändeten österreichischen Besitzungen achtzig tausend Gulden vor. Der Erzherzog trat in ein engeres Bündniß mit mehreren Rheinstädten, zu welchen sich auch der Herzog von Lothringen gesellte. Alle versprachen für einen Mann zu stehen und die drückenden Ketten, mit denen der Herzog von Burgund sie bedrohte, abzuwerfen.

Der erste Schritt war gethan; den andern beschleunigte Karls Gewaltthätigkeit. Er betrachtete eine Handlung, die sich auf die heiligsten Rechte des Eigenthums gründete, als Verbrechen, und bestrafte die Herolde, die ihm die Wiedereinlösung der verpfändeten Provinzen ankündigten, mit dem Kerker. An diesem despotischen Verfahren zündete sich der empörte Geist des Volks an. Unter niedergeschlagenen Gesichtern und demüthigen Verbeugungen lauerte die Wuth gegen den burgundischen Landvogt. Man duldete nur noch, um sich desto nachdrücklicher zu rächen.

Aengstlich und mißtrauisch, wie jeder Tyrann, merkte Hagenbach den heranziehenden Sturm; sein zagendes Herz schlug ihm bange vor dem Anblick jedes Bürgers. Selbst die Bollwerke von Breisach, und die Schwerdter seiner Soldaten dünkten ihm nur eine schwache Zuflucht, so lange sich noch ein Bürger in den Ringmauren blicken ließ. Alle Einwohner

zu entfernen, und sich in der öden Festung einzuschließen: dieß war sein letzter verzweifelter Entschluß; aber auch diesen konnte er nicht ohne empörende Härte ausführen. Am Ostertage, wo Gottesverehrung jede fromme Seele beschäftigte, gab er Befehl, daß alle Bürger nach dem Mittagsmahle sich hinausbegeben, und an dem Stadtgraben arbeiten sollten. Er wollte dann die Thore sperren, und so Vater und Kind, von Heerd und Wohnungen getrieben, ihrer ohnmächtigen Verzweiflung überlassen. Aber der angespannte Faden der Geduld hielte einen so barbarischen Druck nicht länger aus. Statt zu gehorchen, erschienen die Bürger gewafnet auf dem Platz; jeder drängte sich an den Landvogt hinan. Der Tumult nahm zu; Drohungen und Scheltworte verloren jetzt ihre Wirkung. Ein gewisser Vögelin, der eben um Loslassung seines unschuldig eingekerkerten Bruders gebeten hatte, legte zuerst Hand an Hagenbach, und nahm ihn im Namen des Herzogs Siegmund, seines Herrn, gefangen. Die bestürzte Besatzung wagte keinen Widerstand; der Wechsel der Regierung gieng daher eben so schnell als glücklich von statten. Bald darauf wurde Siegmund mit großen Freudenbezeugungen empfangen, und ihm als Retter der Bedrängten aufs neue gehuldigt. Ein niedergesetztes Gericht verdammte den gefangenen Hagenbach zum Schaffot. Sein Tod verlöschte alle Spuren der burgundischen Hoheit am Rhein, und rieß den ersten großen Eckstein aus dem Gebäude, welches Karl in diesen Gegenden zu errichten versuchte.

3.

Karl zieht gegen die Schweizer, aber seine Macht wird bei Granson vernichtet.

Alle Beleidigungen machten auf den stolzen Herzog von Burgund heftige Eindrücke. Von seinem ersten Zorn war am meisten zu fürchten; und auch jetzt, da er sein Ansehen so empfindlich gekränkt sah, wußte er nicht, wo er zuerst losschlagen, was er zuerst zertrümmern sollte. Entwürfe über Entwürfe bestürmten wechselsweise sein Herz. Er glaubte sich gebohren, Reiche in Trümmer zu stürzen, und neue hervorzurufen. Sein Muth schärfte sich an jeder Schwierigkeit, und jemehr er Feinde vor sich sah, desto mehr glaubte er Siege zu erbeuten.

Die Schweizer sahen das Ungewitter, das über sie loszubrechen drohte, und suchten ihm zuvorzukommen. Noch ehe Karl, der in so viele Kriege verwickelt war, gegen sie anrücken konnte, fielen sie, achtzehn tausend Mann stark, in die Grafschaft Burgund ein, gewannen ein Treffen und einige Plätze. Stolz auf ihr Waffenglück befleckten sie den alten Ruhm ihrer Waffen durch jene Barbarey und rohe Wildheit, von welcher die Geschichte ihrer Kriege so manches schauderhafte Denkmal aufstellt. Die schweizerischen Kriegsordnungen verboten es schon, Kriegsgefangene zu machen; der Ueberwundene mußte entfliehen oder sterben. Wer auch nur in einem festen Platze Widerstand gethan hatte, kam nicht leicht mit dem Leben davon. Die Erbitterung des großen Haufens war jetzt aber so stark, daß der Krieg mit einer der Menschheit entehrenden Wildheit geführt wurde. Sogar von andern Bundesgenossen gemachte Gefangene mußten zuweilen den Schweizern ausgeliefert werden, und

wur-

wurden nicht nach Kriegsrecht, sondern nach Kriminalrecht, verbrannt, weil sie Ketzer wären und Dinge gethan hatten, die sich der Schweizer eben so gut erlaubte. Indessen gerade diese sowohl in den Gesetzen, als in den Sitten der Schweizer sich auszeichnende Blutgier trug wohl zur Unüberwindlichkeit derselben das meiste bei. Der Schrecken gieng vor ihnen her, öffnete ihren Spießen die Burgen, und zerstreute beim Schall ihrer Kuhhörner gedrängte Schaaren.

Karl brannte vor Zorn, die Kühnheit und die Mißhandlungen seiner grausamen Feinde zu züchtigen. Eilend hob er die Belagerung von Neuß, einer Stadt im Erzbisthum Kölln, auf, und schloß mit dem Könige von Frankreich einen neunjährigen Waffenstillstand. Darauf fiel er mit aller seiner Macht über den Herzog Renatus von Lothringen her, nahm ihm, bevor ihm seine Bundesgenossen Unterstützung zuführen konnten, ganz Lothringen ab, und behandelte das eroberte Land auf eine Art, welche bewies, daß er nicht gesonnen sey, eine so schöne Beute, wodurch Hochburgund mit den Niederlanden verbunden ward, wieder zurückzugeben. Nach so schnellen und glücklichen Fortschritten, wodurch er den einen seiner Feinde mit einem Streiche zu Boden gestürzt hatte, wandte sich der Sieger, Rache dürstend, und auf neue Eroberungen in Helvetien und in Italien selbst sinnend, im Januar des Jahres ein tausend vier hundert und sechs und siebenzig wider die Eidgenossen, die verhaßtesten unter seinen Gegnern. Er bot alle Hülfsquellen auf, um diesen Krieg, der seinen bisherigen Unternehmungen die Krone aufsetzen sollte, mit Ruhm zu bestehen.

Das Loos der Schweizer, die seit der Epoche ihrer Freiheit durch so manche Trübsale sich hindurch gewunden hatten, stand jetzt auf dem gefährlichsten

Wurf. Ein warnendes Beispiel schwebte ihnen an dem Herzoge von Lothringen vor Augen, und die Versprechungen des Königes von Frankreich, der sie von Anfange an aufgemuntert hatte, giengen bei ihnen eben so wenig, als bei jenem in Erfüllung. Noch kannten sie ihre eigenen Kräfte nicht. Der schröckliche Ruf des Herzogs von Burgund verengte ihr Selbstgefühl, und bei dessen Annäherung überfiel sie eine ungewöhnliche Bangigkeit. Verlassen von allem Beistand sanken sie zur Schwachheit und zu Bitten herab. Sie schickten Gesandte an Karl, und suchten durch annehmliche Vorschläge seinen Zorn zu besänftigen. Die erste abschlägige Antwort, die sie erhielten, schreckte sie nicht zurück. Sie wurden dringender in ihren Bitten, und noch nachgiebiger in ihren Aufopferungen. Ausser dem Schadenersatz wollten sie alle Bündnisse, welche Karln mißfielen, aufgeben, und ihm selbst gegen den König von Frankreich und seine übrigen Feinde, mit sechs tausend Mann, um einen geringen Sold beistehen. Ihr Antrag war aufrichtig und rührend. Einer der Abgesandten stellte dem Herzog ihre Armuth, die Unfruchtbarkeit ihrer Gegenden, und die geringe Ausbeute des zu hoffenden Gewinns vor Augen. Er setzte im Ton natürlicher Einfalt hinzu: daß die Sporen von Karls Reutern, und die Gebisse seiner Pferde mehr werth wären, als alles, was er bei ihnen erobern könne. Aber die Zeit der Versöhnung war verronnen; an den Demüthigungen der Feinde glaubte Karl die Vorboten des Sieges zu erkennen. Er erklärte, daß er die Antwort selbst überbringen wollte, und zwang ein bescheidenes Volk, das sich selbst nur nach der Dürftigkeit seiner Hütten beurtheilte, Helden aus Verzweiflung zu werden.

Nie war der Abstand zwischen stolzem Prunk

und

und genügsamer Armuth auffallender, als bei den Heeren, die jetzt auf den Schauplatz des Krieges traten. Indem die Schweizer ihre vaterländischen Panner mit der Stimme der Freiheit zusammen riefen, hatte Karl an fünfzig tausend Mann, wovon ein grosser Theil aus italiänischen und savoyschen Söldnern bestand, mit dem Reitz des Geldes unter seine Fahnen gesammelt. Indem jene ihre langen Spiesse und Büchsen hervorsuchten, rüstete Karl seine Schaaren mit dem schönsten Geschütz, und den größten Kanonen aus, die man damals in irgend einem Zeughaus in Europa fand. Indem die Schweizer nichts, als ihr warmes Herz, und ihre kraftvollen Arme zum Kampfe mitbrachten, erschien Karl, wie ein Sultan, unter den gehäuften Schätzen seines ganzen Reichs. Um die auswärtigen Gesandten zu desto größerer Bewunderung zu reitzen, befrachtete er sein Gepäcke mit allen Kostbarkeiten, mit allen Kleinodien und Hausgeräthen, welche den hauptsächlichsten Glanz des burgundischen Hofes ausmachten. Sammetne Zelte, mit Perlen durchwirkt, die reichsten Teppiche, die prächtigsten Gewänder schimmerten unter den zierlichen Fahnen und dem blanken Waffenvorrath. Mit vollen Waarenlagern folgten die Krämer dem Zuge, und boten alle Bedürfnisse des Luxus zum Kauf aus. Sogar eine Münze hatte man mitgenommen, wo Gold und Silber im Ueberfluß ab- und zuströmte. Diesen ganzen Reichthum schüttete Karl vor den Mauren von Granson aus. Hier in der Fülle der Gemächlichkeit und des Stolzes, wollte er die Blitze bereiten, womit er seine Feinde zu zerschmettern und zu Schanden zu bringen dachte.

Die Stadt Granson, welche im Waadtlande an der schweizerischen Grenze liegt, war ohnlängst von den Eidgenossen eingenommen und besetzt worden.

Auf

Auf sie richtete Karl die ganze Stärke seines groben Geschützes, und brachte die Belagerten bald in solche Noth, daß sie sich aus der Stadt in das Schloß zurückziehen mußten. Sie waren die ersten, welche das burgundische Feuer aushielten. Wiederholte Stürme hatten ihre Kräfte abgemattet, ohne ihren Muth zu schwächen. Nur dann, als ihr bester Büchsenmeister todt zur Erde fiel, als sie vergeblich sich nach der Hülfe ihrer Landsleute umsahen, wurden sie zaghaft. Ihr erschüttertes Vertrauen, noch stark genug, der Gewalt zu trotzen, unterlag endlich der verrätherischen Heimtücke eines deutschen Edelmanns aus Karls Gefolge. Dieser schilderte ihnen mit schröcklichen Vorstellungen die Gewalt seines Herrn, die Niederlagen, die er schon unter ihren Kriegsgenossen angerichtet, die Zerstörung, die er über ihre Städte gebracht habe. Durch falsche Versicherungen, daß es jetzt der äußerste Zeitpunkt sey, ihr Leben zu retten, und sich der Gnade des Herzogs zu versichern, gelangte er zu seinem Zweck.

Die furchtsame Schaar übergab die Festung. Ihre Sicherheit ruhte auf einem ehrlichen Vertrage, für welchen das Völkerrecht, der Name eines christlichen Fürsten und die Gefühle der Menschlichkeit bürgten. Aber Karl schien seit einiger Zeit seine Großmuth und seinen Charakter zu verleugnen. Er ließ die Eidgenossen, zehen, und zwanzig zusammen gekoppelt, mit Spott und Schimpf durch das Lager führen. Am folgenden Tage wurden gegen achtzig derselben zum schreckenden Beispiel an die Bäume um Granson aufgeknüpft, und der größere Theil in der nahen See ertränkt.

Diese Barbarey schadete Karl mehr als ein verlornes Treffen. Sie verwilderte sein Herz und beflügelte die Rache, die über seinem Haupte schwebte.

Er

Er überlegte jetzt, wie er die Schweizer seine Wuth am nachdrücklichsten fühlen lassen, und das Land am schnellsten unterwerfen, oder, welches ihm gleich war, vertilgen könnte. Aber aus dem Taumel dieser Blutdürstigen Berathschlagungen weckten ihn urplötzlich die Kanonen von Vaumarcu, einem Schlosse unweit Granson, wohin er kurz vorher einen Theil der burgundischen Truppen verlegt hatte. Hier vorüber rückten, unter Anführung des österreichischen Landvogtes, Hermann von Eptingen, zwanzig tausend Schweizer, von dem Schicksal ihrer Brüder zu Granson geängstiget und getrieben. Einige leichte Anfälle, die sie auf dieß Schloß thaten, die zufälligen Würkungen eines ungezämten Muthes, wurden von der Vorsicht ergriffen, um auf eine wunderbare Art den Plan des Ganzen zu leiten. Sie gossen in Karls Brust alle Unruhe der Schlacht, und rissen ihn aus dem festen Lager, wo er unüberwindlich war. Er hatte der Besatzung von Vaumarcu sein fürstliches Wort gegeben, ihr, sobald er ein Merkzeichen hören würde, beizuspringen. Die Vorstellungen seiner erfahrensten Generale konnten ihn jetzt nicht länger aufhalten. Mit seiner ganzen Macht rückte er gegen die Gebürge an, wo die Schweizer in einzelnen Pannern auf der Anhöhe hervorkamen.

Das abwärts gedehnte Feld war uneben, mit Gesträuch bewachsen, und mit Bächen durchflochten. Hier hatte weder die burgundische Reuterey, noch das grobe Geschütz freien Spielraum. Demohngeachtet vertrauten die Burgunder ihrer Menge, und hoften, die kleinen feindlichen Haufen, die sie für den Inbegriff des gesammten Heeres ansahen, zu überflügeln. Ein sonderbarer Umstand bestärkte sie in diesem Wahn. Noch ehe der Angriff vor sich gieng, stürzten die Schweizer männiglich auf ihre Knie nieder, und fal-

teten

teten ihre Hände demüthig zum Himmel. Diesen frommen Gebrauch, wodurch sie ihren Waffen den Segen der Allmacht erbaten, hielten die Burgunder für ein feigherziges Flehen um Gnade. Schon ertönte die Luft von einem wilden Jubelgeschrey; schon glaubten Karls Heere über einen wehrlosen Feind herzufallen, als sie gegen die Mauren der schweizerischen Spiesse hart und blutig anprallten.

Das Vordertreffen, unter Anführung der beiden Bastarde, Anton und Balduin von Burgund, wurde in Unordnung zurück gedrängt. Sie wollten den Feind aus dem gebürgigten Dickicht in die Ebene locken; aber der erste Stoß hatte, wie ein elektrischer Schlag, alle Glieder des Heeres erschüttert. Indem eine Reihe sich auf die andere warf, und immer dichter die schweizerischen Rotten hinter den Bergen vorströmten, verwandelte der Rückzug der Burgunder sich in allgemeine Flucht. Ein panisches Schrecken, welches die Stimme des Feldherrn verachtete, trieb die Geschlagenen ohne Besinnung vor sich her. Karl selbst, der noch nie gelernt hatte, was fliehen war, mußte diese Erfahrung gegen einen Feind machen, dem er kurz vorher mit so tiefer Verachtung begegnete. Sein Ruhm, durch so viele Prüfungen und Gefahren bisher geläutert, erlitt an diesem Tage ein schimpfliches Brandmal. Die geringe Anzahl gebliebener Schweizer zeigte öffentlich, wie wenig es gekostet hatte, den bisher unüberwindlich geglaubten Helden aus dem Felde zu jagen. Sie würden sein ganzes Heer aufgerieben haben, wären sie mit mehr Reuterey zum Nachsetzen versorgt gewesen. Von burgundischer Seite blieben daher nicht mehr, als ohngefähr tausend Mann. Zweihundert meistens edle Burgunder, die sich in das Schloß zu Granson geflüchtet hatten, fielen als Opfer einer gerechten Rache. Die Schweizer

hien-

hiengen sie an eben diese Bäume auf, von denen sie die Leichname ihrer erwürgten Väter und Brüder herunternahmen.

Nie vielleicht, so lange es Schlachten gab, stand die Größe der Beute mit dem Aufwand der erobernden Kräfte in einem geringern Verhältniß; und nie vielleicht gab es einen schnellern Uebergang von Armuth zu Reichthum. Das Glück rief die ärmsten Bewohner eines dürftigen Erdstrichs herbei, um sich in die gesammelten Schätze des reichsten Fürsten der Christenheit zu theilen. Karls ganzes Lager, sein Geschütz, seine Kriegsvorräthe und Kostbarkeiten: alles fiel in die Hände der Sieger. Man eroberte etliche tausend Wagen voll Rüstungen und Lebensmitteln, vierhundert zwanzig Stücke, vierhundert goldgestickte Zelte, und an sechshundert Panner und Fahnen. In vierhundert Trögen fand man silbernes Geschirr, Kleinodien und reiche Röcke in solchem Ueberfluß, daß die Schweizer sie mit Bäurischer Einfalt in Haufen absonderten und unter sich theilten. Hier lernten sie zuerst die ihren Gebürgen bisher fremden Gegenstände des Luxus kennen. Ihre Unwissenheit in diesem Fache war so groß, daß sie das Silber für gemeines Zinn hingaben. Karls berühmter Diamant, der größte, den man damals in der Welt kannte, wurde von einem Kriegsknecht anfangs unter einen Wagen geworfen, nachher aber an einen Priester für einen Gulden verkauft.

In so ungeweihte Hände flüchtete sich der burgundische Glanz. Diese Kostbarkeiten, womit Karl die Augen der Könige blendete, dienten jetzt zu nichts, als die Eitelkeit schweizerischer Bauren zu kützeln. Die köstlichen Kleider und Wämser, der Raub dieses Tages, wurden bald darauf in den schweizerischen Städten und auf dem Lande so gemein, daß man sie

nicht

nicht höher, als schlechtes Tuch schätzte. Karls Verlust — wenn anders Dinge zu würdigen sind, deren Werth damals unersetzlich war — wurde auf drei Millionen Gulden geschätzt. Ein Augenblick hatte die Stützen seiner Macht und seines Stolzes zertrümmert, und dieser glänzende Sieg hatte die Schweizer nicht mehr als fünfzig Mann gekostet.

4.

Verzweifelte Lage des Herzogs von Burgund. Neue Rüstungen desselben.

Der eben so furchtbare als unerwartete Schlag, den der stolze Herzog von Burgund bei Granson erlitten hatte, brachte ihn ganz außer sich. Mit seinen Kostbarkeiten, die er wie ein Asiate zum Prunk mit sich zu führen pflegte, mit seinem Gepäcke und Geschütze, hatte er auch seine Furchtbarkeit und seine Besonnenheit verloren. Statt nun, wie es noch immer in seiner Gewalt stund, Frieden zu machen, entzog er sich dem Umgange der Seinigen, verschmähte Speise und Trank und betrug sich wie wahnsinnig. Sein ganzes Wesen schien von einem fürchterlichen Krampfe angegriffen, und Zorn und Verzweiflung zuckten fieberhaft durch seine Glieder. Unter schröcklichen Verwünschungen zerbiß er sich die Finger, zerriß sich die Wangen mit den Nägeln, und schäumte wie ein wüthendes Thier. Die Natur hielt die gewaltsamen Erschütterungen nicht lange aus. Mit wildem Groll und entkräftetem Körper kam er von Noseroy in Burgund, wohin er sich von Granson mit Mühe und Noth geflüchtet hatte, nach Lausanne. Hier löste sich das Uebel in eine Krankheit auf, von der man glaubte, daß sie seinen Verstand angegriffen habe.

habe. Seine mißliche Lage wurde noch quaalvoller durch die politischen Folgen, die kurz darauf sich ereigneten, oder noch zu befürchten standen.

Eben der Streich des Glücks, der ihm Güter und Ansehen geraubt hatte, entriß ihm zugleich Freunde und Anhänger. Mit ihren wankelmüthigen Versprechungen verschwanden die schönsten Aussichten, und die sichersten Hoffnungen zerflossen in Träume einer gaukelhaften Einbildungskraft. Seine Verbündeten, stets der Uebermacht huldigend, trugen das ganze Gewicht ihres Beistandes, in die Wagschaale des Königes von Frankreich, der heimtückisch darüber frohlockte. Es war aber zu befürchten, er werde es nicht blos bei der Schadenfreude, die er über die Schlacht bei Granson an den Tag legte, bewenden lassen. Die kleinste Bewegung von dieser Seite setzte Karln in Schrecken; sein Daseyn schien jetzt von der Willkühr eines Nebenbuhlers abzuhängen, der nichts sehnlicher, als den Untergang des burgundischen Hauses wünschte. Er überließ sich der Kleinmüthigkeit so sehr, daß er einen Gesandten an den König schickte, und mit unterwürfigem Tone die Ruhe erbat, die er sonst nie anders, als an der Spitze des Heeres erstrotzte.

In dieser gänzlichen Abspannung, worinnen niemand mehr den kühnen unbezwinglichen Heldengeist erkannte, war Karl glücklich genug, eine ausharrende Freundinn an der Herzoginn von Savoyen zu finden. Auch sie hatte der Klugheit so viel nachgegeben, daß sie sich heimlich um die Gunst ihres Bruders, des Königs von Frankreich, bewarb. Doch wandte sie vorher ihre ganze Kräfte an, um Karln wieder auf den Platz zu stellen, von dem ihn ein unglückliches Schicksal herunter gestoßen hatte. Sie reiste zu ihm nach Lausanne; sie suchte durch mil-

de Tröstungen seinen Kummer zu heilen, und durch kräftigen Zuspruch das Feuer der Ehre in seinem Busen zu erwecken. Ein Weib ward hier die Gebieterinn des Herzogs, und ein Schild, welcher die Pfeile des Unglücks hinderte, zu tief in sein Herz einzudringen. Ihre Thätigkeit belebte den Gang der Geschäfte und der Zurüstungen. Sie ließ alle Seide und alle Tücher in ihrem Lande aufkaufen, um Karln mit Kleider und Zelten zu versorgen; sie verschaffte ihm Harnische aus Italien, und frischen Zufluß an Mannschaft. Unter ihrem Einfluß hob sich Karls Muth nach und nach wieder empor. Die verleugnete Natur behauptete ihre Rechte, und mit der Genesung kehrte Ehrgefühl und Rachbegierde in seine Seele zurück.

Karl raffte sich aufs neue fürchterlich auf; er brachte bald ein Heer zusammen, das dem vorigen an Mannszahl nicht nachstand. Sein Lager glich einer Werkstätte von Arbeitern aus allen Fächern. Tag und Nacht wurden Zelte genäht, und Büchsen gegossen; wo nur ein armer Mann zwey Mörser hatte, da mußte er einen hergeben, und jeder Unterthan von allem ehernen Geschirr die Hälfte ausliefern. Diese schnelle Betriebsamkeit setzte das Geschütz, wenn auch nicht in den vorigen vortrefflichen, doch in einen brauchbaren Zustand. Hoffnung und Vertrauen fingen wieder an, frische Wurzeln zu schlagen.

Nachdem Karl die Mannschaft hinlänglich gerüstet, und durch tägliche Uebungen vorbereitet glaubte, suchte er sich ihrer Treue auf eine feierliche Art zu versichern. Er versammelte das ganze Heer auf einem freien Platz vor Lausanne. Mitten unter ihnen bestieg er einen Rednerstuhl, und schilderte in heftigen Worten das Unrecht, den Schimpf, die Beraubungen, die sie insgesammt von den Schweizern erduldet hätten. Er erinnerte sie an die ehemalige

Tapfer-

Tapferkeit, an den Stolz der burgundischen Siege, an die Verächtlichkeit des Feindes, der jetzt ihrem Ruhm und ihrem Leben nachstelle. Er sprach zu ihnen, wie zu Kriegsgenossen und zu Freunden, in deren Macht es stehe, die erlittenen Beleidigungen und den höhnenden Frevel ihrer Feinde zu rächen. Seine flammende Beredtsamkeit durchströmte alle Gemüther, und flößte auch dem Feigsten hohe Gefühle des Muths ein. Alle schlugen zum Zeichen ihres Beifalls die Waffen an einander, und schrieen laut: entweder zu siegen oder zu sterben! Karl verlangte nicht mehr. Dieser Anblick hatte alle Wunden der Vergangenheit geheilt. Siegreich blickte er jetzt auf die schweizerischen Städte, und theilte seinen Anhängern und Freunden Besitzungen aus, die er bereits als erobert betrachtete. In Hoffnung einer baldigen Schlacht führte er das Heer zur Belagerung von Murten. Ihm kam es wohl nicht von ferne in den Sinn, daß dieser Name der spätesten Nachwelt seine Niederlage und die völlige Vernichtung seiner Macht verkündigen sollte.

5.

Die Schlacht bei Murten am zwei und zwanzigsten Julius des Jahres ein tausend vier hundert und sechs und siebenzig.

Die Stadt Murten liegt am See gleiches Namens, zwei Meilen von Bern. Sie war den Schweizern durch alte Bände verwandt, und als eine Vormauer von Bern mit zwei tausend Mann besetzt worden. Karl brachte hier den nemlichen Geist mit, der ihn vor Granson beseelte, und drohte den Belagerten das nemliche Schicksal. Die Stürme, die ihm so

selten gelangen, wurden hier mit gleicher Wuth unternommen. Man schoß Pfeile mit Zetteln in die Stadt, welche die, in barbarisch stolzem Tone verfaßte, Auffoderung enthielten: „Ihr Bauren von Bern, gebt die Stadt und das Schloß auf! Ihr mögt euch nicht erhalten, denn alle Hammer möchten nicht Geld genug schlagen, daß ihr damit erlöset würdet. Wir kommen bald in die Stadt, und wollen euch fahn, erwürgen und an die Gurkel henken.“

Drohungen dieser Art wurden von den Schweizern mit verdienter Verachtung aufgenommen. Die Bauren von Bern waren sich allzugut bewußt, daß ihre Armee die Helden vor Granson geschlagen hatte. Entschlossen, sich unter den Ruinen der Stadt begraben zu lassen, hatte jeder das Recht, einen andern, von dem er zaghafte Worte hörte, bei seinem geschwornen Eide zu erstechen. Ihr tapferer Befehlshaber, ein edler Ritter von Bubenberg, ermahnte sie, ihm, wenn er in einen solchen Fehler geriethe, gleiche Strafe anzuthun. Männer von so hohem Sinn konnten nicht überwunden, sie mußten vertilgt werden. Allein auch aus dieser Gefahr sollten sie als Sieger hervorgehen, und von kurzer Dauer war die Probe, auf die ihre Standhaftigkeit gesetzt wurde.

Ehe noch Karl sich eines Vortheils rühmen konnte, erschien auf den Höhen von Murten das schweizerische Heer, vier und dreißig tausend Mann stark. In einem gelinden Abhange neigte sich das Feld gegen den Murtnersee herab. Hier hatte Karl für seine Sicherheit mit mehr Sorgfalt, als sonst, gesorgt. Auf seine Veranstaltung war rings um das Lager ein dicker Grünhag gezogen worden. In der Mitte stund für ihn ein hölzernes Wachthaus, von welchem er die ganze Gegend überblicken konnte. Seine bisherige Anstalten trugen das Gepräge prüfender

der Erfahrung. Kaum aber trat der Feind ihm unter das Gesicht, als der Gedanke der Schlacht alle andere Vorstellungen bei ihm verdrängte. Glühend schlug sein Herz dem Augenblick der Entscheidung entgegen; er ließ sogleich das Heer ausrücken. Die Natur schien die Schauer dieses Tages zu theilen, und indem Karl in Schlachtordnung aufzog, ergoß sich der Himmel über ihm in dicken Regenströmen. Beide Theile brachten ihre letzten Kräfte zum Kampfplatz, sowohl Karl, der bereits alles verloren hatte, als die Schweizer, denen überhaupt nicht viel zu verlieren übrig blieb. In beiden waren zwei mächtige Hebel wirksam; dort die Rache und hier die Nothwehr. Aus diesen verschiedenen Antrieben floß ein entgegengesetztes Verfahren, und die Hitze, die in dem Burgunder aufloderte, durchglühte den Schweizer mit gemäßigtem, aber anhaltendem Feuer. Ihre wechselseitige Stimmung entschied vom Anfang bis zu Ende die Schlacht.

Mit wilder Streitbegier foderte Karl den Feind auf. Sechs Stunden lang stund sein Heer unter beständigen Regengüssen, und harrte ungeduldig des Angriffs. An jedem verronnenen Augenblicke rieb sich ihre Kraft ab. Ihr Muth war zu heftig auf die Gegenwart gespannt, um für die Zukunft zu sparen. Die Körper wurden ermüdet, die Waffen abgenutzt, der Geist erschlaffte; wider Willen mußte Karl endlich seine Mannschaft in das Lager abführen. Die Schweizer schienen in ihre Verschanzungen gebannt zu seyn; sie rührten sich nicht, so lange der Herzog ihnen eine Schlacht anbot. Sobald er aber sich zum Abzuge wendete, rückten sie zum unvermutheten Angriffe herbei, als sie eben noch durch den vertriebenen Herzog Renatus von Lothringen mit guter Reuterey verstärkt worden waren. Karl scheint wirklich

lich nicht genug Kenntniß der Kriegskunst besessen zu haben, und an Muth und Kriegszucht war sein Heer dem Eidgenossenschen nicht zu vergleichen. Als die entscheidende Stunde gekommen war, wandte sich ein erfahrner Schweizer-Ritter, Johann von Halweil, welcher das Vordertreffen führte, mit entblößtem Schwerdte zu den Seinigen, erinnerte sie an den Tod ihrer Brüder zu Granson, an die Tapferkeit ihrer Voreltern und an die süßen Gefühle der Freiheit. Nach seinem Beispiele fielen alle auf die Knie nieder, und verrichteten ihre Andacht. Indem nun, unter dem Gebet, die Wolken sich etwas aufzogen, und die Sonne den ersten freundlichen Blick durchschimmern ließ, sprang Halweil freudig empor: „Der Himmel, rief er, hat unser Gebet erhört; die Sonne leuchtet uns voran; der Sieg ist unser!“ Diese feierliche Naturscene wirkte mit magischer Kraft auf alle Gemüther; in den Ahndungen der nahen Gottheit stärkte sich ihr Muth; wie rollende Ungewitter stürzten Reuter und Fußvolk gewaltig auf den Feind.

Von dem unvermutheten Angriff überrascht, hatte Karl kaum Zeit, sein schweres Geschütz gegen die eindringenden Panner aufzupflanzen. Die Kugeln flogen zu hoch; und ehe sie gerichtet werden konnten, hatten die Schweizer alles vor sich niedergerissen. Wie Donnerton hallte der dumpfe Klang ihrer Harschhörner den Burgundern in die Ohren. Eine allgemeine Betäubung ergrief die zagenden Glieder. Unter den Streichen der schweizerischen Mordärte wichen sie furchtsam zurück. Ihre eigenen Kanonen wurden gegen sie gerichtet, und der Tod wüthete aus den Werkzeugen, die zu ihrer Beschützung dienen sollten. Schon waren alle Ordnungen gebrochen. Den ermattenden Kampf hielten Karls Leibwachen und die englischen Schützen, deren er sich bediente, am längsten

sten auf. Aber indem ihre Tapferkeit einer allgemeinen Flucht vorzubeugen suchte, wurden zehentausend Burgunder von den übrigen abgeschnitten, und wie in einem Netz eingefangen. Schrecklich war die Niederlage, die nun erfolgte. Gleich einer Heerde Schlachtvieh taumelten die Gejagten vor ihren Verfolgern her, und wurden eben so schimpflich gemetzelt. Die Angst trieb viele auf hohe Bäume, wo sie ohne Gnade herunter gepürscht wurden. Ganze Schaaren eilten dem Murtnersee zu. Was hier nicht unter den würgenden Händen der Feinde blieb, fand in den Fluthen sein Grab. Schichten von Leichname deckten die Ufer; Ströme Blutes färbten das Gewässer. Von jenen zehentausend Mann soll nur ein einziger Reuter sich auf seinem Roß durch Schwimmen gerettet haben.

Die Zahl der Erschlagenen steigt nach der Angabe glaubwürdiger Geschichtschreiber auf mehr als zwanzig tausend, und bis auf unsere Zeiten war das bekannte Beinhaus bei Murten *) ein schauervolles Denkmal von den grausamen Schwerdthieben, welche die Schweizer damals austheilten. Ihre Wuth traf am stärksten den Adel. Keiner von ihnen konnte in dieser fürchterlichen Schlacht sein Leben mit Geld erkaufen. Die vornehmsten burgundischen Geschlechter giengen zu Grunde, und von allen merkwürdigen Män-

*) In Hirschfelds Briefen über die Schweiz befindet sich eine wohlgetroffene Abbildung desselben, und Meiners in seinen Briefen über die Schweiz giebt eine sehr genaue Beschreibung dieses Knochenhauses, die jetzt um so viel mehr manchem zu lesen angenehm seyn wird, da es nicht mehr vorhanden, sondern während der Revolution in der Schweiz von den Franzosen in die Asche gelegt worden ist, nachdem es über 300 Jahre gestanden hatte.

Männern, die an diesem Tage fochten, entrann fast Karl allein dem Tode. In der schrecklichsten Bestürzung verließ er das Feld, wo die Ruinen seiner Macht zerstreut lagen. Sein Lager, seine mühsam zusammen gebrachten Geräthschaften, alles mußte zurückbleiben, und ein elendes verächtliches Leben war das einzige, was er als eine Beute davon trug. Er flüchtete, von Pferd zu Pferd steigend, die ganze Nacht und den nächstfolgenden Tag. Zu Gex, wo er sich in Sicherheit glaubte, nahm er den ersten Ruheplatz, und wurde von der Herzoginn von Savoyen auf ihre Kosten mit allen Bedürfnissen versorgt. Sie selbst kam, ihm Trost einzusprechen; aber die Schmeicheleyen der Freundschaft besänftigten nicht mehr, wie vormals, das empörte Herz. Im Verdruß mit sich und der ganzen Welt sah Karl alle Gegenstände in einen düstern Nebel gehüllt, und die Herzoginn, die gewissermaßen eine Märtyrinn seines Ruhmes geworden war, erschien ihm jetzt in Gestalt einer verderblichen Betrügerinn. Ihren Anreizungen gab er alles das Uebel Schuld, das jetzt gegen ihn anstürmte; von ihr foderte er die Rechenschaft seiner eigenen Thorheiten. Als Triebfeder des Schweizerkrieges wurde sie ihm gehässig, als Mitgenossin seines Unglücks verdächtig. Von einem Weibe konnte er die Seelengröße nicht erwarten, die ihn selbst verlassen hatte, und er vermuthete nichts gewisser, als daß sie an dem Hofe ihres Bruders einen Hafen gegen die einbrechenden Stürme suchen würde. Um den Folgen dieser ganz natürlichen Politik vorzubeugen, behandelte er sie schon im Voraus als Verbrecherinn. Er ließ sie des Nachts durch seinen Gardehauptmann und Vertrauten Olivier de la Marche, mit ihrem ganzen Gefolge bei Genf aufheben. Sie wurde als Staatsgefangene nach Rouvre in Burgund gebracht, und büßte dort eine

zeit-

Zeitlang für ihre allzustarke Anhänglichkeit an einen Fürsten, der sonst ein Gegenstand ihrer Bewunderung gewesen war. Aber die gänzliche Zerstreuung, in welcher Karl schwebte, und die schlaffe Aufsicht, mit der man sie bewachte, öfneten bald die Pforten ihres Kerkers. Sie fand Gelegenheit, mit ihrem Bruder in Unterhandlungen zu treten. Einige hundert französische Reuter holten sie ab, ohne daß jemand sich widersetzte, und Karls heftige Maasregeln dienten unmittelbar, dasjenige zu befördern, was sie verhindern sollten. Die Herzoginn hieng sich jetzt desto fester an einen Bruder, der ihr Land zu schützen versprach, je mehr sie Ursache hatte, einen Freund zu vergessen, der sie mit Fesseln belegte.

Karl war inzwischen nach Burgund gegangen, und hielt sich dort in dem Schlosse Riviere von allem menschlichen Umgange abgesondert. Sechs Wochen lang war er für nichts als für seinen Gram empfänglich. Eine düstere Melancholie umwölbte seine Sinnen, und schlug alle Funken großer und edler Entschließungen in ihm nieder. Sein Körper hatte sich eben so, wie sein Geist, umgewandelt. Er durfte ehemals keinen Wein trinken, und mußte das hitzige Blut, das ihn durchwallte, früh morgens gewöhnlich durch Gefrornes, oder andere mildernde Getränke abkühlen. Jetzt wurde der unvermischte Wein ihm unentbehrlich, und um das Blut nach dem Herzen zu leiten, setzte man ihm Schröpfköpfe mit glühendem Werg auf die linke Seite der Brust. Wie tief war jetzt sein Stolz gedemüthiget! Er, der sonst mit Kaisern und Königen rühmlich gekämpft hatte, er, der von Allen Gefürchtete, sah jetzt auf einmal durch eine Horde roher Bergbauren (sein gewöhnlicher Ausdruck von den Schweizern) das ganze Gebäude seines Ruhms und Ansehens zertrümmert. Der Glanz seiner

ner Größe war erloschen, untergegangen auf immer der Stern seines Glücks. Alle die hochfliegenden Plane von Machtvergrößerung und Eroberungen waren dahin, und mit ihnen seine vorige Energie und Geistesstärke, an deren Stelle jetzt Tiefsinn und träge Schwermuth traten. Durch die Hartnäckigkeit, mit der er über seinen Schmerz brütete, und durch die gänzliche Erschlaffung der er sich überließ, sank sein ohnedieß wankendes Ansehen noch tiefer herab. Der Uebermüthige, wenn das Unglück ihn heimsucht, ist selten ein Gegenstand des Mitleidens; aber wenn er dem ankämpfenden Schicksal nichts als Klagen, oder nur murrende Verzweiflung entgegen setzt, dann wird er ein Gegenstand der Verachtung. Dieser Fall zeigte sich jetzt bei Karln. Sowohl Unterthanen als Ausländer verloren die Ehrerbietung, die sein Name bisher einzuflößen gewohnt war. Inneres Mißvergnügen brach in laute Beschwerden aus. Kraftlose Feinde, die ein einziger wehrhafter Blick in ihre vorige Dunkelheit zurückgeschreckt haben würde, traten hervor, um sich an dem ohnmächtigen Helden zu reiben. Mehrere seiner treuen Diener verließen ihn in dieser bedaurenswerthen Lage; unter andern der damals so berühmte Astrologe Angelus Cato aus Tarent, der zugleich sein Arzt und Rathgeber gewesen war, und jetzt in die Dienste des Königs von Frankreich trat.

In der Schweiz herrschte indessen allgemeiner Jubel über die plötzlich abgewendete Gefahr, über die Vernichtung des furchtbarsten Feindes der allgemeinen Freiheit, und über die großen Vortheile, die der Sieg gewährte. Eine solche Beute an Geld und Gut, als man dem reichen Herzog von Burgund zweimal abgenommen hatte, war den armen Schweizern noch nie vorgekommen; solche Aussichten zu Vergrößerungen hat-

hatten sich noch nie eröffnet als jetzt. Wie Raub und Beute zu vertheilen sey, war weniger bestimmt, auch weniger bestimmbar, als wie gewonnene Länder behandelt werden sollten. Man machte diese entweder, als untheilbare Beute, zu gemeinschaftlichen Unterthanen, oder zu Unterthanen einzelner Kantons. Jeder hatte zugegriffen, jeder verlangte seinen Antheil an der Beute. Nach einigen Deliberationen kamen die Obrigkeiten überein, daß alles eroberte Gut insgemein zusammengebracht, und nach der Mehrzahl Kantonsweise vertheilt werden sollte. Die Auslieferung erfolgte, allein es waltete dabei nicht die strengste Gewissenhaftigkeit, und manches schöne Stück des burgundischen Raubes wurde zurückbehalten. Als nun wirklich getheilt wurde, war niemand zufrieden, und würde es auch nicht gewesen seyn, wenn gleich keines Pfennings werth veruntreut worden wäre. Die Zahl derer, welche an der Beute Antheil verlangten, belief sich wenigstens auf dreißig tausend. Wie viel hätte dazu gehört, die eigensüchtigen Wünsche und Begierden aller dieser Menschen zu befriedigen. Im ganzen Volke hörte man laute Klagen über Veruntreuungen, und sie kamen wohl auch aus dem Munde derer, die in erbeuteten Stoffskleidern und Prachtstücken vor ihren Heerden her zu Berge fuhren; am meisten aber beklagten sich diejenigen, bei welchen die Beute eben so schnell zerrann, als man sie gewonnen hatte. Das junge Volk in Zug faßte bei einer Fastnachtslustbarkeit den Entschluß, „die großen Hansen der Städte zur Rechenschaft zu fodern," und zog in einem lächerlichen Aufzuge gegen Bern an. Sie nannten sich die Gesellschaft des thörichten Lebens, und erpreßten, weil man durch scharfe Mittel gegen sie innern Krieg zu erregen fürchten mußte, in Genf der Mann zwei Gulden Kriegskosten und neue Versicherungen der abzugebenden Ranzion.

Seit der Zeit waren Spaltungen und Befehdungen unter den Schweizern keine Seltenheit. Die einzelnen Kantone blieben dem gemeinschaftlichen Bunde nur so lange treu, als es Bekämpfung eines Feindes von aussen galt; sobald aber diese Gefahr vorüber war, fiengen alle die Leidenschaften, die in der Furcht ihre Quelle haben, besonders Herrschsucht, Geitz und Neid, ihr gewöhnliches Spiel an. Ein Nachbar wollte sich über den andern erheben, oder den andern verkleinern, und seitdem man Karln den Kühnen so glücklich besiegt hatte, wollte man es auch ferner mit auswärtigen Kriegen versuchen, die so schöne Beute brächten. Noch mehr: so wie Ludwig der Eilfte von Frankreich den Anfang gemacht hatte, den Schweizern Subsidien zu schicken, so folgten nun Päbste, Kaiser, Könige und Herzoge diesem Beispiele, und die Schweizer verkauften sich von nun an jeder kriegführenden Macht, die ihnen das meiste Geld bot. Besonders überboten sich Franzosen und Mailänder, um nur diese allzeit fertigen Schläger auf ihre Seite zu bekommen. Das Reislaufen, wie man das Auswandern in fremde Dienste nannte, gewöhnte die sonst so nüchternen Alpenbewohner an ein liederliches Leben, hinderte die Kultur des Landes, erzeugte Habsucht und Grausamkeit, und zuletzt gänzliche Verwilderung. Die Treue gegen den gesammten Bund ward dabei schlecht beobachtet; bald schlossen einzelne Kantone auswärtige Bündnisse, bald diente einer gegen eine Macht, die einen andern Schweizerkanton im Solde hatte. Daraus entstand oft innerer Zwist. Auch genossen viele einzelne Männer, besonders Hauptleute und Magistratspersonen, selbst in Friedenszeiten, fortdaurende Pensionen, insonderheit von Frankreich, worüber redliche Männer oft laut ihre Stimme erhoben. Kein Wunder, wenn immer neue Spaltungen

sich

sich hervorthaten, und wenn das anderwärts um sich greifende Sittenverderbniß mit dem fremden Gelde die sonst unzugänglichen Alpen und ihre des Reichthums ungewohnten Bewohner ergrief. Häufig vermehrten sich Gasthöfe und Schenken, und waren mit Kriegsgurgeln erfüllt. Nachdem die burgundischen Röcke abgerissen und Sold und Beutegelder verzehrt waren, nahm nicht nnr Reislaufen, sondern auch Stehlen, Morden und Rauben überhand. In einem Zeitraum von drei Monaten wurden im Jahr ein tausend vier hundert und achtzig fünfzehnhundert, im Zürichergebiete allein über siebenhundert Räuber, Diebe und andere Verbrecher zum Tode verurtheilt. Doch verdamme der Leser nicht zu schnell die Schweizer allein; anderwärts giengs nicht besser.

III. Die Belagerung von Nancy.

Im Jahr 1476.

(Fortsetzung und Beschluß des Vorigen.)

I.

Verzweifelte Lage des Herzogs Karl von Burgund nach den Niederlagen bei Granson und Murten.

Renatus von Anjou war im Jahr ein tausend vierhundert und drei und siebenzig zur Erbfolge des Herzogthums Lothringen, durch den Tod seines Vetters, des Herzogs Nicolaus, gekommen. Er blieb aber

nicht

nicht lange im ruhigen Besitz dieses schönen Landes. Der Herzog Karl der Kühne von Burgund, kriegerischen Andenkens, fiel in Lothringen ein, und nahm den Renatus gefangen, um ihn kurzweg zur Befriedigung gewisser Ansprüche zu zwingen. Durch Vermittlung König Ludwigs des Eilften von Frankreich erhielt er zwar wieder seine Freiheit, wollte aber weder eine Schuld seines Vorfahren von hundert tausend Goldgulden anerkennen, noch Karln den freien Durchzug durch Lothringen gestatten, noch seinen Bündnissen mit dem Könige von Frankreich entsagen. Aufgebracht darüber fiel der Herzog von Burgund abermals in Lothringen ein, und nahm vor Ende des Jahres ein tausend vier hundert und fünf und siebenzig das ganze Land weg. Die Anlage zu dem großen burgundischen Reiche, welches Karl zu errichten trachtete, gewann durch Lothringen an Ausbildung und Festigkeit. Von Holland bis zur helvetischen Grenze herab, besaß er eine Kette blühender und fruchtbarer Landschaften. Seine Begierde, sich im fortlaufenden Strich aller Provinzen bis ans mittelländische Meer zu bemächtigen, wurde hier durch die Schweizer aufgehalten. Daß diese tapfern Verfechter ihrer Freiheit die burgundische Macht zerstörten, daß die Tage bei Granson und Murten den Herzog Karl in die hülflose feste Lage versetzten, wissen wir aus der vorigen Erzählung.

Der Stolze darf wenig Schonung erwarten, wenn das Glück ihn verläßt. Alle, die der Herzog von Burgund durch seine Ländersucht gekränkt hatte, stunden gegen ihn auf, und suchten seine Demüthigung zu vollenden. Die Schweizer griffen auf allen Seiten um sich, und unter Karls übrigen Feinden war der Herzog Renatus von Lothringen der gefährlichste, weil er der Entschlossenste war.

Die:

Dieser junge Fürst, der keine Handbreit Landes besaß, hatte Muth genug, die Unterdrückung, in der er schmachtete, zu durchbrechen, und Klugheit genug, den rechten Zeitpunkt in Acht zu nehmen. Schon war er den Schweizern an dem Tage lieb geworden, als er bei Murten für ihre Freiheit ritterlich kämpfte. Seine Jugend, seine Bescheidenheit, sein Glück, alles trug dazu bei, ihm Freunde zu erwerben; und der allgemeine Haß, in welchem Karl stund, gab der Gerechtigkeit seiner Sache einen noch blendenderen Reitz. Mit Hülfe einiger Summen, die ihm der König von Frankreich vorstreckte, und eines Schmuckes, der ihm eben damals durch Erbschaft anheim fiel, warb er Truppen an. Sein geringes Vermögen erlaubte ihm keinen langen Feldzug; er mußte schnell ausführen, was er thun wollte, und da bereits einige Lothringische Städte sich für ihn erklärt hatten, gieng er unmittelbar vor Nancy, die Hauptstadt des Herzogthums.

Die burgundische Besatzung, die hier lag, weissagte ihm nur ein geringes Glück. Ihre tapfere Gegenwehr hielt ihn drei ganzer Monate lang zwischen Furcht und Hoffnung. Nichts schien gewisser, als daß Karl zum Entsatz herbei eilen, und ein Land schützen würde, welches allein die Verbindung zwischen Burgund und den Niederlanden unterhielt. Die leichteste Unternehmung hätte die matten Kräfte des Herzogs von Lothringen aufgerieben, und das wichtigste, was Karl noch verlieren konnte, gerettet. Aber eine unglaubliche Schlafsucht fesselte ihn an sein Zimmer; die dringendsten Vorstellungen konnten ihn nicht ermuntern. Er demüthigte sich unter den Spott seiner Feinde, und sah unthätig zu, wie sie in dem Herzen seiner besten Provinzen wühlten. Kein Wunder daher, daß die Besatzung es überdrüssig wurde, für einen Fürsten länger zu fechten, der sich so wenig um

sie bekümmerte. Die geprüfte Geduld der Belagerten rieß endlich, und ihr Befehlshaber Bievres, der keinen Gehorsam ferner erzwingen konnte, sah sich genöthiget, die Stadt am sechsten October des Jahres ein tausend vierhundert und sechs und siebenzig zu übergeben.

Die Nachricht von den schnellen Fortschritten seiner Feinde, und vor allem der Verlust jener schönen und wichtigen Stadt, weckten endlich den Herzog von Burgund aus seinem trägen und unrühmlichen Schlummer. Noch einmal lodert die Flamme seines vormaligen ungestümmen Feuers empor. Er bricht plötzlich von Riviere auf, entschlossen seinem unversöhnlichen Feinde die gemachte Eroberung, es koste auch was es wolle, wieder zu entreissen. Schon am dritten Tage steht er vor Nancy, und sucht seinen Gegner zu einem Treffen zu reitzen. Der erschöpfte Herzog von Lothringen, ohne mehr zu wagen, als ihm die Klugheit erlaubte, warf sich dem Glück allein in die Arme. Er vertheilte seine Mannschaft in Nancy und einige andere Plätze, und flüchtete mit zwölf Reutern nach Deutschland, um dort frische Mannschaft zu sammeln.

Der rauhe November und alle Beschwerden eines harten Winters brachen jetzt herein. Der Kern von Karls Kriegern war bei Granson und Murten gefallen; nur sechstausend Mann, größtentheils krank und schlecht gekleidet, waren dem ehemaligen Anführer der zahlreichsten und mächtigsten Heere jetzt noch übrig. Es fehlte ihm an Waffen, an Zelten und andern Kriegsgeräthen. Jedermann seufzte nach Erholung; sie wurde von der Nothwendigkeit geboten und von den erfahrensten Feldobersten angerathen. Aber schon war Karl so weit gekommen, daß jeder Fehler; den er begieng, ihn zu immer grössern hinabzog. Ue-

ber alle die Lücken, die eine weiße Klugheit beobachtet haben würde, rieß ihn sein Ungestümm hinweg. Er hatte zu viel gelitten, um seine Heilung der Zeit, oder vorsichtigen Maaßregeln anzuvertrauen. Durch ein gewagtes Spiel wollte er entweder alles im Augenblick wieder gewinnen, oder in der Unternehmung zu Grunde gehen. Sein und seiner Truppen Leben dünkte ihm jetzt um den wohlfeilsten Preis feil. Entschlossen, so viel er deren habhaft werden konnte, dem Tod oder dem Sieg entgegen zu führen, schritt er in der rauhesten Jahreszeit, unter murrendem Widerwillen der Seinigen, zu Nancy's Belagerung.

2.

Das burgundische Heer vor Nancy und der Verräther Campobasso.

Die Unterthanen des kriegslustigen Herzogs von Burgund waren es allmählich müde, sich in unnützen Kämpfen für ihren eroberungssüchtigen Fürsten aufzuopfern, und seine sich stets erneuernden Geldfoderungen zu befriedigen. Die Niederländer insbesondere verwünschten den unseligen Kriegseifer ihres Fürsten, und ergoßen sich in laute Klagen über seine tollkühnen Entwürfe. Sie hatten seit dem Antritt seiner Regierung über ihr Vermögen gesteuert. Der Adel, immer gewohnt, mit dem Luxus des Hofes zu wetteifern, hatte sich bey Neuß, einer Stadt im Erzbisthum Kölln, durch eine mehr glänzende als siegreiche Belagerung entkräftet. Auch die Geistlichkeit, die immer nehmen und nie geben wollte, krümmte sich unter dem Druck ungewöhnlicher Abgaben und räuberischer Zollbedienten. In dieser Lage, wo die Unzufriedenheit unter allen Ständen herrschte, wurden

den versammelten Ständen zu Brüssel neue Besteurungen zugemuthet. Karl, der mit einer Handvoll halbnackter Menschen nur geringe Fortschritte vor Nancy machte, verlangte Geld und Truppen. Sein Kanzler Hugonet, ein beredter Mann, mußte die Versammlung mit Bitten und Drohungen bestürmen. Aber die Weigerung war so allgemein und so standhaft, daß Karl nichts als die Hofnung behielt, sich an diesen widerspenstigen Unterthanen, wenn er zurückkommen würde, mit tyrannischen Strafen zu rächen.

Inzwischen ward die Belagerung von Nancy, allen obwaltenden und fast unübersteiglichen Hindernissen zum Trotz, fortgesetzt. Karls Ungestümm hatte den langsamen Gang der Umschliessung des Orts verworfen, der ihn ohnstreitig weit sicherer an das Ziel seiner Wünsche geführt haben würde. Aber bald zeigten sich die Folgen einer Unternehmung, welche unter so ungünstigen Umständen begann. Die schlechtgekleideten und dürftig genährten burgundischen Kriegsleute, welche mit jeder Art von Mangel und Ungemach zu kämpfen hatten, erkrankten und starben häufig als Opfer des Eigensinns ihres Herrn. Nur gezwungen that jeder seinen Dienst und betrachtete sich als den Sklaven eines undankbaren Fürsten, der selbst die härtesten Anstrengungen mit keinem freundlichen Blick belohnte. Nur Maschinen verlangte Karl, die auf den Wink gehorchten. Jede Regung menschlicher Natur, jedes leise Emporstreben eines eigenen Willens schien ihm ein Majestätsverbrechen.

Schon im November gab es strenge Kälte, und gegen das Ende des Jahrs erreichte sie eine solche Höhe, daß am Weihnachtsabend in dem burgundischen Heere und auf den Warten mehr als vierhundert zu Tode erfroren. Dreihundert litten von der Kälte so sehr, daß man ihnen Hände oder Füsse abschneiden muß-

mußte. Hierüber entstand Unwillen unter des Herzogs Dienern, und einer von ihnen, ein Ritter und Hauptmann, brach bei dieser Gelegenheit in folgende Worte aus: „Unserm Herrn, dem Herzog, ist wohl mit kriegen, und er gewänne die Stadt gern. Ich wollte, daß er vorn in der großen Büchse läge; da wollten wir ihn in die Stadt schiessen; so gewänn er doch Nancy, und würd' ihm Krieges genug, daß wir nicht so merklich erfrieren dürften." Diesen natürlichen Ausdruck des Schmerzes, den ein kluger Feldherr in der gegenwärtigen Lage übersehen haben würde, strafte Karl mit äußerster Härte. Kaum hatte man ihm die ausgestossenen Scheltworte hinterbracht, als er sogleich nach dem Schuldigen schicken, und ihn aufhängen ließ.

So groß die Unzufriedenheit im Lager war, so würden doch Uebel dieser Art noch ertragen worden seyn. Die burgundischen Soldaten waren der Strenge ihres Feldherrn zu gewohnt, und Gehorsam war ihnen zu tief eingeprägt, als daß sie gegen Grausamkeiten im Dienste sich öffentlich aufgelehnt hätten. Das Beispiel ihres Herzogs, der selbst Frost und Beschwerden erduldete, wurde wenigstens ein Sporn für diejenigen, die noch Kräfte zum Aufopfern hatten, und noch irgend eine Rettung des gegenwärtigen Elends vor Augen sahen. Gefährlicher war ein Schade, der im Verborgenen schlich, und, wie ein ansteckender Krebs, die gesunden Theile des burgundischen Heers verdarb ohne von Karln bemerkt zu werden. Er nährte nemlich unwissend an seiner Seite einen Verräther, der darauf sann, den für die Feinde geschliffenen Dolch gegen seinen Herrn selbst zu kehren. Dieser Verräther, der aus Rache, Eigennutz und Hang zu Bubenthaten den Untergang des Herzogs von Burgund beschlossen hatte, und gleich einem bö-

 sen

sen Dämon jeden Schritt seines Gebieters zu dessen Verderben zu lenken suchte, war der Graf von Campobasso, ein Neapolitaner. Wegen politischer Meinungen aus seinem Vaterlande vertrieben, hatte er sich lange als unsteter Abentheurer umher getrieben, kam arm und dürftig an Karls Hoflager, und ward von ihm mit Wohlthaten überhäuft. Er erhob ihn zu der ehrenvollen Stelle eines Generals, vertraute ihm vierzig tausend Dukaten, um damit in Italien Mannschaft zu werben, und versorgte ihn mit einem jährlichen Gehalt von zehen tausend Kronen. Aber dieser Unwürdige — einer jener bösen Menschen, wie sie Italien damals nur zu häufig nährte, und deren Verrätherey jedem Bezahler feil war — schändete das Vertrauen, womit sein Herr ihn beehrte, durch eine eigennützige und rachgierige Denkungsart. Eine Ohrfeige, die ihm Karl einst in der Hitze gab, soll den Grund zu einem unauslöschlichen Haß in seine Seele gelegt haben.

Mehr als einmal war der Herzog von Burgund gewarnt worden, vor dem ränkevollen Italiäner sich in Acht zu nehmen: aber er verstopfte vor diesen Warnungen sein Ohr, und hielt sie für nichts weiter, als für listige Versuche seiner Feinde, ihm einen trefflichen Krieger und treuen Diener zu rauben, und entzog ihm sein Vertrauen nicht. Campobasso war es gewesen, der die Niederländer zur Widerspenstigkeit aufgereitzt hatte, denn er hatte an einige der Vornehmsten geschrieben: es sey unnöthig jetzt im Winter die Waffen zu ergreifen, nur die ängstliche Besorgniß des Kanzlers fodere neue Unterstützung, und man brauchte sie nicht zu leisten. Ja der Verräther that sogar dem König Ludwig von Frankreich den Antrag, ihm den Herzog von Burgund für zwanzig tausend Thaler und eine Grafschaft todt oder lebendig auszuliefern. Dieser

ser Antrag fand am französischen Hofe nur deswegen keinen Beifall, weil er zu unnatürlich war um Glauben zu verdienen. Ludwig, der nichts gewisser dachte, als man wolle ihm eine Schlinge legen, brachte der Ehrlichkeit ein sehr wohlfeiles Opfer, indem er Karln den Verräther anzeigte. Aber so groß war das Mißtrauen zwischen beiden Fürsten, daß Karl aus gleichen Ursachen, die Warnung nicht achtete, sondern vielmehr versicherte: wenn etwas Wahres an der Sache wäre, so würde es ihm Ludwig nicht entdeckt haben. Campobasso's Verdienste glänzten jetzt um so reiner in den Augen des Herzogs von Burgund, da ein so erklärter Feind, wie Ludwig, sie mißgünstig herabzuwürdigen suchte. Hinter diesem Schirm spann der verschmitzte Italiäner seine Garne mit vollkommener Sicherheit. Das Heft der Belagerung war ihm anvertraut worden, und er bediente sich desselben lediglich zu Gunsten des Herzogs von Lothringen. An dem Einverständniß mit diesem Fürsten gewann er wieder, was Ludwigs falsche Politik vereitelt hatte. Ihm spielte er das Glück seines Herrn mit solchem Erfolg in die Hände, daß man nicht weiß, ob man mehr Karls Verblendung, oder die Kunst bewundern soll, wodurch Campobasso die vorspingenden Kennzeichen seiner Treulosigkeit niederdrückte.

3.

Fortgang der Verrätherey und der Belagerung.

Die Belagerung von Nancy ward inzwischen mit aller Thätigkeit fortgesetzt, und kein Hinderniß war im Stande, Karls Ungestümm Einhalt zu thun. Verschiedene Lothringer von Adel versuchten es, sich

in

in die belagerte Stadt zu schleichen, um zu ihrer Vertheidigung mitzuwirken. Einige von ihnen gelang auch das Wagestück, andere aber wurden gefangen. Unter denen, welche dieß Unglück betraf, war der Hausmarschall des Herzogs von Lothringen, Namens Cifron, ein Vertrauter aller geheimen Unterhandlungen mit Campobasso, bei denen er selbst als Mittelsperson gebraucht worden war. Nach einem grausamen Kriegsrechte, welches Karl willkührlich auslegte, hatte er den Tod verdient. In dieser Bangigkeit, wo ihn nichts von dem Strange retten konnte, glaubte er sich durch sein Geheimniß zu retten. Er verlangte eine besondere Unterredung mit Karln und versprach ihm Dinge zu entdecken, die seine Person unmittelbar angiengen, und die er nur ihm offenbaren könne.

Zu keiner andern Zeit würde Karl einen solchen Fingerzeig von sich gewiesen haben; aber Campobasso wußte ihn auf eine scheinbare Art von der Nichtigkeit dieser Ausflucht zu überzeugen, daß er den Gefangenen nicht vorließ, und die Hinrichtung zu beschleunigen befahl. Der Verräther bewachte das Zimmer des Herzogs mit der größten Aufmerksamkeit, und entfernte alle diejenigen, welche aus Eifer für das Wohl ihres Herrn ihm Vorstellungen machen wollten. Man mußte das Urtheil vollziehen, und der Schleier, welcher eine so wichtige Verschwörung umhüllte, zog sich jetzt noch dichter vor Karls Augen zusammen. Die Lothringer rächten den Tod des unglücklichen Cifron dadurch, daß sie alle Burgunder, welche ihnen das Kriegsglück in die Hände lieferte, mit gleicher Barbarey behandelten.

Die Stunde der Entscheidung kam nun immer näher. Der junge Herzog Renatus von Lothringen hatte mit der rastlosesten Thätigkeit ein Heer von zwan-

zig

zig tausend Schweizern, Elsässern, Lothringern und Oesterreichern zusammen gebracht, und erschien mit demselben am zweiten Januar des Jahres ein tausend vierhundert und sieben und siebenzig zu Niclasport in der Nähe der belagerten Stadt. Die Letztere war schon auf das äußerste gebracht; hatte alle Greuel des wüthendsten Hungers erlitten, so daß nicht nur alle Pferde, sondern auch unreine Thiere verzehrt worden waren, und stand eben im Begriff sich den Burgundern zu ergeben. Diese Umstände, verbunden mit der Schwierigkeit, sich in einem verödeten Lande bei der strengen Winterkälte mit seinem Heere zu erhalten, bestimmten den Herzog von Lothringen, den Angriff auf die Belagerer und den Entsatz der bedrängten Festung zu beschleunigen. Zum Glück hatte er es mit einem Gegner zu thun, der nie auf sich warten ließ. Jeder andere Feldherr als Karl würde wahrscheinlich bei einer so traurigen Verfassung als die war, worinn seine Krieger sich befanden, auf die Annäherung eines vierfach stärkern Feindes, die Belagerung aufgehoben und sich ins Luxemburgische zurückgezogen haben. In der That ertheilten auch dem Herzog von Burgund die weisesten Mitglieder seines Kriegsrathes, den er jetzt wider seine Gewohnheit zusammen berief, den Rath, eine Schlacht zu vermeiden und sich nach Port a Mousson zurück zu ziehen. Aber Karl, so wenig ihm auch die Gefahr, der er sich aussetzte, entgehen konnte, verwarf ihren Vorschlag. Mit bitterem Hohn maß er sich gegen den Herzog von Lothringen, und versicherte laut, daß er nie einem Kinde weichen würde. Der Graf Chimay glaubte nach gehaltener Musterung ihm vorstellen zu müssen, daß sich nicht mehr, als höchstens drei tausend streitbare Männer in dem Heere befänden; eben diese freimüthige Wahrheit wurde von Karln als eine Belei-

digung aufgenommen. „Und wenn ich allein wäre, antwortete er, ich würde mich schlagen!“ Er beschloß eine Schlacht zu liefern, und der Verräther Camposbasso bestärkte ihn in dem tollkühnen Vorhaben.

4.

Verzweifelter Kampf und Tod des Herzogs von Burgund.

Am fünften Januar des Jahres ein tausend vierhundert und sieben und siebenzig erfolgte die merkwürdige Schlacht, welche auf immer das Schicksal des Herzogs von Burgund entschied. Nur unter den Anfällen der höchsten Verzweiflung, oder mit Hülfe eines Wunderglaubens ließ es sich denken, daß der Sieg einen Augenblick zweifelhaft bleiben könne. Zwanzigtausend kernhafte Deutsche, frische Männer, wohlbewafnet und unerschütterlich treu, folgten dem Herzog von Lothringen. Der burgundische Haufen, kaum dreitausend Mann stark, durch Kälte und Beschwerden ermattet, gieng wie aus einem Lazareth hervor, um sich in den unvermeidlichen Tod, das Ende ihrer Qualen, zu stürzen. Mit diesen halb abgestorbenen Menschen rückte Karl den Lothringern und ihren Bundesgenossen eine halbe Meile von Nancy entgegen. Er nahm eine vortheilhafte Stellung, so daß der eine Flügel durch einen Graben mit doppeltem Gehäge, der andere aber, welcher sich gegen die Landstrasse dehnte, durch einen Zug schweren Geschützes gedeckt war. Unglücklicher Weise fehlte es dabei an Pulver und Kugeln und an den nöthigen Officieren.

Ein allgemeiner Donner des groben Geschützes eröffnete die Scene des Mordens. Darauf stürzte Renatus von Lothringen schnell und ungestümm, wie der

Wald-

Waldstrom von Felsen, auf die burgundische Reuterey. Diese, trotz ihrer geringen Anzahl, bestund mit rühmlicher Entschlossenheit den Angriff. In diesem Augenblicke wandte sich der verrätherische Campobasso von ihnen ab, und gieng, um das Maaß seiner Schande und seiner Verbrechen zu füllen, mit vierhundert welschen Reutern zu den Feinden über. Dort wollte er sich unter das lothringische Heer einordnen. Aber mit einem Edelmuth, der damals unter den Schweizern nicht selten war, weigerten sie sich, neben einem Verräther zu fechten. Geächtet von ehrenwerthen Kriegern, die ihm sagen ließen: er sollte sich eilend davon machen, denn sie duldeten keinen Verräther unter sich! und selbst von demjenigen verabscheut, von dem er den Lohn seiner Treulosigkeit hoffte, mußte er einsam mit seinen Spiesgesellen sich nach Conde, einem Paß, wo die Murte in die Mosel fällt, entfernen. Hier genoß er die niederträchtige Befriedigung, auf die flüchtige Burgunder zu lauren, und sie plündern zu können. Sein wohlverdientes Schicksal in der Folge war, daß er endlich von Allen verachtet in Schmach und Dürftigkeit sein ehrloses Leben beschloß.

Obgleich der treulose Campobasso seinen Zweck nicht erreicht hatte, so war doch seine Flucht bei der verzweifelten Lage des burgundischen Heers, wo der Verlust jedes einzelnen Mannes Lücken machte, und wo es großer Beispiele bedurfte, um den gesunkenen Muth zu erheben, von sehr schlimmer Vorbedeutung. Die Schande des Verräthers war unvermeidlich mit Herabwürdigung desjenigen verbunden, der an ihn sein ganzes Vertrauen verschwendet hatte. Der unerwartete Schlag erstickte die letzten Funken von Patriotismus, und brachte Karln zu einer gänzlichen Fühllosigkeit gegen alles, was um ihm her vorgieng. Er setzte sich bei einem hohlen Wege an einem Bache

fest,

fest, wo er glaubte, daß der Feind herbeiziehen würde; aber auch in dieser Stellung hatte ihn der Scharfblick des Feldherrn verlassen. Indem sein Auge unverrückt an die vorliegende Gegend gefesselt war, schlichen die Schweizer auf einem abgesonderten Pfade unvermerkt heran. Von einem Hügel herab, welcher die nahe Gefahr verbarg, wurde das burgundische Heer plötzlich von der Seite und im Rücken angegriffen. Die Ueberraschung wirkte eben so mächtig, als die Last der überwiegenden Menge. Der von Schrecken und Krankheit gelähmte Soldat verlor bald die Kraft, sein eigenes Geschütz zu regieren. Unordnung mischte sich in die letzten Ausbrüche der Tapferkeit; der schwache Widerstand verkündigte die nahe Flucht.

Weil das Hintertreffen am meisten im Gedränge war, so sandte Karl demselben den Herrn von Lalain mit dem besten Theil seiner Reuterey zu Hülfe. Indem sich diese aber dem Gemetzel der Feinde näherte, und überall nichts als Wunden und Tod erblickte, verließ sie ihren Führer und rettete sich fliehend gegen die Berge. Karl beschloß jetzt selbst an der Spitze seiner letzten Mannschaft das Treffen zu unterstützen. Er ließ sich eben den Harnisch zuschnallen, und als der Haft, in Gestalt eines goldenen Löwen, von ohngefähr absprang, erkannte er dieß als eine schlimme Ahndung, und rief aus: hoc est signum Lei! Mit einem Muthe, der dem letzten Augenblick seines Lebens Ehre gemacht haben würde, stürzte er sich in das dickste Getümmel der Schlacht. Eine gleiche Nacheiferung seiner Truppen würde selbst vielleicht dem tapfersten Gegner unwiderstehlich gewesen seyn. Im Angesichte der Schweizer hielt aber kein Burgunder mehr Stand; zagend suchten alle das freie Feld zu gewinnen. Die Reihen schmolzen zusehends, und

fast

fast allein blieb Karl mitten unter den feindlichen Schwerdtern zurück. In diesen Augenblicken des Schreckens und der Verwirrung that auch die Besatzung von Nancy einen Ausfall, und zündete das Lager der Belagerer an. So auf allen Seiten von erbitterten Feinden umringt und angegriffen, ward in Karls kleinem Haufen alle Ordnung aufgelößt, und aller Widerstand hörte auf. Jeder suchte nur durch eilige Flucht sein Leben zu retten. Die Wenigsten begünstigte aber das Glück; viele von den Fliehenden fanden ihren Tod in der Mosel, andere verirrten sich in den Wäldern und wurden von den ergrimmten Bauren erschlagen.

Der Herzog Renatus von Lothringen hatte wie ein Held, zur Behauptung seines väterlichen Erbes, gefochten. Mit dem wilden Muthe der Verzweiflung hatte Karl von Burgund ihm gegenüber gekämpft: aber alle seine Tapferkeit konnte ihn vom Verderben nicht retten, denn die schwarze Stunde seines Verhängnisses war da. Lange hatte er Bitten und Drohungen verschwendet, seine muthlosen Krieger zur Erneurung des Kampfes zu bewegen. Endlich da jede Hoffnung auf Sieg dahin ist, schlägt er sich mit wenigen Rittern durch die ihn umringenden Lothringer, von denen noch mancher ein Opfer seiner letzten Wuth wird. Ein Bach hemmt seinen Rückzug; er versucht hinüber zu setzen, aber seinem entkräfteten Rosse mißlingt der Sprung, und es stürzt mit seinem Reiter ins Wasser. Unfähig sich selbst wieder heraus zu helfen, ruft er einem Lothringer von Adel, Namens Claude Beaumont, der den fliehenden Burgundern zu Fuße nachjagte: Sauve le Duc de Bourgogne! Dieser etwas schwerhörig und im Schlachteifer versteht: Vive le Duc de Bourgogne! hält diese Worte für Trotz und Ausfoderung, und giebt

dem

dem unglücklichen hülflosen Fürsten mit seiner Hellebarde mehrere Hiebe und Stiche, welche ihn todt in den Bach stürzen. Die nachfolgenden deutschen Kriegsleute, welche ihn nicht kannten, beraubten ihn seiner Kleider und Waffen.

Drei Tage lang verweilten die Sieger, nach alter Schweizersitte, auf der Wahlstatt, und freuten sich eines Sieges, der dem Herzog von Lothringen sein Land wieder verschaffte, und den geringen Ueberrest von Karls ehemals unüberwindlichen Heeren zu Grunde richtete. Zwei Tage lang suchte man vergebens auf dem Schlachtfelde nach dem Leichname des Herzogs; erst am dritten fand man ihn in einem Sumpfe, worinn er fest gefroren war, durch Wunden und Kälte entstellt und aufgetrieben. Wahrscheinlich wäre er nie entdeckt worden, hätte ihn nicht einer seiner Edelknaben fallen sehen, und sich die Stelle gemerkt. Der Leibarzt des Herzogs und sein Helmträger erkannten den Körper an einer Narbe am Halse, einer großen Warze auf der Brust, an zwei verlornen Zähnen, den Nägeln, welche er sich gewöhnlich wachsen ließ, und an andern zuverläßigen Merkmalen seines Körpers. Der Leichnam wurde in eines Bürgers Haus geschafft, und mehrere Tage zur Schau ausgesezt. Man sah an ihm drei Wunden, wovon zwei unfehlbar tödtlich waren. Die eine hatte ihm den Kopf bis an die Ohren gespalten; die andere erstreckte sich durch die Hüfte im Unterleib; von der dritten war der Schenkel durchstochen.

Der Herzog Renatus von Lothringen kam selbst in Trauerkleidern, und besah den Leichnam seines Gegners. Ein langer vergoldeter Bart hieng ihm bis an den Gürtel herab, nach einem aus dem Alterthum stammenden Gebrauch, zum Zeichen eines erkämpften Sieges. Er besprengte den Leichnam mit

Weih-

Weihwasser, und sprach, indem er ihn bei der Hand faßte: „Guter Vetter, eurer Seele sey Gott gnädig; ihr habt uns viel Kummer und Herzeleid verursacht!“ Der Leichnam wurde hierauf mit anständigem Gepränge in der St. Georgenkirche zu Nancy beigesetzt.

So überzeugend die Beweise von Karls Tode waren, so fanden sie auswärts eine geraume Zeit dennoch keinen Glauben. Er hatte so viel Geräusch in der Welt gemacht, und das Zutrauen zu seiner Unverletzlichkeit wirkte so mächtig, daß man, nach der verschiedenen Stimmung der Gemüther, sein Wiedererscheinen fürchtete oder hoffte. Bald hieß es, er sey heimlich nach Deutschland gegangen, und werde in Kurzem an der Spitze eines zahlreichen Heeres wieder erscheinen. Bald sagte man, er halte sich im Verborgenen in Burgund auf, um dort sieben Jahre für seine begangenen Sünden zu büßen, worauf er wieder öffentlich auftreten und die Regierung seiner Länder von neuem übernehmen werde. Ja man hielt sogar einen Unbekannten, der sich in der Stadt Bruchsal durch eine ungewöhnliche harte Lebensart auszeichnete, eine Zeitlang für den Herzog, ob er selbst gleich diesem Wahne widersprach und auch nicht die kleinste Aehnlichkeit mit jenem Fürsten hatte. Als endlich sieben Jahre vergangen waren, ohne daß er sich wieder sehen ließ, verschwand nach und nach die Hoffnung auf seine Rückkehr.

Das schöne und große burgundische Reich, an dessen Vergrößerung eine Reihe kluger Fürsten so glücklich gearbeitet hatte, daß es sich beinahe an Macht mit Frankreich messen konnte, war nun auf einmal ein herrenloses Gebiet, und eine Beute jedes Räubers, der Lust und Kraft hatte, ein Stück davon an sich zu reissen. Der größte Theil davon kam an das Haus Oesterreich, indem Karls einzige Toch-

ter Maria, den Erzherzog Maximilian, nachmaligen Kaiser der Deutschen, heurathete; zugleich aber öffnete sich damit eine unabsehliche Reihe von Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich.

IV. Rebellion in Schottland.

Im Jahr 1637. *)

I.

Verkehrte Regenten-Handlungen König Karls des Ersten von England und seines Ministers Buckingham. Ermordung des Letztern.

Unter allen Geißeln, welche das Strafgericht des Himmels über ein großes Reich senden kann, ist die schrecklichste der Geist der Uneinigkeit und des Aufruhrs. Gleich einem reissenden Strome, der seine Ufer übertritt, ergreift dieses furchtbare Uebel alles, was ihm in Weg kommt, und hinterläßt überall verheerende Spuren einer unbezähmten Gewalt. Die Geschichte unserer Tage nicht nur, sondern aller Zeiten, erzählt davon schaudervolle Beispiele. Jedes Land und jedes Volk hat, zum Theil mehrmals, solche Perioden erlebt; und glücklich, wenn es aus den Stür-

---

*) Diese und die drei folgenden Erzählungen, die mit einander in Verbindung stehen, enthalten zusammen eine ausführliche Nachricht von den merkwürdigen englischen Revolutionen unter der unglücklichen Regierung Karls des Ersten.

Stürmen der Anarchie und des Aufruhrs seine Selbstständigkeit rettete, und, durch traurige Erfahrungen belehrt, eine Verfassung begründete, die das Wohl des Einzelnen und des Ganzen befestigte.

Einen Kampf um diesen Preis kämpfte England um die Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts. Vier und zwanzig Jahre hindurch stritt sich die so reitzbare englische Nation mit ihrem Könige Karl dem Ersten, der ihre politische und religiöse Freiheit unterdrücken zu wollen schien, bis dieser König unter den Händen des Scharfrichters sein Leben endigte. Die Liebe zur Freiheit und der Vorsatz, für sie alles zu wagen, ergrief damals alle Gemüther. Man machte der Krone streitig und entriß ihr nicht nur das, was sie mit Gewalt an sich gebracht hatte, sondern auch, was sie mit Recht besaß. Abscheuliche Gewaltthätigkeiten dienten der Harmonie einer gesetzmäßigen Konstitution zum Vorspiel. Alles schien in Verwirrung zu gerathen, alles sich zu vernichten; aber aus diesem Chaos sollte Ordnung hervorwachsen. Kurz, es war die Schwärmerey und Unsinnigkeit selbst, die auf blutigem Wege zu einer Revolution führte, welche die Engländer als den Grund ihres Glücks rühmen.

Karl der Erste, der, nur sechszehen Jahre alt, im Jahr eintausend sechshundert und fünf und zwanzig seinem Vater Jakob dem Ersten auf dem Throne Großbritanniens folgte, war im Ganzen ein Prinz von achtungswerthen Eigenschaften des Verstandes und Herzens. Er war ein zärtlicher Gemahl und Vater, ein gütiger Herr und ein treuer Freund. Seine Sitten waren durchaus untadelhaft, und seine Tugenden übertrafen bei weitem seine Fehler, unter denen man schwerlich einen einzigen finden wird, der mit Recht den Namen eines Lasters verdiente. Seine

Würde war ohne Stolz, seine Güte ohne Schwachheit, sein Muth ohne Verwegenheit, seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit ohne rauhe Härte und seine Oekonomie ohne Geiz. Nur der von seinem Vater angenommene, und von ihm genährte Grundsatz, von uneingeschränkter königlicher Machtvollkommenheit, das diesem Grundsatze gemäße stete Emporstreben, ein ziemlicher Grad von Unbesonnenheit, die ihn mehr als einmal zu unüberlegten Schritten verleitete, und Befolgung der Rathschläge irrender, oder thörichter, oder böser Rathgeber, bewirkten allmählich seinen schröcklichen Sturz. Er verdiente eher den Namen eines guten als eines großen Fürsten; und seine Fähigkeiten machten ihn eher geschickt, einen wohlgeordneten, regelmäßig eingerichteten, ruhigen Staat zu regieren, als den Launen und zum Theil unsinnigen Einfällen einer Volksversammlung nachzugeben, sie weise zu lenken oder im Zaum zu halten: denn zu dem ersten fehlte ihm Biegsamkeit, zu dem andern erfahrne Klugheit, und zu dem leztern Lebhaftigkeit genug. Wäre Karl als unumschränkter Fürst gebohren worden, so würde sein menschenfreundlicher Charakter und sein guter natürlicher Verstand seine Regierung höchst wahrscheinlich zu einer der glücklichsten gemacht haben. Unglücklicherweise setzte ihn sein Schicksal zu einer Zeit auf den Thron, wo die Beispiele vieler Reiche die willkührliche königliche Gewalt begünstigten, und im Gegentheil das Hauptstreben der Engländer gerade auf Freiheit gerichtet war.

Schon das erste Parlament, das Karl zusammen berief, zeigte ihm die wenige Geneigtheit, seinen Erwartungen und Ansprüchen zu genügen. Er hatte von seinem unbesonnenen Vater einen Krieg mit Spanien geerbt, und seine Schwester, die Gemahlinn des

ver-

vertriebenen Pfalzgrafen in Deutschland, erwartete gleichfalls seine Hülfe. Er verlangte daher vom Parlemente ansehnliche Geldsummen; allein statt dem jungen Monarchen Beweise von Gehorsam und Zuneigung zu geben, bewilligte es ihm kaum den zehnten Theil des verlangten Geldes. Zu diesem unerwarteten und unerhörten Betragen mochte der Haß und Unwille gegen den Herzog von Buckingham, den Liebling des Königs, auf dessen großes, schnelles und so wenig verdientes Glück, die meisten Glieder des Parlements neidisch waren, nicht wenig beigetragen haben. Diesem Staatsmanne war es unmöglich, die Zuneigung des Volks auf immer zu erlangen, ob er gleich den Haß desselben auf einen Augenblick zu ersticken wußte, so lange er nehmlich den Leidenschaften und Lieblingswünschen desselben schmeichelte. Sein angemaßtes Ansehen und seine an sich gerissene Gewalt über Karls Bescheidenheit übertraf selbst die noch bei weitem, welche er über Jakobs Schwäche gehabt hatte, und es geschah beinahe nichts als auf seinen Rath und unter seiner Leitung. Seine heftige Gemüthsart ließ ihn seine Schmeichler und Gehülfen schleunig auf den höchsten Gipfel des Ansehens erheben; aber bei der geringsten Gelegenheit stürzte er sie auch wieder mit derselben Wuth und eben der Heftigkeit, womit er sie erhoben hatte. Er war unversöhnlich in seinem Hasse, leichtsinnig in der Freundschaft, und betrachtete alle Menschen als seine Feinde, oder als wären sie bereit, es zu werden. Alle Gewalt des Reichs war durch das völlig unbegrenzte Vertrauen seines Herrn, und vermöge der höchsten Würden des Staats, womit er überhäuft war, in seinen unersättlichen Händen.

Da Karl bei dem Parlemente so wenig Geneigtheit fand, ihm die verlangten Hülfsgelder anzuweisen, so nahm er zu verschiedenen gesetzwidrigen Mit-

teln seine Zuflucht, und begieng auf den Rath seines leidenschaftlichen Günstlings, die Unbesonnenheit, dem Parlement in harten Ausdrücken zu drohen, und zwei Mitglieder desselben ohne Umstände ins Gefängniß werfen zu lassen. Das verursachte allgemeines Murren, und das Unterhaus weigerte sich, irgend ein Geschäft vorzunehmen, ehe der König die Verhaftete los gegeben hätte. Kaum waren sie in Freiheit, als sich neue Streitigkeiten wider die Rechte der Krone erhoben. Der König ließ das Parlement auseinander gehen, und trieb mit Gewalt neue Steuren ein. Den Predigern im Reich ließ er befehlen, ihren Zuhörern die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von der Kanzel einzuschärfen. Wer sich dem ausgeschriebenen allgemeinen Darlehen widersetzte, erhielt Soldaten ins Haus, oder wurde ins Gefängniß geworfen. Da ein Krieg gegen Frankreich, den Buckingham leichtsinnig veranlaßte, die Geldnoth vermehrte, so versammelte der König ein neues Parlement. Es kam, aber wohl gefaßt auf jeden despotischen Eingriff, und entschlossen, die Rechte der Nation aufs äusserste zu vertheidigen. Mit edler Freimüthigkeit redeten die beherzten Männer über die Verletzung der bürgerlichen Freiheit und über die frevelhaften Anmaßungen des Ministers: „Man ist kein guter Unterthan, sagte ein Parlementsglied des Unterhauses, sondern man ist ein Sklave, wenn man sich zum Spott seines Willens, der Freiheit und der Gesetze des Königreichs, seine Güter rauben läßt.“ Das Unterhaus entwarf die berühmte Acte, Petition of right (Bitte um Rechte) genannt, vermöge welcher es verlangte, daß ohne Bewilligung des Parlements, niemand zu irgend einer Gabe, Anleihe, Auflage oder ähnlichen Beschwerde sollte gezwungen; niemand, weil er sich dergleichen zu zahlen weigere,

vor

vor Gericht geladen, in Verhaft genommen, oder auf irgend eine Weise bedrückt; und mit einem Worte, kein Bürger auf Befehl des Königs ins Gefängniß gelegt werde. Alles Widerstreben war vergebens, und Karl mußte nachgeben, um Subsidien zu erhalten.

Das gute Vernehmen zwischen dem Könige und dem Volke war aber immer nur von kurzer Dauer. Der hohe Begriff, den Karl von seiner Macht hatte, hinderte ihn nicht nur, dem kühnen Freiheitsgeiste nachzugeben, der sich über seine Unterthanen verbreitet hatte; sondern verleitete ihn auch, in ihre, auf die Konstitution gegründeten, Rechte Eingriffe zu thun, indem er blos seine eigenen aufrecht zu halten glaubte. Er betrachtete jedes Verlangen der Gemeinen als einen Versuch, seine Vorrechte zu schmälern; und selbst wenn er ihnen Gehör gab, beleidigte er sie durch sein ungefälliges Widerstreben; er war willfährig ohne jemanden verbindlich zu machen. Seine Vergünstigungen wurden nie als Beweise von königlicher Huld oder als Kennzeichen von Gerechtigkeitsliebe und Edelmuth, sondern als eine abgenöthigte Aufopferung angesehen. Die Repräsentanten des Volks sahen, daß er sie bei ihren Versammlungen immer nur im dem Lichte betrachtete, als wären sie blos da, um Taxen aufzulegen; und sie beschlossen demnach, sich ihrer Gewalt, Geldbewilligungen zu verweigern und für die Bedürfnisse der Krone zu sorgen, dergestalt zu bedienen, daß der König nicht nur ihr politisches Gewicht kennen lernte, sondern sie auch in ihre alten Rechte wieder einsetzen mußte.

Karl und sein Günstling Buckingham fuhren alles Widerstrebens ohngeachtet fort, ihre Macht auszudehnen. Das widerspenstige Parlement wurde aufgehoben, und einige Mitglieder desselben wurden festgesetzt und bestraft. Seitdem verlor sich die Gäh-

 rung

rung der Gemüther nie wieder; einige unglückliche Fehltritte des Königs gaben ihr immer stärkere Nahrung. Nur von Schmeichlern oder partheyischen Anhängern umgeben, sog er die despotischen Grundsätze immer tiefer ein. Die Klagen der Nation drangen nicht vor seine Ohren; er öffnete die Augen über die Ungerechtigkeiten, die er begieng, nicht eher, als bis es zu spät war, seiner verzweifelten Sache wieder aufzuhelfen.

Das Verhängniß entschied zuerst über den verhaßten Buckingham. Gewöhnt, sich seinem Leichtsinn und seinem Ehrgeitze ohne alle weitere Rücksicht sorglos zu überlassen, kümmerte er sich wenig um die Unzufriedenheit der Nation, so nachdrückliche Beweise er auch davon erhielt. Weit davon entfernt, eine Gefahr, welche ihm aus derselben erwachsen könnte, zu ahnen, oder einer ernstlichen Aufmerksamkeit werth zu achten, fühlte er sich plötzlich und rettungslos von dem Messer eines Meuchelmörders getroffen. Am drei und zwanzigsten August des Jahres ein tausend sechshundert und acht und zwanzig durchbohrte ihn, mitten in einer glänzenden Gesellschaft zu Portsmouth, ein gewisser Lieutenant Felton mit einem Messer so rasch und unvermuthet, daß der Thäter schon entsprungen war, ehe man die That bemerkte. Es war ein milzsüchtiger Mensch, der den Minister wüthend haßte, besonders seitdem er selbst einmal von ihm zurückgesetzt worden war. In der Verwirrung, die durch die seltsame That entstand, deren Urheber noch niemand anzugeben wußte, fand man einen Hut an der Thür, mit einem Zettel, auf welchem Buckingham ein Feind des Königreichs genannt war. Indem man diese neue Erscheinung anstaunte, erblickte man durch das Fenster einen Menschen, der in größter Fassung ohne Hut vor dem Hause auf und nieder gieng. „Das

ist

ist er! das ist er!" schrieen einige. „Welcher ists, fragten andere. „Ich bins, sagte Felton mit dem Tone der innigsten Zufriedenheit, und ließ sich willig ins Gefängniß und von da zum Tode führen.

Buckinghams Ermordung erregte das Frohlocken der Nation, und die freudigen Hofnungen der weisen Patrioten. Selbst der König schien keinen Schmerz darüber zu empfinden, wenigstens verrieth weder Klage noch Thräne das Gefühl, einen Freund oder treuen Diener verloren zu haben. Eine Folge von Buckinghams Tod war, daß mit Frankreich und Spanien Friede geschlossen wurde.

2.

Reformationseifer des Erzbischofs Laud.

Die Hofnung der Patrioten, daß der König, von seinem despotisch gesinnten Rathgeber befreit, mildere Maßregeln wählen würde, ward grausam getäuscht. Allein zu gehen, vermochte Karl nicht, und die Führer, welche sich seiner bemächtigten, wurden von demselben Geiste belebt, welcher auch auf Karl selbst ruhte. Einige Anhänger und Geschöpfe Buckingham traten in die Stelle desselben. Den meisten Einfluß auf ihn gewann aber seine katholische Gemahlin, Henriette Marie, eine Tochter König Heinrichs des Vierten von Frankreich, auf welche die reformirten Engländer nie ohne Mißtrauen blickten. Karl schenkte ihr seine ganze Zärtlichkeit und sein ganzes Vertrauen. Ihr Geist und ihre Einsichten berechtigten sie, an seinen Berathschlagungen Theil zu nehmen, so wie ihre Schönheit seine grenzenlose Zärtlichkeit rechtfertigte; da sie aber von einem äusserst lebhaften Temperamente war, so ließ sie ihn nicht selten zu allzura-

schen

schen Schritten hin; und ihre Religion, der sie eifrigst anhieng, verleitete sie, den Katholiken so viele Vergünstigungen zu verschaffen, daß ein allgemeines Mißvergnügen darüber entstand, und der Haß gegen den Hof auch dadurch vermehrt ward.

Karl bedurfte aber jetzt keiner Rathgeber mehr, die ihn zu harten und despotischen Maßregeln verleiteten. Seine Ideen von Herrschaft und Monarchengewalt waren bereits gleichsam verhärtet, sein Mißtrauen gegen die Nation und sein Argwohn, man kann sagen, sein Haß gegen das Parlement, unausrottbar eingewurzelt. Auch sich selbst überlassen, würde er jetzt keinen andern Weg gewählt haben, als auf dem er sich befand, und welcher ihn von dem allgemeinen Zweck des Staats, und von einer kräftigen und wohlthätigen Verwaltung nothwendig mit jedem Tage weiter abführen mußte.

Aller dieser Saat des Zwistes ungeachtet, hätte Karl doch wahrscheinlich seine Unterthanen in der Abhängigkeit erhalten können, wenn er nicht die Schwärmerey wider sich aufgebracht hätte. Die Secte der Puritaner in England war, eben so wohl wie die Secte der Presbyterianer in Schottland, unter dem Vorwand, die reinen Vorschriften des Evangeliums zu befolgen, aller Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten fähig, wozu die Schwärmerey einer eingebildeten Vollkommenheit, oder der Wahnsinn falscher Tugend Leute von mürrischer und ungestümmer Denkart fortreißt. Eine entfernte Vorstellung von Hierarchie, ein Schatten vom Pabstthum, eine unschuldige Ceremonie des römischen Gottesdienstes war hinreichend, die Puritaner in Wuth zu setzen; sie betrachteten dieselben als Greuel, als Werke des Satans, als das Reich des Antichrists; und während ihrer unsinnigen Entzündungen machten sie sichs zur Pflicht, der Sa-

che

che Gottes, das ist, ihrer thörichten Einbildung, alles aufzuopfern. Auf der andern Seite war Karl ein Gottesgelehrter, wie sein Vater, und klebte zu sehr an seinem eigenen Religionssystem, als daß er nicht diese Sectirer in die heftigste Unruhe hätte versetzen sollen. Zu den verkehrtesten Maßregeln verleitete ihn überdieß derjenige Gottesgelehrte, dem er in geistlichen Angelegenheiten blindlings folgte, der Bischof William Laud, den er zur höchsten geistlichen Würde, zum Erzbischof von Canterbury erhob, und mit einer unumschränkten Herrschaft über die Gewissen des Volks ausrüstete.

Vielleicht ist nie in einem Manne der Priesterstolz so ungenügsam anmassend, so hartnäckig emporstrebend, uud so unabläßig betriebsam gewesen, als in Laud. Mit einem fanatischen Eifer arbeitete er dahin, das Ansehen der Kirche und des Priesterthums auf das Ansehen des Königsthums empor zu heben. Eingeschränkt an Geist und an Erfindungsgabe, bestand seine ganze Politik darinn: durch leere und theatralische Ceremonien die Phantasie fesseln, und durch strenge Disciplin dem Verstande imponiren zu wollen. Dabei suchte er die Puritaner niederzudrücken, wenigstens ihre Wirksamkeit zu hemmen. Hiebei und bei der Einführung der Neuerungen in der Liturgie, und den Versuchen, die kirchliche Gewalt zu erhöhen, und die Priestermacht unabhängig zu machen, verfuhr er mit so wenig Klugheit, und verrieth dabei einen so gänzlichen Mangel an Menschenkenntniß, daß erfahrne Beobachter gleich anfangs mit Bestimmtheit vorhersahen, was sich nachher als die Folge davon zeigte. Ohne Talent, ohne Geschmeidigkeit des Geistes, ohne Feinheit und Menschenkenntniß, verachtete oder vernachläßigte er alle die Mittel, welche ihm diese Talente zur Erreichung seines Zweckes hätten an die Hand

geben

geben können. Streng in seinen Sitten und einfach in seinem Lebenswandel, legte er hierauf einen übergroßen Werth, und versprach sich davon eine Wirksamkeit, welche auf die milderen Sitten seiner Gegner zum Theil mit berechnet war. Was weder diese noch die gemißbrauchte Königsgewalt vermöchte, sollte eine wahre oder erheuchelte Schwärmerey vollenden. Durch Anhäufung der Ceremonien suchte er die Sinnlichkeit zu fesseln, und dadurch den Puritanern, welche jede Ceremonie, jeden zwecklosen kirchlichen Pomp streng verwarfen, die Vortheile abzugewinnen. Freilich hatte er nicht bedacht, daß er dadurch den Anhängern der ächtorthodoxen Kirche ziemlich eben so anstößig werden mußte.

Die Neuerungen, welche Laud in dem Kirchenceremoniel einzuführen suchte, waren nicht nur schon als Neuerungen verhaßt, sondern man glaubte darinn auch einen versteckten Katholicismus zu entdecken. Dieß war nicht etwa ein überspannter oder vorgespiegelter Argwohn seiner puritanischen Gegner, sondern auch die Freunde der hohen englischen Kirche, ja selbst die Katholiken geriethen auf diese Ideen. Diese Vermuthung begründete sich so sehr, und schien sich der Wahrheit so sehr zu nähern, daß selbst der Pabst darauf Hofnungen und Aussichten bauete. Ja er ließ Laud unter der Hand einen Kardinalshuth versprechen, wenn er das große und verdienstliche Werk einer Wiedervereinigung der abtrünnigen Tochter mit der Mutterkirche, zu Stande bringen würde. In der That war auch der Geist derjenigen Religion, welche Laud zu verbreiten trachtete, kein anderer, als der, welcher die römisch-katholische Kirche belebt. Priesterherrschaft, Autorität der Synoden und Concilien, Erhebung der Ceremonien als das Wesen der Religion, Intoleranz, Bedrückung und Verfolgungssucht herrsch-

te

te in jener wie in dieser. In jener wie in dieser suchte man in Unterwürfigkeit und Verehrung des Priesterstandes das höchste Verdienst; in jener wie in dieser, durch einen leeren und eitlen Pomp die Sinnen zu blenden, und durch ein nichtiges theatralisches Gepränge eine vernunftlose schwärmerische Ehrfurcht vor einer götzenhaften Gottheit zu begründen; weil eine solche sich zunächst an die Diener derselben hängen würde.

Nicht genug, daß die Geistlichen, welche die von Laud und seinen Brüdern vorgeschriebenen abergläubischen Ceremonien nicht alle genau beobachteten, ihres Amtes entsetzt und aller ihrer Einkünfte beraubt wurden; selbst die Kirchenvorsteher wurden verpflichtet, einen jeden anzuzeigen, der den Kirchenvorschriften entgegen handelte, und alle, die sich der neuen Form des Gottesdienstes nicht unterwarfen, wurden mit der äussersten Strenge behandelt. Die Puritaner wurden strenge verfolgt, und ein Advokat Prynne, der in einem dicken Quartanten hin und wieder die Neuerungen des Bischofs scharf getadelt hatte, ward verurtheilt, fünf tausend Pfund Strafe zu bezahlen, öffentlich am Schandpfahl zu stehen, beide Ohren zu verlieren, und zeitlebens im Gefängnisse zu schmachten.

Als Probe der neuen Ceremonien, denen Laud den Frieden im Königreich aufopferte, diene die Art und Weise, wie er die Katharinenkirche in London einweihete. Diese Kirche war von den Gemeindegliedern erbaut, und gottloserweise eine Zeitlang gebraucht worden, ohne daß die Ceremonie der Einweihung geschehen war. Als diese Nachricht zu den Ohren des abergläubischen Prälaten kam, der damals Bischof in London war, so gerieth er in Entsetzen, und ließ sogleich allen Gottesdienst in der Kirche untersagen, bevor er sie nicht geheiligt hätte. Bei seiner Annäherung zum westlichen Thore der Kirche rief eine Stimme überlaut:

laut: „Oeffnet, öffnet euch, ihr ewigen Thore, daß der König der Ehren einziehe.“ Die Thore der Kirche flogen augenblicklich auf. Der Bischof trat hinein, fiel auf die Knie, hob die Augen empor, breitete die Arme aus und rief mit einem feierlichen Tone: „diese Stätte ist heilig, der Boden, auf dem ich stehe, ist heilig; im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes erkläre ich ihn für heilig!“ Als er hierauf nach der Kanzel gieng, hob er verschiedenemale Staub von dem Boden auf und streute ihn in die Luft. Als er sich dem Abendmahltische näherte, beugte er sich wiederholentlich vor demselben nieder. Bei der Rückkehr gieng er und sein Gefolge rund um die Kirche in einer Art von Procession, wobei sie den hunderten Psalm beteten, und hierauf sprach er eine Gebetsformel, welche mit folgenden Worten schloß: „Wir weihen diese Kirche, und sondern sie für dich ab, als eine heilige Stätte, damit sie nie wiederum durch einen gemeinen Gebrauch entheiliget werde!“ Hierauf trat er an den Abendmahltisch und sprach den Fluch über alle diejenigen aus, die diesen heiligen Ort durch Musterung der Soldaten, Haltung eines weltlichen Gerichtshofes, oder Hindurchtragen einer Last entweihen würden. Beim Schluß eines jeden Abschnitts beugte er sich gegen den Morgen und rief: „Alles Volk sage Amen!“ Nach Endigung des Fluches sprach er den Segen über alle, die auf irgend eine Weise zum Bau und zur Einrichtung dieses heiligen und schönen Gotteshauses beigetragen hätten, und über die, welche Kelche, Silbergeschirre, Zierrathen oder Geräthe in dasselbe geschenkt hätten, oder noch schenken würden. Am Schluß jedes Segens beugte er sich ebenfalls gegen Morgen und rief: „Alles Volk sage Amen!“

Auf diese Ceremonie folgte eine Predigt, nach deren

ren Endigung der Bischof das Abendmahl folgendergestalt hielt. Da er an den Abendmahlstisch kam, machte er viele tiefe Verbeugungen, und als er an die Seite trat, wo das Brod und der Wein stand, beugte er sich siebenmal. Hierauf las er viele Gebete, nahte sich dem Brod und Wein, hob behutsam eine Ecke des Tuchs auf, womit das Brod bedeckt war, fiel einen oder zwey Schritte zurück, und beugte sich mehrmals vor dem Brode; dann trat er wieder näher hinzu, hob das Tuch auf und beugte sich tief. Hierauf legte er die Hand an den Kelch, der einen Deckel hatte und mit Wein gefüllt war. Er ließ ihn loß, fiel zurück und beugte sich dreimal vor demselben. Er nahte sich abermals, hob den Deckel auf, und schaute schüchtern in den Kelch; sobald er aber den Wein erblickte, ließ er den Deckel fallen, und beugte sich wieder wie zuvor. Endlich nahm er das Sakrament und theilte es den übrigen aus. Und da das Gebäude nun, seiner Meinung nach, heilig genug war, ward die Feierlichkeit der Einweihung mit einer Menge Gebetsformeln geschlossen.

Dasselbe fromme Gauckelspiel ward bei ähnlichen Gelegenheiten wiederholt, ungeachtet schon die erste Vorstellung ein großes Aergerniß gegeben hatte. Der Widerstand und allgemeine Haß diente blos, den Eifer des Bischofs für solche abergläubische Mummereyen zu vermehren; und der Hof unterstützte sie öffentlich. Zum Dank für diese Gefälligkeit gegen die Kirche sorgte Laud mit seinen Anhängern dafür, bei jeder Gelegenheit das königl. Ansehen zu erheben; ja sie machten sich kein Gewissen, alle Ansprüche auf eine freie oder wenigstens umschränkte Regierungsform mit Verachtung zu behandeln. Durch dergleichen Schmeicheleyen, und sein eigenthümliches Vorurtheil, ward Karl vermocht, sich als das höchste Oberhaupt zu betrachten,

trachten, dem der Himmel durch sein Geburtsrecht die Sorge für sein Volk übertragen hätte, dessen Pflicht es sey, sowohl für die geistliche als weltliche Sicherheit und Wohlfahrt desselben zu wachen, und der zu dem Ende mit der ausgedehntesten willkührlichen Gewalt ausgerüstet sey. Die Nationalrechte müßten der höchsten Gewalt unterworfen seyn, und kein Stand im Staate dürfte es wagen, sich dem Willen des Souverains zu widersetzen, der am besten wissen müßte, was zum allgemeinen Besten diene.

3.

Kirchliche Reformen in Schottland und ihre nachtheiligen Folgen.

Als die Kirche in England nach Lauds Ideen eingerichtet war, und man die dreusten Tadler der sonderbaren und auffallenden Reformen mit empfindlichen Strafen belegt, ihnen Nasen und Ohren abgeschnitten, und hohe Geldstrafen dictirt hatte, so machte der fromme Erzbischof, die Stimme des allgemeinen Unwillens nicht achtend, Anstalten, auch den Schotten die Wohlthat seiner Reformen angedeihen zu lassen.

In Schottland war die Parthey der Puritaner und Presbyterianer die herrschende, und die kirchliche Verfassung wurde für ganz unabhängig von der bürgerlichen Gewalt gehalten. Christus, und nicht der König, ward als das Haupt der Kirche angesehen; folglich konnte nur die Einwilligung der Kirche selbst, unter der geglaubten Mitwirkung ihres unsichtbaren Oberhauptes, ein hinlänglicher Grund seyn, irgend eine Abänderung in dem Gottesdienste oder in der Kirchenverfassung vorzunehmen. Diesen alten

pres-

presbyterianischen Grundsätzen zum Trotz suchte nun Karl (von Laud ermuntert) geradezu, die Nationalreligion umzustürzen, und eine Gleichförmigkeit in dem neuen Gottesdienste zu erzwingen. Die eigentliche Absicht dieser Reformen entgieng den Schotten nicht. Es war einleuchtend, daß Karl keine andere Absicht hatte, als, in Vereinigung mit den Bischöffen, die schottische Kirche eben so unumschränkt, wie die in England, zu beherrschen, und die ganze kirchliche Verfassung in allen seinen Königreichen gleichförmig zu machen. Allein die Schotten waren nicht geneigt, sich solche Veränderungen gefallen zu lassen; mit wilder Schwärmerey vertheidigten sie ihre Freiheiten, und richteten endlich das königliche Ansehen in beiden Königreichen zu Grunde.

Unterdessen war Karl mit seinen vornehmsten Dienern eifrigst beschäftiget, Kirchengesetze und eine Liturgie für ein Volk aufzusetzen, welches beide verabscheute. Die Kirchengesetze, welche im Jahr Eintausend sechshundert und fünf und dreißig öffentlich bekannt gemacht wurden, erregten zwar bei der Nation wenig Geschrey und Widerstand, aber desto mehr innere Besorgniß und Unmuth. In der That waren sie auch höchst willkührlich und empörend, zumal für ein Volk, das so eifersüchtig auf seine bürgerlichen und kirchlichen Freiheiten hielt. Sie enthielten ausdrücklich den Satz, daß die Gewalt des Königs unabhängig und unumschränkt sey, und sie verordneten, neben vielen andern für ein presbyterianisches Ohr unerträglichen Dingen: „daß die Geistlichen nicht aus dem Herzen, sondern nach einer vorgeschriebenen gedruckten Liturgie beten sollten; daß niemand, ohne Erlaubniß des Bischofs, in dessen Sprengel er wäre, das Amt eines Schulmeisters verwalten, und niemand zum Prediger ordinirt werden, oder irgend eine kirch-

liche

liche Verrichtung vornehmen sollte, bevor er nicht diese Kirchengesetze unterschrieben hätte.

Selbst Leute von gemäßigten Grundsätzen, die diese Verordnungen mit einer gewissen Gleichgültigkeit ansehen konnten, waren mit Unwillen erfüllt, daß man ein ganzes System von kirchlichen Gesetzen einführte, ohne vorher die geringste Bewilligung weder von Seiten der Kirche noch des Staats eingeholt zu haben. Sie besorgten einen ähnlichen Despotismus in der bürgerlichen Verfassung. Indessen unterwarf man sich dem Anscheine nach gänzlich dem königlichen Befehle, bis auf das Ablesen aus der neuen Liturgie. Sie war größtentheils aus der englischen entlehnt, und es war folglich an und für sich wenig daran auszusetzen. Aber dieser scheinbar gute Umstand war keine Empfehlung für die Schotten, die stolz auf die Reinigkeit ihres Gottesdienstes, in der Meinung standen, daß die englische Kirche noch eine starke Beimischung vom römischen Sauerteige behalten habe. Sie stellten daher die neue Liturgie als eine Art von Messe vor, die nur weniger Pomp und Verzierungen habe.

Einer königlichen Proklamation zufolge sollte inzwischen diese neue Liturgie am Osterfeste des Jahres Ein tausend sechshundert und sieben und dreißig in Schottland eingeführt werden. Um die Gemüther der Hauptstadt erst darauf vorzubereiten, schob sie der Stadtrath einige Monate auf. Als endlich der Dechant von Edinburg in der Hauptkirche, in Gegenwart des Bischofs, des Geheimderaths und einer großen Gemeinde, am drey und zwanzigsten Januar, in ein Meßgewand eingehüllt, die neue Art des Gottesdienstes anfangen will, und kaum das Buch aufgeschlagen hat, so wird er vom Geschrei des Pöbels, und besonders der Weiber: „Papist, Papist! Antichrist!

christ! steinigt ihn! stürmisch unterbrochen." Nach dem Bischofe, der die Kanzel besteigen wollte, wurde gar mit Schemeln und Fußbänken geworfen. Der Rath wurde beschimpft, bis endlich mit vieler Mühe die Magistratspersonen durch Zureden und Gewalt den Pöbel hinaustrieben, und die Thüre vor ihm verschlossen. Indessen dauerte der Tumult von aussen immer noch fort. Thüren und Fenster wurden mit Steinen eingeworfen, und als der Bischof nach geendigtem Gottesdienste die Kirche verließ, wurde er von dem wüthenden Pöbel auf der Straße angegriffen, und mußte mit Lebensgefahr entfliehen. Als er Nachmittags mit dem Großsiegelbewahrer in der Kutsche ausfuhr, wurde er unter furchtbaren Verwünschungen von einem Hagel von Steinen verfolgt. Kaum konnten die Bedienten mit bloßen Schwerdtern die Gewalt zurück halten, und sich und die Fahrenden retten. Ein zweiter Versuch, der am achtzehnten October mit der neuen Liturgie gemacht ward, lief nicht besser ab, und dießmal sah man nicht blos Leute aus dem gemeinen Volke unter den Widerstrebern. Alle Stände vereinigten und widersetzen sich den Religionsneuerungen. Es wurden Bittschriften voll Klagen wider die Papisterey eingegeben. Die Weiber schrieen alle Häuser voll, und von den Kanzeln erschallten die heftigsten Schmähungen wider den gekrönten Antichrist.

Einige edle Schotten entschlossen sich hierauf, selbst nach London zu reisen, und den König so bescheiden als möglich zu ersuchen, um seines eigenen Friedens willen von seiner eigensinnigen Neuerungssucht abzustehen. Da aber Karl, gegen alle Grundsätze einer gesunden Politik, und selbst der gesunden Vernunft, unbeweglich dabei beharrte, seinen schottischen Unterthanen diese Art des Gottesdienstes auf-

zu-

zubürden, so entstanden neue Tumulte, und der Pöbel strömte von allen Enden des Königreichs nach Edinburg, um sich diesem verhaßten Zwange zu widersetzen. Personen aus allen Ständen vereinigten sich, um die Einführung der Liturgie zu verbitten; die Kanzeln ertönten fortdaurend von heftigen Declamationen gegen den Antichrist, und der Pöbel, der sich zuerst der neuen Art des Gottesdienstes widersetzt hatte, ward gar witzig von den Predigern mit Bileams Esel verglichen, dem der Herr, trotz seiner natürlichen Dummheit, zur Bewunderung der ganzen Welt, das Maul geöffnet habe. Mit einem Worte, Schwärmerey, verbunden mit Partheysucht und Privatinteresse, vermischt mit dem Geiste der Freiheit, brachten alle Anzeigen einer höchst gefährlichen Empörung hervor; und dennoch weigerte sich Karl, als hätte er unter dem Einfluß eines blinden Geschicks gestanden, trotz den Vorstellungen seiner geschicktesten Ministern und seiner treuesten Diener in jenem Königreiche, hartnäckig von seinem Vorhaben abzustehen.

Da eine neue königliche Proklamation, welche nach Edinburg kam, strengen Gehorsam foderte, so brach eine förmliche Empörung aus. Es bildeten sich vier Ausschüsse, bestehend aus dem höchsten Adel, aus den geringeren Güterbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande. Alle viere versammelten sich in Edinburg und brachten einen Aufsatz zu Stande, den sie den Covenant nannten, und in welchem sie sämmtlich gelobten, ihrer väterlichen Religion treu zu bleiben, und sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen. Jedermann ward eingeladen, diese Schrift zu unterzeichnen, und kaum war der Aufruf dazu ergangen, als Tausende Tag für Tag herzuströmten, ihren Patriotismus und ihren Glaubenseifer zu bewähren, und die Sache Gottes, wie sie meinten,

ten, zu vertheidigen. Selbst die Minister und Räthe des Königs wurden von der allgemeinen Wuth ergriffen.

Jetzt fieng Karl an, wegen den Folgen einer so mächtigen Verbindung besorgt zu werden. Er trat mit den Verbündeten in Unterhandlungen, erbot sich, die Kirchengesetze und Liturgie so lange aufzuheben, bis sie auf eine freundliche und gesetzmäßige Weise angenommen würden, foderte aber die Aufhebung des Covenant. Die Theilnehmer an demselben antworteten aber: „sie wollten lieber ihrer Taufe als dem Covenant entsagen." Auch konnten sie dem Könige um so mehr Trotz bieten, da sich die Zahl der wehrhaften Männer, auf deren Beistand sie sich verlassen konnten, schon auf sechzig tausend belief. Karl hatte in Schottland keine Truppen, ihnen zu widerstehen, und auf Hülfe von dem mißvergnügten England konnte er eben so wenig rechnen. In dieser Verlegenheit versprach er, die Kirchengesetze, die Liturgie und das Gericht der hohen Kommission gänzlich aufzuheben; aber er wollte sich nicht entschliessen, die bischöfliche Verfassung abzuschaffen, die er zum Daseyn einer christlichen Kirche für eben so wesentlich hielt, wie seine schottischen Unterthanen sie für unverträglich mit derselben ansahen. Es ward in Glasgow eine Versammlung gehalten, in welcher die Stände durch ein weitläuftiges Dekret die Bischöfe, die hohe Kommission, die neuen Kirchengesetze und die neue Liturgie abschaften. Die Frage, ob sie dazu befugt seyen, beantworteten die presbyterianischen Geistlichen durch die Gegenfrage: „Welche Macht ist ehrwürdiger, die geistliche oder die weltliche? wer ist gröser, Christus oder der König?" Auch an einem treflichen Haupte fehlte er den Schotten nicht. Der Graf von Argyle war im ganzen Lande eben so beliebt, als der König

verhaßt war, und seine Einsicht und Kraft machten ihn zu einem treflichen Volksführer. Er sah weit richtiger, als der König, worauf es in diesem Streite hauptsächlich ankommen werde. Ein Heer von tüchtigen Schotten ward aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Grenze wurden mit Vorräthen versehen und stärker befestiget, und so groß war der allgemeine Enthusiasmus, daß selbst Weiber und Kinder Holz und Steine herbei trugen. Die auswärtigen Schottländer verliessen die Kriegsdienste und eilten ihrem Vaterlande zu Hülfe. Die allgemeine Begeisterung ward noch durch inspirirte Weibspersonen erhöhet, die sich durch ihre Raserenen Prophetenrang und Achtung erwarben. Eine solche war die Frau Michelson, die nur von Zeit zu Zeit ihre Paroxismen bekam, in denen sie vor Tausenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland sprach, den sie nicht anders als den covenantischen Jesus nannte. In ihrer Gesellschaft sah man oft einen beliebten reformirten Prediger, Namens Rollo, der ihre Orakel am ehrerbietigsten einsog, und unter andern einmal, da das Volk ihn auffoderte, mit ihr zu reden, die Antwort gab, es wäre sehr unbescheiden, wenn er jetzt das Wort führen wollte, da sein Meister Christus aus ihr spreche.

4.

Krieg gegen die empörten Schotten.

Der bedrängte König von England sah sich jetzt in die harte Nothwendigkeit versetzt, seine eigenen Unterthanen zu bekriegen. Die Sparsamkeit hatte ihm Geld verschaft, und die Katholiken lieferten ihm durch Vermittlung der Königinn Zuschüsse. Eine furchtbare

Flot-

Flotte, mit fünf tausend Mann am Bord, hatte Befehl, in den Meerbusen Forth einzulaufen, und zu Land wurde ein schnell geworbenes Heer von beinahe zwanzig tausend Mann zu Fuß und drei tausend zu Pferd in Bewegung gesetzt. Der König selber begab sich ins Lager, welches eher das Ansehen eines glänzenden Hofes, als einer Zurüstung zum Kriege hatte.

Das schottische Heer war so zahlreich als das königliche, nur nicht so stark an Reuterey. Die Officiere hatten indessen mehr Erfahrung, und die Soldaten, ob sie gleich in der Eile geworben und nur leicht bewaffnet waren, wurden von der stärksten Triebfeder belebt, die das Gemüth des Menschen zu Thaten hinreissen kann, von Eifer für die Erhaltung der bürgerlichen und Religionsfreiheit. Indessen sandten doch die Anführer der Mißvergnügten heimliche Bittschriften an den König, und baten um einen Vergleich. Der König, welcher durch eine Entscheidung in seiner übereilten und bedenklichen Lage sich neue Gefahren zuzuziehen befürchtete, schloß plötzlich einen Waffenstillstand mit ihnen, so wenig er auch jetzt seinem Interesse vortheilhaft war. Er versprach, alle streitigen geistlichen Sachen von einer allgemeinen Versammlung der Kirche, und die bürgerlichen vom Parlement entscheiden zu lassen. Beide wurden nach Edinburg berufen. Die allgemeine Versammlung handelte nach eben den Grundsätzen, als die zu Glasgow, ob man gleich die Schlüsse dieser letztern gar nicht erwähnte, weil der König sie im Waffenstillstand nicht anerkannt hatte. Sie erklärte die bischöfliche Würde für unrechtmäßig, die Liturgie und Kirchengesetze für papistisch, und die hohe geistliche Kommission für tyrannisch. Die Kirchenverfassung ward ganz in ihrer alten Form hergestellt. Der Covenant sollte sogar mit der ausdrücklichen Erklärung unterzeichnet werden,

daß er die Aufhebung der bischöflichen Regierung und der Erhebung geistlicher Personen zu bürgerlichen Bedienungen mit sich bringe.

Das war zu viel für Karln. Entschlossen, die bischöfliche Würde durchaus nicht aufheben zu lassen, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als den Krieg von neuem anzufangen. Der Geldmangel hatte ihn genöthiget, seine Truppen gleich nach dem Waffenstillstande zu entlassen; und da die englische Nation wenig Neigung zeigte, sich in diese Händel zu mischen, so war es ihm unmöglich eine neue Armee, ohne unerschwingliche Kosten und ohne großen Zeitverlust, zusammen zu bringen. Die vorsichtigeren Schotten, die es vorhergesehen hatten, daß sie ihre Ansprüche noch einmal mit den Waffen würden unterstützen müssen, gebrauchten die Vorsorge, bei der Entlassung ihrer Truppen solche Maßregeln zu nehmen, daß sie dieselben bald wieder bei einander haben konnten. Die Officiere hatten Befehl, sich auf den ersten Wink in Bereitschaft zu halten, und die Soldaten waren gewarnt, nicht zu glauben, daß die Nation nun vor einem Einfall der Engländer sicher sey. Der fromme Eifer machte beide wachsam; und kaum stießen ihre geistlichen und weltlichen Anführer in die Trompete, als jedermann auf seinem Kriegsposten erschien, und abermals zur Vertheidigung der bürgerlichen und Religionsfreiheit ins Feld rückte.

Es drängte sich nun Karl schnell das Gefühl auf, daß alle seine Sparsamkeit, und alle Summen, die er sich vorschiessen ließ, zur Unterhaltung seines Heeres nicht hinreichen würden. So dringend aber seine Verlegenheit war, so schwierig schien es, irgend ein Hülfsmittel zu entdecken. Nach einer solchen Menge von ungesetzmäßigen Auflagen, die er versucht hatte, und nach so vielfacher Erbitterung der Nation, die

er

er sowohl bei eben diesen Auflagen, als auch bei seinem Benehmen in Ansehung der Religion erregt hatte, ließ sich von einem englischen Parlemente wenig erwarten. Und doch war Karls stolzer Geist genöthiget, zu diesem demüthigenden Mittel, als dem einzig übrig bleibenden zu schreiten. Er berief die große Nationalversammlung, die er eilf Jahre lang so verächtlich in Unthätigkeit gelassen hatte, und warf sich ihr in die Arme. So beredt und scheinbar auch seine Vorstellungen waren, so fanden sie doch wenig Eingang bei den Patrioten, welche lieber die Schotten zu neuen Unruhen bezahlt hätten, als Soldaten zur Dämpfung derselben. Sie drangen darauf, daß vor allen Dingen die Abstellung ihrer Beschwerden möchte in Erwägung gezogen werden, ehe sie die Geldbewilligung vornehmen könnten. Dieß, sagten sie, sey dem alten Gebrauche des Parlaments gemäß, und gründe sich auf eine eifersüchtige Anhänglichkeit an die Konstitution; die vorgegebene dringende Noth betreffe nur das Ministerium, nicht die Nation; denn wenn eben die Bedrückungen, unter welchen die Engländer seufzten, die Schotten dahin gebracht hätten, daß sie das äusserste wagten, so sey nicht abzusehen, was die Engländer nöthigte, für sich selbst Ketten zu schmieden, indem sie ihren Nachbarn Ketten anlegten.

Voll Mißvergnügen über dergleichen Reden, und in der festen Ueberzeugung, daß die Zahl seiner Feinde bei weitem das Uebergewicht über seine Freunde habe, faßte Karl den verzweifelten Entschluß, das Parlement unverzüglich aufzuheben. Verschiedene Mitglieder desselben, die sich am freimüthigsten geäussert hatten, kamen in Verhäft, und man erlaubte sich, ehe die Zeit der Parlementsfreiheiten verflossen war, die Durchsuchung ihrer Zimmer und Taschen. Doch damit gewann Karl wenig, vielmehr erbitterte

er

er die Gemüther nur noch heftiger. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gährung; in einer Nacht ward unter andern der Pallast des Erzbischofs Laud von etwa fünfhundert Aufrührern bestürmt, und gegen zwey tausend andere drangen einmal in die St. Paulskirche, als die hohe Kommission daselbst Gericht hielt, warfen alle Bänke um, und riefen laut: „keine Bischöfe! keine hohe Kommission! Freiheit der Kirche und dem Volke!"

Dieß waren die sehr deutlichen Vorboten der englischen Revolution, welche der König sehr unklug mißkannte, oder mit geringer Macht zu unterdrücken hofte. Als das letzte Hülfsmittel zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse, sah er sich in die schimpfliche Nothwendigkeit versetzt, von seinen Ministern, Hofleuten und Geistlichen Geld zu borgen; die Bürger von London wollten ihm nichts vorschiessen. Für das Zusammengebrachte wurden neunzehn tausend Fußsoldaten und zwey tausend Reiter geworben. Das weit zahlreichere Heer der Schotten war aber früher fertig geworden und an die Grenzen von England marschirt. Trotz ihrer überlegenen Macht führten sie immer noch eine sehr unterwürfige Sprache; sie rückten, nach ihrer Erklärung, in keiner andern Absicht in England ein, als um Zutritt zu der Person des Königs zu erhalten, und ihre demüthigen Bitten zu den Füßen Sr. Majestät nieder zu legen. Da ihnen ein englisches Detaschement von viertausend Mann den Uebergang über den Fluß Tyne verwehrte, so schlugen sie sich bald mit Gewalt durch, welches die ganze englische Armee in einen solchen Schrecken setzte, daß sie viele Meilen weit vor den Patrioten floh. Die siegenden Schotten nahmen Besitz von Newkastle, ohne jedoch die mindeste Gewaltthätigkeit an den Personen oder dem Eigenthum der Einwohner zu verüben. Sie hielten

ten nicht nur die strengste Mannszucht, sondern bewiesen auch die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen England in dem Grade, daß sie sogar alle Lebensmittel baar bezahlten. An den König schickten sie Gesandte, um ihre Versicherungen eines rechtmäßigen Gehorsams und ihrer Unterwürfigkeit zu wiederholen, und ihn wegen des unvermeidlich vergossenen Blutes seiner englischen Unterthanen um Verzeihung zu bitten.

Karl verstand diese heuchlerische Sprache, aber seine Umstände erlaubten nicht sie zu rächen. Bei einer leeren Kriegskasse sah er seine Soldaten unzufrieden und muthlos, die ganze Nation aber mißvergnügt und zur Empörung geneigt. Die Einkünfte waren schon im Voraus erhoben, und jedes Mittel Zuschuß zu erhalten, das die feinste List ersinnen konnte, war längst angewandt. In dieser äussersten Verlegenheit wählte der König, damit die Schotten nicht weiter gegen ihn vordrängen, von zweyen Uebeln das kleinste: eine Unterhandlung. Die Folge derselben war ein Waffenstillstand, vermöge dessen den Schotten, so lange sie in England blieben, täglich achthundert und fünfzig Pfund, zu ihrem Unterhalte zugestanden wurden.

5.

Das lange Parlement. Hinrichtung des Ministers Strafford.

Die mannigfaltigen Ursachen des Mißvergnügens, die sich seit mehr als dreissig Jahren in England mit jedem Tage gehäuft hatten, waren jetzt bis auf den höchsten Gipfel gestiegen; und Karl, der nun verzweifelte, daß er dem reissenden Strome würde Einhalt thun können, entschloß sich endlich, demselben nachzugeben. Er berief daher, einer zahlreichen Men-

ge von Bittschriften, und dem allgemeinen Wunsche seiner Unterthanen gemäß, auf den dritten November des Jahres Ein tausend sechs hundert und vierzig ein Parlement. Die englische Geschichte nennt es mit Recht das lange oder blutdürstige, denn es veranlaßte einen bürgerlichen Krieg und stürzte den König. Alle Mitglieder waren ernstlich darauf bedacht, den Beschwerden abzuhelfen, die so groß und zahlreich waren, daß selbst die Freunde des Königs sie nicht alle leugnen konnten. Die Presbyterianer waren durch Karls und seines Vaters politische Fehler so zahlreich geworden, daß sie bei weitem das Uebergewicht bekamen. Einige von ihnen hatten weder gegen den König noch gegen die bischöfliche Verfassung gefährliche Absichten. Sie wollten blos Duldung in Ansehung der kirchlichen Verfassung haben, und den König wieder in seine gesetzmäßige Macht einschränken. Andere wollten die bischöfliche Verfassung umstossen und den König so klein machen, daß er sich ihren Absichten nie widersetzen könnte. Zu diesem schlugen sich in der Folge die Independenten. Sie waren anfangs die schwächsten, aber sie gewannen nach und nach die Oberhand. Im Anfange wußten sie ihre Absichten meisterhaft zu verstecken, aber indem sie mit jenen blos schienen an der Abstellung der Beschwerden zu arbeiten, bahnten sie sich einen Weg, auf dem sie nachher nichts zurück halten konnte.

Das erste Geschäft des Parlements war, den König seiner treuesten Diener zu berauben. Dem zufolge geschahen sogleich die heftigsten Angriffe auf seinen ersten Minister, den Grafen von Strafford, den man allgemein für den Urheber der Entwürfe hielt, durch die sich der König bei der Nation verhaßt gemacht hatte.

Wilhelm Baronet Wentworth, dieß war Straf-

fords

fords angeerbter Name, stammte aus einer der edelsten Familien des Landes, und die mit Sorgfalt ihm gegebene Erziehung endigte mit Reisen, die den fähigen Kopf des wohlgearteten Jünglings frühe aufklären halfen. Da sein Vater zeitig starb, und ihm sechs tausend Pfund, eine damals ungeheure Summe, reinen Einkommens hinterließ, so war es eben kein Wunder, daß der junge Mann in die Angelegenheiten seiner Provinz bald Einfluß gewann. Schon im sechs und zwanzigsten Jahre ward er Friedensrichter, und, was noch größeres Zutrauen anzeigte, Custos rotulorum der Grafschaft York, die ihn auch bald darauf zu dem merkwürdigen Parlement vom Jahre Ein tausend sechs hundert und ein und zwanzig deputirte, wo er, wie überall, durch Eifer fürs gemeine Beste sich sogleich hervorthat. In dem ersten unter Karl versammelten Parlemente zeichnete seine Beredsamkeit und sein Patriotismus sich noch glänzender aus. Um den muthigen Redner aus einem neuen Parlemente zu entfernen, ließ sein alter Feind, der damals alles vermögende Herzog von Buckingham, ihn durch den König zum Sheriff der Grafschaft ernennen; ein Posten, der keine Abwesenheiten erlaubte. Wentworth, der seiner Vaterlandsliebe unbeschadet dem Könige herzlich ergeben war, gehorchte; stand aber eben so wenig an, als kurz nachher eine willkührliche Schätzung auch von ihm eingetrieben werden sollte, diese zu verweigern, und lieber sich ins Gefängniß führen zu lassen. Ein solcher Muth verdoppelte das Zutrauen der Nation, und seine Grafschaft erwählte ihn im Jahr Ein tausend sechs hundert und acht und zwanzig wieder einstimmig zum Parlemente. Hier betrug er sich mit so vieler Mäßigung und Klugheit, daß der König selbst ihn zu schätzen anfieng, und zum Vicomte und Mitglied des geheimen Raths unaufgefodert ernannte.

Als

Als bald darauf Buckingham unter dem Dolch eines Meuchelmörders fiel, und der König des so gebieterischen Rathgebers los wurde, nahm seine Achtung für Lord Wentworth immer mehr zu, und ein paar Jahre später gab er den besten Beweiß davon, indem er ihm die höchstkitzliche Statthalterschaft des Königreichs Irrland auftrug. Hier fand Wentworth vollauf zu thun, und that es mit so viel Einsicht und Klugheit, daß erst seit seiner Verwaltung dieses so lange unglücklich gewesene Land sich zu erholen und der Krone nützlich zu werden anfieng. Es war daher eine sehr verdiente Belohnung, daß der König ihn endlich zum Lord Lieutenant oder Vicekönig des Reichs und Grafen von Strafford ernannte; auch alle die übrige Ehrenbezeugungen hinzufügte, womit die Krone dem Staat und ihr ergebene Diener in England auszeichnen kann. Strafford bewährte sich fortan als des Königs treuesten Freund, zeigte in jedem Verhältnisse große Fähigkeiten, tiefe Einsichten, unermüdeten Fleiß, standhaften Muth und einen völlig unbescholtenen Charakter. Aber bei dem allen war er hart, und rieth dem Könige zu strengen Maßregeln, wozu er ohnehin schon geneigt war. Die Nation war daher gegen ihn aufgebracht, und allgemein hielt man ihn für die stärkste Stütze des königlichen Despotismus. Die Schotten sahen in ihm den Hauptfeind ihres Landes, und die Irrländer waren gegen ihn aufgebracht, weil er ihr Parlement zu großen Subsidien beredt hatte, und dafür eine Armee von neun tausend Mann wider die Schotten auf die Beine stellte. Die Engländer haßten ihn so wie jene, weil er das demokratische Covenant aus allen Kräften zu vernichten suchte, und den neuerlichen Traktat und Waffenstillstand dem Könige widerrieth. Seine schnelle Erhebung hatte überdieß den Neid empört, und daher er-

erhob sich nun gegen ihn die allgemeine Stimme des Unwillens.

Strafford sah den Sturm vorher, der gegen ihn loßzubrechen drohte, und suchte ihm durch seine Entfernung auszuweichen. Er wollte sich zur Armee, oder in sein Gouvernement nach Irrland begeben; aber der König, der seine Gegenwart und seinen Rath in einem so entscheidenden Zeitpunct für unentbehrlich hielt, versicherte ihm, daß das Parlement ihm kein Haar auf dem Haupte krümmen solle. So viel Vertrauen hatte Karl noch immer zu seiner Gewalt, die doch im Begriff war ganz zu verschwinden, und so schimärisch waren seine Ideen von der Majestät eines Königs.

Das Parlement erhob schon in den ersten Sitzungen die heftigsten Klagen gegen den Minister, beschuldigte ihn des Hochverraths, und ließ ihn gefangen nehmen. Das nehmliche Schicksal hatte kurz darauf des Königs zweyter Rathgeber, der Erzbischof Laud. Dem Siegelbewahrer und dem Staatssecretair war ein gleiches zugedacht, aber beide flüchteten noch eben zu rechter Zeit übers Meer. So war in wenigen Tagen der königliche Staatsrath aufgelößt, ohne daß Karl es verhindern konnte. Seine Bitten, Drohungen und Vorschläge zur Versöhnung blieben wirkungslos, und er mußte es ansehen, wie seine liebsten und fähigsten Diener und seine despotische Verführer vom Parlemente gefangen, angeklagt und bestraft wurden, oder freiwillig ihre Aemter niederlegten. Wer irgend gemäßigt dachte, gerieth auf den Argwohn, daß man den Plan habe, die Monarchie umzustürzen, und die Kirche schwebte in keiner geringern Gefahr. Unterdessen die Redner im Parlemente die Gemüther in Gährung erhielten, erschollen die Kanzeln von Partheigeist und Schwärmerey: denn das Haus der Gemeinen hatte eigenmächtig alle

an-

ansehnlichen Pfarrstellen mit puritanischen Predigern besetzt. Diese führten öffentlich die presbyterianische Form des Gottesdienstes ein, und fanden damit in London einen so erstaunlichen Beifall, daß nicht nur eine unglaubliche Menge von Leuten in die, ihnen angewiesenen Kirchen zusammenströmte, sondern auch die, welche keinen Platz mehr finden konnten, sich an die Thüren und Fenster drängten, in Hoffnung, daß sie wenigstens von dem entfernten Murmeln etwas vernehmen, oder hie und da ein Wörtlein von der geistlichen Beredsamkeit aufhaschen würden.

Es geschahen von nun an die wüthendsten Angriffe auf die herrschende Kirche. Mit jedem Tage hörte man neue Schmähungen auf die Anmassungen der Bischöfe; und alle Freunde der Freiheit waren über die von der Geistlichkeit verbreiteten Lehrsätze dergestalt verbittert, daß man eine Zeitlang gar keinen Unterschied zwischen denen sah, die blos der zu weit getriebenen Hierarchie Einhalt thun wollten; und denen, die darauf ausgiengen, alle Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu vernichten. Durch diesen günstigen Anschein ermuntert, wurden in allen Gegenden des Königreichs Bittschriften gegen die herrschende Kirche aufgesetzt; und der gewöhnliche Name, den alle Kirchendiener erhielten, war: die unwissende und lasterhafte Priesterschaft. Den meisten Lärm machte die Bittschrift der Stadt London, worin man auf eine gänzliche Umschaffung der Kirchenverfassung drang, und die von sechszehn tausend Personen unterzeichnet war.

Karl kam immer mehr ins Gedränge, und mit Ungestümm war die Bestrafung des unglücklichen Strafford gefodert. Der König suchte den Haß gegen ihn durch neue Minister zu besänftigen; aber auch diese wünschten die Entfernung des talentvollen Mannes. Um so eher war er nun seinen Feinden preisgegeben.

geben. Eine Commission von dreizehn Parlementsgliedern bekamen den Auftrag sein Verfahren zu untersuchen. In dem Gerichtssaale zu Westmünster wurden für beide Häuser Gerüste erbaut; das Oberhaus stellte den Richter, das Unterhaus den Kläger vor. Die Anklage und Vertheidigung dauerte achtzehn Tage, und Strafford betrug sich mit so vieler Bescheidenheit und Ehrerbietung, und mit so großer Standhaftigkeit und gesetztem Muthe, daß die Gemeinen, trotz dem Gewicht ihrer Uebermacht, es unmöglich gefunden haben würden, ein Verdammungsurtheil gegen ihn zu bewirken, wenn die Lords nicht durch den tobenden Pöbel wären in Schrecken gesetzt worden. Mit jedem Tage verbreiteten sich neue Gerichte von Verschwörungen und Komplotten, und etwa sechs tausend Mann mit Schwerdtern und Knitteln bewafnet, strömten aus der Stadt zusammen, und umringten beide Häuser des Parlements. Wenn ein Lord vorübergieng, so erscholl das Geschrey um Gerechtigkeit gegen Strafford in seinen Ohren; und die, welche im Verdacht stunden, daß sie Freunde des verhaßten Ministers wären, konnten sicher erwarten, Drohungen zu hören, die mit Zeichen von den erbittersten Absichten der wüthenden Menge begleitet waren. Durch diese Drohungen in Furcht gesetzt, sprach das Parlement über den unglücklichen Minister das Todesurtheil aus.

Sobald die Gewaltthätigkeit des Pöbels insofern triumphirt hatte, so wurde sie augenblicklich angewandt, die Genehmigung des Königs zu erzwingen. Große Haufen Volks belagerten das königliche Schloß, und unterstützten ihre Foderung der Gerechtigkeit gegen den Minister mit dem lautesten Geschrey und öffentlichen Drohungen gegen den Monarchen. Es giengen abermals Gerüchte von Komplotten

ten und Verschwörungen gegen das Parlement herum; man besorgte Angriffe und Aufruhr, und die ganze Nation kam in eine solche Gährung, daß eine große und plötzliche Empörung zu befürchten war. Wohin der König sein Auge wenden mochte, nirgend sah er eine Zuflucht, nirgends Sicherheit, ausser, wenn er sich dem Willen seines Volkes unterwarf. Seine Hofleute, die mehr auf ihre persönliche Sicherheit, vielleicht auch mehr auf ihr Interesse als auf die Ehre ihres Herrn sahen, riethen ihm, das Todesurtheil zu genehmigen. Die kleinmüthigen Richter, die er um ihre Meinung befragte, erklärten das Urtheil für gesetzmäßig; und die Königinn, die schon sonst dem Grafen nicht hold gewesen war, und nun durch den Anschein der schröcklichen Gefahr, der sich die königliche Familie aussetzte, wenn sie ihn in Schutz nahm, in die größte Unruhe versetzt ward, drang mit Heftigkeit auf seinen Tod. Sie hoffte, daß das Volk, wenn man ihm in dieser Forderung nachgäbe, endlich beruhiget werden würde, und daß sie auf diese Weise nicht nur einen desto größeren Einfluß auf den König, sondern auch einiges Vertrauen bei der Volksparthey erlangen würde.

Als Strafford vernahm, in welcher Unschlüssigkeit und Besorgniß der König sich befände, that er etwas sehr ungewöhnliches: er schrieb ihm einen Brief, worin er ihn um des öffentlichen Friedens willen bat, seinem unglücklichen, wiewohl unschuldigen Leben ein Ende zu machen, und das empörte Volk durch Bewilligung einer Foderung zu befriedigen, worauf es so ungestümm dränge. „In diesem Falle, setzte er hinzu, wird meine Einwilligung Sie vor Gott mehr rechtfertigen, als sonst alle Welt es könnte; wem sein Wille geschieht, dem geschieht kein Unrecht. Und wie ich, durch die Gnade Gottes, aller Welt mit einer

ner Ruhe und Sanftmuth vergebe, die meiner dahin scheidenden Seele eine unendliche Zufriedenheit gewährt, so kann ich für Sie, Sire! dieß irdische Leben mit aller erdenklichen Freudigkeit, in der dankbaren Erinnerung an alle Ihre unbegrenzte Huld, aufopfern." Vielleicht gab Strafford, als er dieß schrieb, sein Leben für verloren, und verzweifelte völlig, daß er den vielfachen Gefahren, wovon er sich auf allen Seiten umringt sah, jemals entkommen würde; vielleicht hofte er aber auch; daß dieser ungewöhnliche Beweiß von Großmuth den König nur noch mehr verbinden würde, sich seiner anzunehmen. Allein in diesem Falle täuschte er sich, denn nach der empfindlichsten Bekümmerniß, und einem heftigen Kampfe mit qualvollen Zweifeln, gab Karl seine Einwilligung zu Straffords Hinrichtung. Er sandte selbst einen Secretair an den Unglücklichen, und ließ ihm von dem Entschlusse Nachricht geben, den ihm die Noth abgedrungen hätte. Der Graf schien darüber zu erstaunen; er fuhr auf, und rief mit den Worten der Schrift: „Vertraue nicht den Fürsten, noch den Söhnen der Menschen, denn bei ihnen ist kein Heil." Doch faßte er sich bald wieder und bereitete sich zum Tode. Es war ihm nur eine Frist von drey Tagen erlaubt. Der König versuchte noch einmal, ihn zu retten, indem er durch die Hand des jungen Prinzen einen Brief an die Pairs sandte, worinn er sie ersuchte, die Gemeinen zu einer Milderung des Urtheils zu bereden, und wenigstens um einen Aufschub bat: aber beide Bitten wurden ihm abgeschlagen.

In den furchtbaren Augenblicken der herannahenden Auflösung, wo sich der Verurtheilte weder durch die frohe Aussicht auf Unsterblichkeit in den Augen des Volkes, welche die Seele des sterbenden Patrioten erhebt, gestärkt, noch durch den theilnehmen-

den

den Kummer der Zuschauer getröstet fühlte, fand sein erhabener Geist die festesten Stützen in sich selbst; und aufgerichtet durch das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit behauptete er seine unerschütterliche Entschlossenheit, mitten unter den Schrecken des Todes und unter dem triumphirenden Jauchzen seiner rachsüchtigen Feinde. Indem er aus seinem Gefängnisse nach dem Blutgerüste geführt wurde, blieb er unter dem Fenster des Erzbischofs Laud stehen, mit dem er lange in vertrauter Freundschaft gelebt hatte, und bat ihn, mit seinem Gebete bei dem herannahenden furchtbaren Augenblicke ihm beizustehen. Der bejahrte Primas zerfloß in Thränen; und als er mit gebrochener Stimme einen zärtlichen Segen über seinen scheidenden Freund gesprochen hatte, sank er in die Arme seiner Bedienten.

Straffords Reden und sein Anstand auf dem Schaffot zeugten von eben so viel Ruhe als Muth. „Das Vergießen unschuldigen Blutes, sagte er, als eines Söhnopfers, ist, wie ich fürchte, eine üble Vorbedeutung von der beschlossenen Staatsveränderung." Als er seine Gattinn, Kinder, Freunde und Bediente, Gott und der Nation empfohlen hatte, entkleidete er sich, und sagte, indem er seinen Kopf auf den Block niederlegte: „ich danke Gott, daß ich vor dem Tode nicht zittere, noch von den Schrecken desselben überwältigt bin; sondern ich lege mein Haupt dießmal so freudig nieder, als ich es je beim Schlafengehen that." Mit einem Hieb flog der Kopf herunter. So starb Strafford in seinem neun und vierzigsten Jahre, die letzte große Stütze des königlichen Ansehens. In der Folge ward das über ihn gesprochene Urtheil für ungerecht erklärt.

6.

Demüthigende Einschränkung der königlichen Gewalt durch das englische und schottische Parlement.

Die Siege, welche die Patrioten über die königliche Gewalt errangen, rissen sie zu immer neuen Unternehmungen fort. Täglich wurden im Parlemente Beschlüsse gefaßt, die den Hof in Erstaunen seßten und aufs bitterste kränkten, der Nation aber neuen Muth und neue Erbitterung einflößten. Vergebens erwartete der König, daß das Parlement, aus Erkenntlichkeit gegen so viele Proben seiner unbegränzten Gefälligkeit, ihm endlich ein wenig nachsehen, und zu der herzlichen Eintracht, wozu er es auf Kosten seiner eigenen Macht, und des Lebens seines Freundes eingeladen hatte, wieder zurückkehren würde. Er kannte den Geist der Leute nicht, mit welchen er zu thun hatte. Gleich allen, die plötzlich zu politischer Gewalt kommen, wußten auch sie nicht, wo sie inne halten sollten, nachdem sie einmal so weit gegangen waren, und drangen unvermerkt von einer Stufe zur andern fort, bis sie die ganze Herrschaft über den Staat an sich geriffen hatten.

Es vergieng nun keine Sitzung des Parlements, in der nicht ein neuer revolutionärer Beschluß gefaßt worden wäre. Reden hörte man jetzt auf dieser Stätte, die eines Demosthenes und Cicero würdig gewesen wären, und die so allgemein intereſſirten und erschütterten, daß sie gedruckt verlangt wurden, welches vorhin nie üblich gewesen war. Das erhöhte die Begeisterung des Volks, und die Prediger auf den Kanzeln thaten das Uebrige. Laut jauchzend, und Freiheit und Gleichheit fodernd, lief der Pöbel schaa-

Bayerische Staats-Bibliothek München

renweise durch die Straßen, öffnete die Gefängnisse, und führte alle diejenigen, welche wegen allzufreier Schriften gefangen saßen, im Triumph heraus, streute ihnen Blumen, und begrüßte sie mit hohen Ehrentiteln. Das alles mußte der ohnmächtige König in seinem Schlosse mit ansehen und anhören, ungewiß, wann oder wie diese seltsame Gährung sich enden werde.

Das Unterhaus verfuhr demnach jetzt vollkommen als unumschränkte gesetzgebende Macht, und wurde auch von allen Engländern als solche anerkannt. Es hatte dem Könige die Bill abgetrotzt, daß das Parlement künftig, auch ohne seine Einwilligung, beständig fortdauren sollte. Karls Entschliessung, diesen seinem königlichen Ansehen so gefährlichen Punct einzugehen, bestimmte man durch die Drohung, daß die Stadt London das zur Unterhaltung der Armee nöthige Geld sonst nicht mehr vorschiessen würde. Das Zutrauen, das die Nation in das Unterhaus setzte, war so groß, daß man alles, was es that, für recht hielt. Und oft war dieß doch blos die Folge von der wilden Thätigkeit einiger seiner Mitglieder, die sich allmählig der ganzen Versammlung mittheilte. Dieser wilden Thätigkeit setzte der zu wenig standhafte und entschlossene Karl einen nur schwachen Widerstand entgegen. Daher mußte er nicht nur die hohe geistliche Commission, die man der eigenmächtigen Anordnung des Kirchenstaates beschuldigte, aufheben, sondern auch die sogenannte Sternkammer, einen Gerichtshof, welcher eine große willkührliche Gewalt ausübte, abschaffen. Gerade hierdurch wurde aber Karls königliche Gewalt am meisten untergraben, weil er, seit der Auflösung der Sternkammer, das Recht verloren hatte, Verordnungen ergehen zu lassen.

Die Schotten hatten ihre bewafnete Macht noch im-

immer auf englischem Boden. Um sich dieselben zu verbinden, behandelte man sie als sehr ehrenwerthe Alliirte, beherbergte die Truppen in den nordenglischen Grenzplätzen, zahlte ihnen sogar eine Subsidie von dreimal hundert tausend Pfunden, und erklärte sie öffentlich für brave Unterthanen des Königs. Ja man schmeichelte ihnen auf der allerzartesten Seite, indem man ihrer Religion auch in England alle Achtung erwieß.

Karl, von allen Freunden verlassen, sah kein anderes Mittel, den kleinen Rest seiner Ehre noch zu retten, als wenn er sich mit denen willig vereinigte, die er zu bekämpfen zu schwach war. Er gieng hierinn so weit, daß er sein Ministerium mit einigen der heftigsten Männer der populären Parthie, besetzte; allein dieß half nur wenig. In diesem Gedränge beschloß er nach Schottland zu gehen, um nach seinem Versprechen den Einwohnern ein Parlement zu geben. Vielleicht, dachte er, sind die Schotten leichter zu gewinnen, und so könnten sie, seine ersten Feinde, ihm jetzt vielleicht zu einer Vormauer gegen seine zweiten, die Engländer, werden. Allein der Geist des Mißtrauens und der Empörung waltete in beiden Königreichen gleich stark, und die Engländer thaten ihr Möglichstes, die Schotten noch mehr aufzuwiegeln. Da die königlichen Truppen von dem letzten Zuge her, noch in den nördlichen Provinzen beisammen lagen, und auf Bezahlung warteten, so schoß das Parlement geschwind eine Summe zusammen, befriedigte sie damit, und ließ sie schnell auseinander gehen, damit der König sie bei seiner Durchreise nicht mehr fände. Auch drängte sich eine Gesellschaft von Gliedern des Unterhauses hinzu, ihn zu begleiten, und ließ ihn nie aus den Augen.

Am vierzehnten August des Jahres Ein tausend sieben hundert und ein und vierzig kam Karl in Edin-

 burg

burg an. Er fand seine schottischen Unterthanen voll Stolz auf den glücklichen Fortgang ihrer kriegerischen Unternehmungen. Ausser der ansehnlichen Bezahlung, die sie für ihren Aufenthalt in den schönen Quartieren in Newcastle, so lange die Häupter der Volksparthey ihre Gegenwart für zuträglich hielten, erhalten hatten, war ihnen von dem englischen Parlemente ein Geschenk von dreimal hundert tausend Pfund Sterling für ihren brüderlichen Beistand gemacht worden. In den Friedensartikeln hatte man erklärt, daß sie immer gute Unterthanen gewesen wären, und ihr feindlicher Einfall war als ein Schritt gebilliget worden, der die Ehre und den Vortheil Seiner Majestät zur Absicht gehabt habe. Ja, um ihren Triumph über ihren Monarchen noch höher zu treiben, ward durch einen Parlementsschluß verordnet, daß diese Artikel, welche so erniedrigende Ausdrücke gegen denselben enthielten, an einem Tage, der zum Dankfeste für die Wiederherstellung des Nationalfriedens angesetzt war, in allen Kirchen sollten abgelesen werden.

Ein Volk, das diese Stimmung hatte, konnte nicht leicht durch geringfügige Bewilligungen zufrieden gestellt werden. Das schottische Parlement griff die wesentlichsten Aeste der königlichen Gewalt an, und Karl ward auf gewisse Weise in Schottland vom Throne gestossen. Er mußte alles bewilligen, was die Patrioten verlangten, und rüstete sich zur Rückkehr nach England, als er die Nachricht erhielt, daß auch in Irrland ein blutiger Aufruhr ausgebrochen, und von Verheerungen und Grausamkeiten begleitet sey, wodurch seine ganze Seele mit Schrecken erfüllt ward. Es schien als wenn sich alles, Natur und Schicksal, Partheygeist und Schwärmerey vereiniget hätten, den Untergang dieses unglücklichen, durch die trau-

traurigsten Vorfälle und die demüthigsten Zudringlichkeiten schon so tief gebeugten, Monarchen zu vollenden.

V. Blutbad in Irrland.

Im Jahr 1641.

1.

Schilderung Irrlands und seiner Bewohner. Haß derselben gegen die Protestanten.

In Irrland hatte Rohheit, Barbarey und wilde Anarchie zu der Zeit seinen Thron aufgeschlagen, da England, mit dem es einerley Regierung theilte, auf dem Wege der Cultur immer raschere Fortschritte machte. Während die Engländer zum Protestantismus übertraten, blieben die Irrländer dem Glauben ihrer Väter treu, und waren eifrige Anhänger des römischen Stuhls. Die sonst kluge Königinn Elisabeth hatte diesen wichtigen Theil ihrer Reiche aufs unbegreiflichste vernachläßiget, und erst unter ihrem Nachfolger, Jakob dem Ersten, war ein Anfang gemacht worden, das Land und dessen Bewohner besser zu bearbeiten. Der Plan der englischen Regierung war, durch Gerechtigkeit und Frieden die unruhigen Eingebohrnen dahin zu bringen, daß sie sich den Gesetzen unterwürfen, und sie, durch Einführung der Künste und Betriebsamkeit, von der Trägheit und Barbarey zu heilen, denen sie immer ergeben gewesen waren. Um diese beiden Absichten zu erreichen, und zugleich der englischen

Krone

Krone die Herrschaft über Irrland zu versichern, waren starke Kolonien von Engländern dahin gesandt worden. Diese hatten sich unter die Irrländer gemischt, und allenthalben den Sachen in diesem Lande eine andere Gestalt gegeben. So schien nach einem Frieden von beinahe vierzig Jahren, nicht nur der tief eingewurzelte Haß zwischen beiden Nationen erloschen zu seyn, sondern das Land bekam auch überall ein weniger rauhes Ansehen.

Am gesegnesten für die Beruhigung und den Wohlstand der Irrländer war die thätige Staatsverwaltung des Grafen von Strafford unter der Regierung Karls des Ersten gewesen. Der edle und einsichtsvolle Mann hatte hier vollauf zu thun gefunden, und er that dieß mit einer Klugheit, Menschenliebe und Beharrlichkeit, daß, seit seiner Verwaltung vornehmlich, das so lange unglücklich gewesene Land sich zu erholen, und der Krone nützlich zu werden anfieng. Unter seiner Leitung hatte der Ackerbau große Fortschritte gemacht, die Schiffahrt des Königreichs hatte sich verdoppelt, die Zölle brachten ohne Erhöhung das Dreifache ein, und die Manufakturen waren nicht nur eingeführt, sondern auch zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht worden.

Als der thätige Minister ein Opfer der Volkswuth geworden war, gewannen die Angelegenheiten in Irrland in Kurzem ein ganz anderes Ansehen. Die brittischen Protestanten, welche sich in Irrland angepflanzt hatten, sahen alle Augenblicke alle Greuel des Pabstthums vor Augen, und hatten sich natürlicherweise zu der entgegengesezten Ausschweifung ziehen lassen, und insgesammt die höchsten Grundsätze und Gewohnheiten der Puritaner angenommen. Die Monarchie sowohl als die Hierarchie war ihnen verhaßt geworden; voll Begierde ergriefen sie jedes Mittel, die Macht

der

der Krone einzuschränken, um sich von dem Könige von England loszumachen. In ihrer Verblendung bedachten sie nicht, daß sie kaum den sechsten Theil des Volkes in Irrland ausmachten, daß sie den alten Einwohnern insgeheim verhaßt waren, und daß sie sich nicht anders erhalten könnten, als wenn sie die königliche Gewalt unterstützten, und ihrem Vaterlande treu und unterworfen blieben. Der Strom für eine Regierung des Volks floß in allen drei Königreichen so stark, daß man alle Rücksichten einer klugen Politik beseitigte, um die herrschende Leidenschaft zu befriedigen.

Karl, unfähig zu widerstehen, war genöthigt worden, den Irrländern eben so nachzugeben, als dem schottischen und englischen Parlement; jemehr er zugab, desto mehr wurde gefodert. Die Irrländer setzten die Subsidien, welche sie selbst bewilliget hatten, auf den vierten Theil herab; sie erklärten das Gesetz der hohen Commission für eine Bedrückung; sie schaften das Kriegsgesetz ab; sie hoben die Gerichtsbarkeit des Rathes auf; sie erklärten die Proklamationen und Staatsverfügungen für ungültig; sie griffen alle Ordnung und Verfassung an, welche von der Monarchie abhieng, und ihr König war seiner Kronrechte beraubt, ohne den geringsten Vorwand einer Gewaltthätigkeit oder Ungesetzlichkeit in seiner Regierung.

Die eigentlichen Rädelsführer bei diesen gewaltsamen Schritten waren die protestantischen Engländer, die sich in Irrland niedergelassen hatten. In ihrer Wuth für Freiheit kam es ihnen nicht bei, daß die Eingebohrnen die allgemeine Verwirrung und die Erschlaffung der Regierung benutzen könnten, um der, schon um ihrer Religion willen, verhaßten Fremdlinge loß zu werden. Die Irrländer waren zwar der Barbarey entrissen worden, und man sah unter ihnen

den

den Ackerbau, die Industrie und das Seewesen blühen. Aber die Verbesserung der Vorurtheile und Sitten geht langsamer von statten. Als unwissende, abergläubische und schwärmerische Katholiken, gehorchten die Irrländer den Engländern, deren Religion sie verabscheueten, äusserst ungern, und ihr Wunsch war, das Joch der Ketzer abzuschütteln. Sie sahen deshalb jedem unpolitischen Schritte der englischen Pflanzer mit Vergnügen zu, und beschlossen einen allgemeinen Aufruhr zu erregen, um ihr Vaterland von einer fremden Herrschaft, und ihre Religion von aller ketzerischen Entweihung zu befreien.

2.

Grausame Ermordung der Protestanten in Irrland.

Es befand sich unter den katholischen Irrländern ein Mann, Namens Roger Moore, der zwar wenig Vermögen besaß, aber doch von einer sehr alten irrländischen Familie abstammte, und unter seinen Landsleuten wegen seiner Tapferkeit und Klugheit in hohem Ansehen stund. Dieser Mann machte den ersten Anschlag, die protestantischen Engländer zu vertreiben, und seinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu verschaffen. Mit kluger Vorsicht setzte er alle verborgenen Triebfedern des Mißvergnügens in Bewegung, und bemühte sich, den Enthusiasmus für Freiheit und Unabhängigkeit zu wecken.

Moore unterhielt ein sehr genaues Verständniß mit Lord Maguire und Sir Phelim Oneale, den mächtigsten unter den alten Irrländern. Durch Umgang, Briefe und Boten stellte er seinen Landsleuten die Beweggründe zu einer Empörung vor. „Das Ansehen

des

des Königs, sagte er, sey durch die Rebellion der Schottländer, und durch die Spaltungen der Engländer in Britannien so tief gesunken, daß es ihm völlig an Kraft und Mitteln fehle, die englische Herrschaft über Irrland zu behaupten. Das Recht der Krone und die Gewalt des Statthalters seyen so eingeschränkt, daß jede Verschwörung mit Erfolg unternommen werden könne. Die Schotten, die das Joch der englischen Krone so glücklich abgeworfen und sich der Regierung selbst bemächtiget hätten, wären ein Beispiel für Irrland, das bisher unter weit härterem Druck hätte schmachten müssen. Die Zerrüttungen in England machten dieses Reich, jetzt und noch lange Zeit, unfähig, Armeen herüber zu senden, die stark genug wären, die empörten Irrländer zu demüthigen. Die englischen Kolonisten, die sie aus ihren alten Besitzungen verdrängt, ihre Religion unterdrückt, und ihrer Freiheiten beraubt hätten, wären nur eine Handvoll in Vergleichung mit den Eingebohrnen, und lebten in der schläfrigsten Sicherheit, unter ihren zahlreichen Feinden zerstreut, und verliessen sich blos auf den Schutz eines kleinen Heeres, welches sich in unbedeutenden Haufen durch das ganze Königreich verbreitet habe. Ein Korps von acht tausend Mann, welche die Regierung geworben und in den Waffen geübt habe, um den Aufruhr in Schottland zu dämpfen, sey erst neuerlich entlassen worden, und werde an jeder gewagten und verzweifelten Unternehmung gerne Theil nehmen. Wenn die Katholiken bisher, durch die Mäßigung eines nachsichtsvollen Fürsten, einigermaßen eine freie Religionsübung genossen hätten, so müßten sie doch befürchten, künftig unter einer andern Regierung nach andern Grundsätzen behandelt zu werden. Das puritanische Parlement, das seinen König unterjocht hätte, würde zuverläßig seine herrschsüchtigen

tigen Absichten und schwärmerischen Staatsmaximen auch auf Irrland ausdehnen, und die Katholiken in diesem Königreiche eben so wüthend verfolgen, wie ihre Brüder in England jetzt empfinden müßten. Ein Aufstand in Irrland, der blos die Absicht hätte, das Vaterland vom Joche auswärtiger Eroberer zu befreien, könne nie als eine Rebellion betrachtet werden. Am allerweuigsten verdienten die Irrländer während der jetzigen Verwirrung den Namen Rebellen, da die königliche Gewalt, der sie doch allein Gehorsam schuldig seyn könnten, größtentheils von heillosen Ketzern an sich gerissen wäre, von denen sie weder Begünstigung noch Nachsicht erwarteu dürften, sondern vielmehr jede Gewaltthätigkeit und Härte zu fürchten hätten."

Durch diese Vorstellungen bewog Moore alle Häupter der eingebohrnen Irrländer, der Verschwörung beizutreten, und es litt keinen Zweifel, daß nicht auch die alten brittischen Kolonisten, die sämmtlich katholisch waren, in der Folge zu ihnen treten würden, um ihre Religion wieder zu dem ehemaligen Glanze zu erheben. Zum Anfang des Aufruhrs ward der Eintritt des Winters festgesetzt, damit es desto schwieriger wäre, Truppen aus England überzuschiffen; und der Plan der Verschwornen war, daß Sir Phelim Oneale und seine Anhänger, an Einem Tage einen Aufstand im ganzen Lande erregen, und alle englische Pflanzungen überfallen sollten, unterdessen Lord Maguire und Roger Moore an demselben Tage die Festung Dublin überrumpeln wollten.

Ein Zusammenfluß von günstigen Umständen schien den erwünschten Ausgang des Entwurfs ausser allen Zweifel zu setzen. Die irrländischen Katholiken verriethen so viel Neigung zum Aufruhr, daß man es nicht für nöthig hielt, das Geheimniß vielen Per-

sonen

sonen anzuvertrauen, und der bestimmte Tag rückte heran, ohne daß die Regierung das Mindeste entdeckt hätte. Der König hatte zwar von seinen Gesandten eine Nachricht erhalten, daß die Irrländer in auswärtigen Ländern etwas vorhätten: er gab auch der Regierung in Irrland einen Wink davon, allein diese achtete es nicht. Es gieng ein schleichendes Gerücht, daß eine Verschwörung nahe sey, allein man merkte nicht darauf. Der Graf von Leicester, den der König zum Statthalter ernannt hatte, blieb in London, und die beiden Oberrichter Parsons und Borclace waren Männer von wenig Fähigkeiten. Aus Unwissenheit und Mangel an Erfahrung ruhig, erlaubten sich diese Männer die tiefste Sicherheit am Rande des Unterganges. Aber den Tag vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten wurden sie plötzlich aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt.

Das Schloß zu Dublin, welches die Hauptstadt beherrschte, hatte für zehn tausend Mann Waffen, fünf und dreissig Kanonen und einen angemessenen Vorrath von Ammunition: allein dieser wichtige Platz war nur von fünfzig Mann bewacht, und zwar mit wenig Sorgfalt. Maguire und Moore befanden sich bereits mit einem zahlreichen Haufen ihres Anhanges in der Stadt, und noch mehrere wurden in der Nacht erwartet. Am folgenden Morgen wollten sie das Schloß überfallen und in Besitz nehmen, allein der Anschlag wurde durch einen gewissen Oconelly vereitelt, der dem Oberrichter Parsons die Verschwörung entdeckte. Die Richter und der Rath flüchteten sogleich auf das Schloß, und verstärkten die Wachen. Der Lärm breitete sich in der Stadt aus, und alle Protestanten eilten zur Vertheidigung. Moore entfloh, Maguire ward ergriffen, und Mahone, ein Dritter von den Verschwornen, der ebenfalls ertappt

ward,

ward, entdeckte den Richtern den ganzen Plan zu einem allgemeinen Aufstande, und vermehrte dadurch das Schrecken und die Bestürzung der Protestanten aufs höchste.

Die Entdeckung der Verschwörung rettete zwar die Hauptstadt, aber sie kam zu spät, um den Ausbruch der Rebellion zu verhüten. Oneale und seine Anhänger hatten in der Provinz Ulster bereits die Waffen ergriffen. Die Irrländer, welche allenthalben unter den Engländern zerstreut lebten, bedurften nur eines Winkes von ihren Anführern und Priestern, um Feindseligkeiten gegen ein Volk anzufangen, das sie der Religion wegen haßten, und seiner Reichthümer und Glückseligkeit halber beneideten. Sie fiengen damit an, daß sie die wehrlosen englischen und schottischen Pflanzer in ihren Häusern überfielen, und ihnen ihr Vieh und Haabe wegnahmen. Statt sich zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu versammeln, blieben diejenigen, die von den Bewegungen in ihrer Nachbarschaft hörten, zu Hause, und wollten das Ihrige beschützen; auf diese Weise fielen sie zertheilt in die Hände ihrer Feinde. Nachdem die Raubsucht gesättiget war, fieng die Grausamkeit an zu wüthen. Die unglücklichen Protestanten, die sich nicht vertheidigen konnten, wurden überall ermordet, und ihre unmenschlichen Verfolger verübten eine Grausamkeit, wovon man in der Geschichte anderer Nationen wenig Beispiele findet. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand ward geschont. Das Weib, welches eben über ihren ermordeten Ehemann weinte und ihre hülflosen Kinder umarmte, ward mit ihnen niedergemetzelt. Das Alter und die Jugend, die Stärke und die Schwäche hatten einerlei Schicksal, und lagen in einem Leichenhaufen zusammen. Vergebens suchten die Unglücklichen dem

ersten

ersten Angriff durch die Flucht zu entkommen: allenthalben wüthete der Tod, und kam den gejagten Opfern entgegen, wohin sie sich auch wandten. Alle Bande des Bluts und des gesellschaftlichen Lebens wurden zerrissen; und Freunde, Verwandte und Hausgenossen wurden von ihren Vettern und Verwandten umgebracht, und von eben denen in das allgemeine Elend gestürzt, von welchen sie sich sonst die aufrichtigste Anhänglichkeit versprachen. Die Weiber vergaßen den Charakter ihres Geschlechts und wetteiferten mit den Männern in Grausamkeiten, gegen die der Tod selbst nur ein geringes Uebel, ja selbst eine wohlthätige Befreiung von mühsam ersonnenen Qualen zu seyn schien. Sogar die Kinder, unterrichtet durch das Beispiel, und aufgemuntert durch die Ermahnung ihrer barbarischen Eltern, suchten ihre schwachen Kräfte in den Streichen, welche sie den erwürgten Leichnamen und schutzlosen Kindern der Engländer versetzten. Selbst der Geitz der Würger war nicht stark genug, ihrer Grausamkeit ein Ziel zu setzen. Ihre Raserey gieng so weit, daß sie das Vieh, welches sie räuberisch weggeführt hatten, muthwillig niedermachten, oder verwundet durch Wälder und Wüsten laufen liessen, blos weil es ein Eigenthum der verhaßten Engländer war.

Die Wuth der Rasenden stieg mit den Opfern, die sie derselben brachten. Alle Martern, welche eine muthwillige Grausamkeit erdenken konnte, alle langsame Qualen des Leibes, die Schmerzen der Seele, die Angst der Verzweiflung, konnte eine Rachbegierde, welche ohne Beleidigung erregt war, und eine Grausamkeit, welche keine Ursache hatte, nicht ersättigen. Die prächtigsten Gebäude und Wohnungen der englischen Protestanten wurden entweder in Brand gesteckt, oder niedergerissen, weil sie gleich-

sam

sam zum Vorwurf der Trägheit und Unwissenheit der Eingebohrnen dastunden. Ein zweifacher Triumph war es für die Rebellen, wenn die unglücklichen Eigenthümer, die sich in ihren Häusern verschloßen und zur Gegenwehr gerüstet hatten, mit ihren Weibern und Kindern von den Flammen verzehrt wurden. Wenn einige der Verfolgten von der Verzweiflung Muth geborgt, und sich entschlossen hatten, durch Rache an ihren barbarischen Mördern ihren eigenen Tod zu versüssen, so wurden sie unter feierlichen, mit den heiligsten Eiden bekräftigten Versicherungen der Schonung beredet, die Waffen abzugeben. Kaum aber hatten sie die Waffen abgelegt, so mußten sie das Schicksal ihrer erwürgten Landsleute theilen. Andere, noch erfindsamer in ihrer Barbarey, verleiteten ihre Gefangenen durch die zärtliche Liebe zum Leben, ihre Hände mit dem Blut ihrer Freunde, Brüder und Eltern zu beflecken; aber alle, die sich dazu verleiten liessen, fielen zuletzt ebenfalls unter den Streichen der frohlockenden Rebellen. Noch war dieß nicht alles. Indem der Tod den Leiden eines bejammernswürdigen Schlachtopfers ein Ende machte, riefen die abergläubischen Meuchelmörder ihm noch mit Jauchzen in die Ohren, daß diese Qualen des Todes nur ein Vorspiel seiner ewigen und unendlichen Martern wären.

Mitten unter diesen schauderhaften Auftritten der Unmenschlichkeit erscholl von allen Seiten der geheiligte Name der Religion; nicht um der Wuth der Mörder Einhalt zu thun, sondern um ihrem Arme neue Kraft einzuhauchen, und ihr Herz gegen jede Regung menschlicher und gesellschaftlicher Gefühle zu verstocken. Die englischen Protestanten wurden von den katholischen Priestern, als von Gott verworfene Ketzer, und als ein Abscheu aller Heiligen und Frommen geschil-

schildert. Nicht nur ihre Ermordung, sondern auch Meineid und Grausamkeit gegen sie ward als verdienstlich gepriesen. So spornten die Priester das von Natur rohe Volk zu den grausamsten Thaten, und die Nationalvorurtheile wurden durch religiösen Aberglauben vergiftet.

Von Ulster aus verbreitete sich schnell die Flamme des Aufruhrs durch die übrigen drei Provinzen in Irrland, wo die Engländer Pflanzungen hatten. In diesen Provinzen aber, wo freilich Mord und Tod nicht ungewöhnlich waren, gaben sich die Irrländer das Ansehen einer größeren Mäßigung und Menschlichkeit. Aber ihre Menschlichkeit war grausam und barbarisch. Nicht zufrieden, die englischen Pflanzer aus ihren Häusern vertrieben, sie ihrer Güter beraubt, ihre Besitzungen an sich gerissen und ihre angebauten Felder verwüstet zu haben, zogen sie ihnen die Kleider aus, und gaben sie nackt und hülflos der ganzen Strenge der Jahrszeit, (im November des Jahres Ein tausend sechs hundert und ein und vierzig) preis. Der Himmel selbst, als wenn er sich gegen dieses unglückliche Volk verschworen hätte, war mit mehr Kälte und Sturm bewafnet, als in diesem Klima gewöhnlich ist, und vollendete das, was das unbarmherzige Schwerdt der Barbaren unvollendet gelassen hatte. Die Straßen waren mit Haufen nackter Engländer bedeckt, welche nach Dublin und andern Städten eilten, die noch in den Händen ihrer Landsleute waren. Das schwache Alter der Kinder, das zärtliche Geschlecht der Weiber, erlag bald unter den vielfachen Plagen des Frostes und Hungers. Hier beneidete ein weinender Ehegatte, der von seiner sterbenden Familie den letzten Abschied nahm, seine Lieben um den Tod, der ihn noch verschonte; dort gehorchte ein Sohn, der seinen betagten Vater lange

getragen hatte, endlich mit Widerwillen seinem letzten Befehle, verließ ihn in der äussersten Noth, und hofte durch Erhaltung seines eigenen Lebens den Tod desjenigen zu rächen, den er mit aller Anstrengung nicht abwehren konnte. Die furchtbare Größe des Unglücks raubte den Leidenden den kleinen Trost, Gefährten im Leiden zu sehen. Sie eilten mit stillen Thränen, oder kläglichem Gewinsel durch die feindseligen Gebiete, und fanden alle Herzen, welche nicht von unbarmherziger Barbarey verschlossen waren, durch religiösen Fanatismus verhärtet.

Dublin allein, das den Rebellen glücklich entgieng, erhielt in Irrland die Ueberbleibsel des englischen Namens. Die Thore dieser Stadt, welche nur furchtsam geöffnet wurden, nahmen die Vertriebenen ein, nnd stellten ein Schauspiel des Jammers dar, das noch kein Auge jemals gesehen hatte. Mit Wohlwollen wurden die Unglücklichen von den geängsteten Einwohnern gepflegt, die voll banger Furcht auf einen Feind blickten, der sie allenthalben umgab, und dem sie nur schwachen Widerstand entgegen setzen konnten. Von den stärksten unter den unglücklichen Flüchtlingen, etwa 3000 an der Zahl, wurden drei Regimenter errichtet; die übrigen verlegte man in die Häuser, und suchte ihre schwachen und erstarrten Glieder durch Speise nnd Wärme zu erquicken. Krankheiten von unbekannten Namen und Arten, welche das mannigfaltige Ungemach erzeugte, ergriffen viele von ihnen, und machten ihrem Leben ein baldiges Ende. Andere, die erst jetzt anfiengen, ihren großen Verlust an Freunden und Vermögen zu berechnen, verfluchten ihr Daseyn und überliessen sich einer wilden Verzweiflung.

Die Anzahl der Personen, die durch diese Barbaren ihr Leben verloren, wird nach einer mäßigen Schätzung auf vierzig tausend gerechnet, ohne diejenigen

nigen in Anschlag zu bringen, welche aus Kummer oder an Krankheiten eines langsamen Todes starben, oder elend und halbnackt ihren Tod auf der Flucht im Auslande fanden. Mit vieler Mühe brachten die irrländischen Richter eine Anzahl von viertausend Soldaten zur Vertheidigung zusammen, aber diese wurden bald mehrentheils geschlagen und entwafnet. Andere liessen sich unter dem Scheine für die königliche Sache zu streiten, bewafnen, und giengen zu dem Feinde über. Selbst die alten katholischen englischen Pflanzer, die sich anfänglich das Ansehen gaben, als verabscheueten sie den Aufstand und die damit verbundenen Grausamkeiten, fanden in Kurzem, daß das Religionsinteresse ihre Verbindlichkeit gegen das Mutterland und gegen ihren Souverän überwäge; sie schlugen sich zu den Irrländern und wetteiferten mit ihnen in jeder Art von Gewaltthätigkeit und Grausamkeit gegen die englischen Protestanten. Zur Beschönigung ihres Verbrechens gaben die Rebellen vor, von dem Könige und der Königinn zur Ergreifung der Waffen aufgefodert zu seyn, und sie versicherten, daß ihre Absicht keine andere wäre, als die Rechte des Königs zu beschützen, die von dem puritanischen Parlemente so schändlich beeinträchtiget würden. Sie zeigten ein untergeschobenes und mit dem von einem andern Patent abgerissenen Siegel bekräftigtes königliches Patent vor, und errötheten nicht, ihren blinden Eifer für die katholische Religion mit dem schwärzesten Betruge zu verbinden.

3.

Bedenkliche Lage des Königs. Fortschritte der Rebellion.

Als der König, kurz vor seiner Abreise von Edinburg, durch einen Boten aus dem nördlichen Irrland, Nachricht von diesem schröcklichen Aufstande erhielt, so theilte er den Wink sogleich dem schottischen Parlemente mit, und hofte, daß die Schotten nicht säumen würden, ihren protestantischen Brüdern in Irrland, die jetzt unter den grausamen Verfolgungen der Katholiken schmachteten, zu Hülfe zu eilen. Aber der Eifer der Schotten war, wie es gewöhnlich bei Secten ist, ungemein schwach, sobald er weder durch Rücksicht auf eigenes Interesse, noch durch die Furcht vor Gefahren gestärkt ward. Statt ihren bedrängten Brüdern in Irrland schleunig Hülfstruppen zu senden, gaben sie einigen Abgeordneten den Auftrag, mit dem Parlemente in London darüber eine vortheilhafte Convention zu treffen.

Mißmuthig verließ Karl die trotzigen Schotten, und kehrte am fünf und zwanzigsten November des Jahres Ein tausend sechshundert und ein und vierzig nach London zurück. Hier ward er auf den Strassen mit Jubelgeschrey empfangen, eine Freude, die ihm der Lordmajor bereitet hatte, die aber leider von kurzer Dauer war. Er fand das Parlement schon wieder zahlreich versammelt, und mit der Untersuchung langer Beschwerden beschäftiget, die von allen Seiten eingereicht worden waren, ja die sogar, um recht bekannt zu werden, gedruckt unter das Publikum getheilt wurden. Die irrländische Rebellion lag dem Könige am meisten am Herzen, und da er schlechterdings ausser Stande war, die Aufrührer zu demüthigen

thigen, so erklärte er dem Parlemente, daß er Willens sey, die Führung dieses Krieges der Weisheit desselben völlig zu überlassen. Die Gemeinen waren über diese Erklärung sehr erfreut, allein sie thaten zur Unterdrückung des Aufstandes in Irrland keine andere Schritte, als wovon sie sich bei den Unruhen, die sie nun bald auch in England erwarteten, ein desto größeres Uebergewicht versprechen konnten. Sie erhoben Geld unter dem Vorwande, daß es zum Feldzuge in Irrland nothwendig sey, aber sparten es zu Unternehmungen auf, die ihnen näher am Herzen lagen; sie nahmen unter derselben Vorspiegelung Waffen aus den Zeughäusern des Königs und verwahrten sie, um sie zu seiner Zeit gegen ihn selbst zu gebrauchen. Jedes Gesetz, das ihnen zu irgend einer Vergrößerung nöthig schien, ward unter dem Vorwande gegeben, daß sie dadurch in Stand gesetzt würden, Irrland wieder zu erobern; und wenn Karl seine königliche Genehmigung zurückhielt, so ward diese Weigerung jenen verderblichen Rathschlägen beigemessen, welche zuerst die Verschwörung der Papisten im Königreiche veranlaßt hätten, und immer noch dem Interesse der Protestanten in allen seinen Staaten den Untergang drohten. Und das Vertrauen des Volks zu diesen heuchlerischen Zeloten, die in allen ihren Reden nichts als Tod und Untergang der Republick athmeten, war so groß, daß, obgleich keine Truppen nach Irrland gesandt, und sehr geringe Summen zum Besten der höchst bedrückten Protestanten angewändt wurden, die Schuld doch nie dem Parlemente beigemessen ward.

Die Feinde des Königes hielten es für nothwendig, die ganze Nation von der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens gegen denselben zu überzeugen. Sie liessen daher durch eine besondere Commission eine allgemeine

Remonstranz oder Darstellung von dem Zustande des Reichs, in welcher in sehr harten Ausdrücken an das Volk appellirt, und die königliche Regierung von der verabscheuungswürdigsten Seite geschildert wurde, dem Unterhause übergeben, und durch eine geringe Mehrheit der Stimmen durchsetzen. Eine Schrift, die so voll Galle war, und offenbar darauf abzweckte, ein allgemeines Mißvergnügen zu erregen, nachdem die Krone so große Bewilligungen zugestanden hatte, ward nicht nur von allen verständigen Leuten als die Losung zu ferneren Angriffen gegen die königlichen Rechte, sondern als ein untrügliches Zeichen von der nahen Aufhebung der monarchischen Regierung in England angesehen. Der König vertheidigte sich zwar in einer offenen Erklärung gegen die ihm gemachten Vorwürfe, aber die Ohren des Volks waren zu sehr gegen ihn eingenommen, als daß sie geduldig auf irgend etwas, das er zu seiner Vertheidigung vorbrachte, hätten hören können.

Die Gemeinen giengen in ihren Eingriffen gegen die Monarchie und die Kirche immer weiter, und verriethen ihre Absicht, beide umzustürzen, mit jedem Tage deutlicher. Dabei gaben sie sich, mitten in der größten Sicherheit, beständig das Ansehen, als besorgten sie die drohendste Gefahr für sich und die Nation; sie liessen sogar Hellebarden in den Saal bringen, worinn sie sich versammelten, und bewafneten sich gegen die Verschwörungen, von denen sie, ihrem Vorgeben nach, stündlich bedroht würden, ja sie erfanden allerlei Geschichten von fürchterlichen Entdeckungen, die sorgfältig unter das leichtglaubige Volk verbreitet wurden. Es strömten ganze Haufen nach Westmünster, und beschimpften alle, die des Königs Parthey nahmen. Da ein Haufen rebellischer Lehrburfche allerley Unfug anfiengen, so ließ man sie zwar er-

ergreifen und ins Gefängniß werfen, aber die Gemeinen sorgten davor, daß sie schleunig wieder auf freien Fuß gesetzt wurden. Solche Begünstigungen machten den Pöbel immer frecher; in großen Haufen rannte er nach Whitehall (dem damaligen königlichen Schlosse), und höhnte und bedrohte den König und die ganze königliche Familie. Dieß freche Betragen erbitterte einige junge Leute in den Kollegien. Sie verbanden sich mit etlichen abgedankten Officieren, um ihren Souverän zu vertheidigen, und es fielen zwischen ihnen und dem Pöbel häufige Scharmützel vor, welche selten ohne Blutvergiessen endigten. Diese jungen Leute gaben den schwärmerischen Beleidigern der Majestät den Schimpfnamen, Rundköpfe, weil sie ihr Haar kurz abgeschnitten trugen; dagegen der Pöbel seine wohlerzogenere Gegner, die meistens zu Pferde waren, die Kavalliere nannten; Partheynamen, die lange blieben, und die gegenseitige Erbitterung erhielten.

Die gröbsten und gefährlichsten Beleidigungen von dem wüthenden Pöbel erfuhren die Bischöfe, die an ihrer Kleidung leicht zu kennen waren, und schon längst aufs bitterste gehaßt wurden. Da sie es bald nicht mehr wagen konnten, den Sitzungen des Parlements beizuwohnen, so protestirten sie gegen alle Gesetze, Berathschlagungen und Schlüsse, die während ihrer gezwungenen und unwillkührlichen Abwesenheit im Hause vorkommen möchten. Sogleich beschloß das Unterhaus eine Anklage des Hochverraths gegen die Bischöfe, weil sie sichs herausnähmen, die Grundgesetze umzustossen und das Ansehen der Gesetzgebung zu schwächen. Hierauf wurden sie unverzüglich vom Parlemente ausgeschlossen und in Verhaft genommen.

Karl konnte nun leicht den ganzen Anschlag übersehen,

sehen, den man gegen ihn gefaßt hatte; es blieb ihm nicht verborgen, daß man ihn unterdrücken wollte. Die Regierung unter solchen Umständen niederzulegen, wäre ein heldenmüthiger Entschluß von solchem Range gewesen, daß wohl nur wenige Sterbliche dessen fähig wären. In einer Rede, die er vor dem Parlemente hielt, bezeugte er seine Verwunderung über die allgemeine Besorgnisse, womit er die Gemüther seiner Unterthanen angefüllt sähe, und versicherte, daß er mit allen bisher getroffenen Anordnungen vollkommen zufrieden sey und auch ferner alles beitragen werde, um die Gerechtsame des Parlements und der eingeführten Religion aufrecht zu erhalten. Er bat um eine eifrigere Betreibung der irrländischen Angelegenheiten. Die Irrländer wurden durch einen königlichen Befehl für Aufrührer erklärt, und nach verschiedenen vergeblichen Unterhandlungen sandte man ein kleines Heer von Schotten hin, welche gute Dienste leisteten. Allmählich kehrte die Ruhe zurück, und man entzog den katholischen Irrländern die Gelegenheiten und Mitteln, die protestantischen Engländer ihrer fanatischen Wuth aufzuopfern und das Land zu verwüsten.

VI.

VI. Bürgerkrieg in England.

In den Jahren 1642 bis 1647.

I.

Kühne Schritte des englischen Parlements gegen Karl den Ersten. Herabwürdigung desselben.

Der Enthusiasmus für Freiheit und Unabhängigkeit, der in England unter der Regierung Karls des Ersten alle Stände der Nation ergrief, bildete einen schneidenden Kontrast mit den Grundsätzen des Monarchen von seiner königlichen Hoheit. Er war nicht zufrieden, der Beschützer der Rechte seines Volks zu seyn; er wollte eine unbedingte Herrschaft über dasselbe ausüben. Er tyrannisirte die Gewissen, schränkte die persönliche Freiheit bis zu einer niedrigen Sklaverey ein, und plünderte die Geldbeutel seiner Unterthanen, ohne ein gesetzliches Recht, ja dem Gesetze gerade zuwider. Mit einem Worte, er versuchte freie Männer, zu Vasallen, Unterthanen zu Sklaven zu machen. Aber der Versuch mißlang; das englische Parlement setzte der königlichen Despotie einen gewaltigen Damm entgegen; die Schotten ertrotzten mit den Waffen in der Hand die wichtigsten Freiheiten, und die Irrländer richteten fast zu eben der Zeit ein Blutbad an, dem der König Einhalt zu thun zu schwach war. Ueberall wehte die Fahne der Empörung und der Widerspenstigkeit gegen die königliche Befehle, und man entrieß der Krone nicht nur, was

was sie widerrechtlich an sich gerissen hatte, sondern auch ihre heiligsten Rechte und Ansprüche.

Bei einem so heftigen Sturme hätte selbst eine geschickte und feste Hand das Steuerruder nur schwerlich halten können. Alles was Karl that, den Sturm zu besänftigen, verfehlte gänzlich des Zwecks. Er gab seine Einwilligung dazu, daß die Bischöfe vom Parlemente ausgeschlossen würden, ungeachtet sie die stärksten Stützen seines Thrones waren. Er hatte sechs katholische, zum Tode verurtheilte, Priester in seinen Schutz genommen; um das Volk zu besänftigen, erklärte er sich, sie aus dem Reiche verbannen, und alle katholische Priester verjagen zu wollen. Er hatte verordnet, den Gottesdienst auf die bisherige Art zu feiern; dieß verursachte Mißvergnügen, und er überließ den Gemeinen die Sorge der Verbesserung der Liturgie ausschliessend. Sie gaben dem Könige immer auf die heftigste und beleidigendste Weise zu verstehen, wie sehr sie angeblich gefährliche Anschläge fürchteten, und er konnte seine Worte nicht sorgfältig genug wählen, um ihnen beruhigende Versicherungen zu geben. Karl hatte die Lieutenantsstelle am Tower einem Manne gegeben, der verhaßt war; er mußte ihn absetzen und den Platz nach dem Willen des Parlements vergeben. Jener ließ bei einem aufrührerischen Geschrey des Pöbels im Parlementssaale seine Soldaten den Degen ziehen. Es entstand ein gefährlicher Auflauf des Pöbels, den die Mitglieder des Unterhauses selbst stifteten und nährten, anstatt ihn zu dämpfen.

Der König hätte mehr als Mensch seyn müssen, um bei so offenbaren Mißhandlungen gelassen zu bleiben. Da er sah, daß alle seine Bewilligungen zu nichts fruchteten, als die Foderungen der Gemeinen noch höher zu spannen, daß das Volk zur Empörung schritt, daß die schwärzesten Verläumdungen gegen

ihn

ihn ausgestreut wurden, und man in den Vorstellungen, die man ihm machte, eine Sprache annahm, die nicht nur gegen einen großen Fürsten, sondern gegen einen jeden angesehenen Privatmann unschicklich war, so gerieth er auf den Gedanken, es mangle seiner Regierung an Entschlossenheit, und schrieb alle diese beispiellosen Ausbrüche des Uebermuths seiner allzugroßen Gelindigkeit zu. In dieser Meinung bestärkten ihn die Königinn und ihre Vertrauten, die ihm unaufhörlich seine Unthätigkeit vorwarfen, und ihm riethen, die Majestät eines Souverains geltend zu machen, vor der, wie sie sich schmeichelten, die frechen Anmassungen seiner Unterthanen in den Staub sinken würden. Er begab sich deswegen nach dem Oberhause, und klagte fünf der wildesten Sprecher des Unterhauses als Umstürzer der alten Verfassung an, und sandte zu gleicher Zeit Boten aus, sie gefangen zu nehmen. Da man sie aber nirgend fand, so wurden nicht nur ihre Sachen versiegelt, sondern der König verlangte auch durch einen Gerichtsdiener vom Unterhause die Auslieferung der fünf Mitglieder. Allein dazu wollte niemand die Hand bieten, vielmehr ward beschlossen, die Freiheit der Mitglieder zu vertheidigen. Durch einen solchen Widerstand erbittert, gieng Karl in Person in das Unterhaus, von einigen hundert Trabanten begleitet, und hielt eine ernste Rede, in der er seine Nachgiebigkeit und ihren Uebermuth, seine Mäßigung und ihre Tyranney mit den kräftigsten Farben schilderte, und sie auffoderte, zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Herrn zurückzukehren. Umsonst; beim Herausgehen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die unaufhörlich: „Unsere Rechte! Unsere Rechte!" nachriefen.

Das Geschrey über Gewalt verbreitete sich durch die ganze Stadt. Die Bürger waren die ganze Nacht

in

in den Waffen, und einige Leute, die vielleicht bestochen, vielleicht nur durch ihre Einbildung in Angst gesetzt waren, liefen von Straße zu Straße und riefen: der König habe aus Bosheit den Befehl gegeben, die Stadt in der Nacht an allen Ecken anzuzünden. Um zu zeigen, wie wenig man Ursache zu einem solchen Lärm habe, und wie viel Vertrauen er zu der Bürgerschaft hege, ließ Karl am folgenden Morgen den Stadtrath versammeln, begab sich in dessen Mitte, und verlangte, daß den Angeklagten kein Schutz in der Stadt vergönnt werde. Die Bürger zeigten indessen wenig Geneigtheit, die Angeklagten auszuliefern, und der König verließ das Stadthaus mit keiner größern Genugthuung, als womit er das Haus der Gemeinen verlassen hatte. Wie er durch die Straßen kam, erfuhr er die Kränkung, von allen Seiten das beleidigende Geschrey zu hören: „Rechte des Parlements! Rechte des Parlements!" und einer aus dem Pöbel, der frecher als die übrigen war, grüßte ihn mit den Worten, welche die Israeliten sprachen, als sie ihrem übelberathenen Könige Rehabeam den Gehorsam aufsagten: „Israel, hebe dich zu deinen Hütten."

Als das Haus der Gemeinen zusammen kam, stellte es sich äusserst furchtsam, und setzte ein Comittee nieder, das neue gewaltthätige Betragen des Königs auf das schärfste zu untersuchen, und bei der Nation so verhaßt als möglich zu machen. Es wurde z. B. vorgegeben, der König hätte die Absicht gehabt, die Angeklagten selbst im Hause ergreifen, und alle, die sich widersetzen würden, ermorden zu lassen. Der König wäre von den Papisten dazu angestiftet worden, so wie sie ihn auch zum Urheber der Empörung in Irrland gemacht hätten. Das Parlement bestätigte diese Anklage, erfüllte die Gemüther

des

des Volks mit den schröcklichsten Besorgnissen, und entflammte sie zu der bittersten Wuth gegen den Hof. Die Temse war mit unzähligen Schiffen und Kähnen bedeckt, die mit kleinen Böllern bewafnet waren. In Begleitung der Stadtmiliz und einer unabsehbaren Volksmenge zogen die fünf angeklagten Parlementsglieder im Triumph durch die Straßen, und wurden in Westmünsterhall eingeführt, wo sie unter lautem Jubelgeschrey aller Anwesenden ihre Plätze im Parlemente einnahmen. Als der Zug vor Whitehall vorbei kam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was ist denn aus dem Könige und seinen Kavalieren geworden, und wo sind sie hingeflohen?" Dazwischen ward geschossen, getrommelt und mancher andere Muthwille verübt.

2.

Parlement und Volk im Bunde gegen den König.

Der Hof befand sich nunmehr in der bedrängtesten Lage, und immer deutlicher zeigten sich die Spuren eines bald ausbrechenden Bürgerkrieges. Die Königinn ward von Schwärmern öffentlich beschimpft, und Karl, der in London von der wüthenden Menge in täglicher Gefahr schwebte, begab sich mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern nach Windsor. Hier hatte er, verlassen von aller Welt, und mit Gram und Beschämung über seine Mißgriffe überladen, hinlängliche Muse über die unglücklichen Schritte nachzudenken, zu denen er sich hatte verleiten lassen. Er sah sich, blos durch seine Uebereilung und Unbedachtsamkeit in die allertraurigste Lage gestürzt, und konnte kein Mittel entdecken, wie er sich mit Ehren heraus-

ziehen

ziehen sollte. Seine Freunde waren muthlos geworden, seine Feinde triumphirten, und das Volk schien reif zu einem förmlichen Aufruhr. Ohne nachzugeben schien sein Untergang unvermeidlich; aber sich seinen Unterthanen zu unterwerfen, war ein, für seinen königlichen Stolz, unerträglicher Gedanke; demungeachtet mußte er zu diesem zwar demüthigenden, aber in seiner jetzigen Lage einzig rathsamen Auswege, zuletzt seine Zuflucht nehmen. Durch wiederholte Gesandschaften an die Gemeinen erklärte er sich, daß er von der weitern Verfolgung der angeklagten Mitglieder abstehen, ihnen Verzeihung angedeihen lassen, daß er jedem auf die Loßsprechung und Sicherheit abzweckenden Gesetze beitreten, dem Hause für die Beeinträchtigung ihrer Vorrechte, worüber sie, wie er nun wohl einsähe, sich zu beklagen Ursache hätten, Genugthuung geben, und in Zukunft für die Erhaltung des Parlements eben so treulich, wie für seine eigene Krone und sein Leben sorgen wolle.

Es ist einem beängstigten Gemüthe natürlich, von dem einen äussersten auf das andere zu fallen, wenn es seine Fehler wieder gut machen will. Karl, der sich durch seine Gewaltthätigkeiten den Haß der Gemeinen zugezogen hatte, fiel nun durch seine unbedachtsame Demüthigung in ihre Verachtung. Sie glaubten, er könne ihnen ferner nichts mehr versagen, und weigerten sich daher, irgend eine Genugthuung für die Kränkung der Rechte des Parlements anzunehmen, bevor er nicht diejenigen anzeigte, die ihm zu diesem gesetzwidrigen Schritte gerathen hätten.

Da Karl sich durchaus nicht entschließen konnte, eine Verrätherey zu begehen, die ihn auf immer entehrt und aller Freundschaft und alles Vertrauens unwerth gemacht haben würde, so fuhren die Gemeinen fort, über die Verletzung der Rechte des Parlements

zu

zu schreien, und die Mißvergnügten im Volke noch mehr zu entflammen. In dieser Absicht nahmen sie ihre Zuflucht zu dem alten Kunstgriffe, Bittschriften zu übergeben, wobei der Stolz so viel Nahrung findet. Unter andern ward von der Grafschaft Buckingham dem Hause eine Bittschrift übergeben, worinn sich sechstausend Personen erboten, für die Vertheidigung der Gerechtsame des Parlements zu leben und zu sterben. Eine andere ähnliche ward von der Stadt London, und noch viele wurden von andern Oertern überreicht; ja sogar nahm man eine Bittschrift der Lehrbursche geneigt auf, und unterstützte eine andere von den Lastträgern. Die Bettler, und selbst die Weiber wurden von derselben Wuth hingerissen. Eines Brauers Frau überbrachte, mit einem Gefolge von mehreren tausenden ihres Geschlechts, eine Bittschrift an das Haus, worinn sie ihr Entsetzen über die Papisten und Prälaten, über den Raub und Mord schilderten, und eben so viel Recht als die Männer, ihr Gefühl für die öffentliche Gefahr an den Tag zu legen, foderten, weil Christus eben sowohl für sie als für das andere Geschlecht gestorben sey. Die Lehrbursche erhoben ihre Stimme zum Lobe der Freiheit, und drohten mit frecher Heftigkeit aller unwillkührlichen Gewalt. Die Lastträger beschwerten sich über die Abnahme des Handels und baten, daß die Stöhrer der öffentlichen Wohlfahrt so hart bestraft werden möchten, wie es die Abscheulichkeit ihrer Verbrechen verdiente, und setzten hinzu: „daß, wenn dergleichen Rettungsmittel länger ausgesetzt blieben, sie sich zu Schritten würden gedrungen sehen, die sich nicht schicklich nennen ließen.“ Die Bettler schlugen als ein Mittel dem allgemeinen Elende abzuhelfen vor: „daß die würdigen Mitglieder des Oberhauses, die in die heilsamen Rathschläge der Gemeinen einstimmten, sich

von

von den übrigen trennen und als ein eigenes Kollegium Sitzungen halten und Beschlüsse fassen möchten." Diese Sprache, die nicht mißverstanden werden konnte, war augenscheinlich von den Gemeinen selbst an die Hand gegeben worden.

Zu eben der Zeit, da diese aufrührerischen Bittschriften begünstigt und mit den wärmsten Ausdrücken der Billigung aufgenommen wurden, arbeitete man mit eben so vielem Eifer allen zu Gunsten der Kirche oder der Monarchie eingebrachten Bittschriften entgegen, und alle, die daran Theil genommen hatten, wurden eingezogen und als Verbrecher verfolgt. Der Pöbel war jeden Augenblick bereit, auf den geringsten Wink gewaltsame Maaßregeln zu ergreifen. Dadurch wurde die kleine noch übrige königliche Parthie im Parlemente gänzlich vernichtet. Die Königinn, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die katholische Religion vom Volke gehaßt, verfolgt, ja wohl gar mit einer Anklage bedroht wurde, floh nach Holland.

Karl gab sich immer noch Mühe, durch Nachgiebigkeit seine Feinde zu besänftigen. Aber jede Bewilligung, die er zugestund, diente nur dazu, noch unverschämteren Foderungen den Weg zu bahnen. Seine Feinde im Parlemente sahen deutlich ein, daß die monarchische Regierungsform, die so viele Jahrhunderte lang in England Wurzel geschlagen hatte, trotz allen neu erfundenen Einschränkungen, einen Theil ihres vorigen Glanzes wieder erhalten würde, sobald der gegenwärtige Sturm vorüber wäre; und doch schien es ihnen nicht klüglich, die gänzliche Abschaffung einer Gewalt zu unternehmen, an welche die Nation so lange gewöhnt war, bevor sie nicht im Besitz des Schwerdtes wären, womit sie allein ihre an sich gerissene Herrschaft behaupten und ihre persönliche Sicherheit gegen den Zorn eines beleidigten

Re-

Regenten schützen konnten. Sie suchten daher seine letzte Stütze niederzureissen und ihm die Gewalt über die Truppen gänzlich zu entziehen. In dieser Absicht entwarfen sie eine Verordnung, in welcher sie die Feldherren und Kommandanten der Festungen ernannten, und zugleich festsetzten, daß diese ihrer Aufführung wegen allein dem Parlement Rechenschaft abzulegen hätten. Man schickte Deputirte an den König, man setzte ihm aufs dringendste zu, zu dieser Anordnung seine Einwilligung zu geben, man drohte ihm sogar; er aber verweigerte solches.

Das gab wieder Veranlassung zu neuen Gährungen. Das Parlement machte bekannt, daß diejenigen, welche dem Könige gerathen hätten, seine Einwilligung zu versagen „Feinde des Staates wären, und boshafte Anschläge gegen die Wohlfahrt der Nation hätten." Es wurden neue Schreckensgerichte von Gefahren eines innerlichen und äußerlichen Angriffs der Papisten ausgestreut. Aus allen Gegenden liefen Bittschriften ein, in welchen das Parlement eifrig ersucht wurde, die Nation in Vertheidigungsstand zu setzen.

Der König hielt es für nöthig, sich weiter von London zu entfernen, theils um der Gewalt des Parlements zu entgehen, theils um sich einen neuen Anhang zu bilden. Er reiste daher mit seinen beiden Söhnen, dem Prinzen von Wallis und dem Herzog von York, nach der Stadt York, und wählte sie auf einige Zeit zu seiner Residenz. Hier wurde er vom Volke und Adel, welcher der Kirche und Monarchie noch mehr als irgendwo anhieng, mit Liebe, Ehrfurcht und Mitleiden empfangen. Er wurde von ihnen sogar gebeten, sie und sich selbst von der Sklaverey eines despotischen Parlements zu befreien. Das gab dem Könige wieder einigen Muth, und er fieng

an,

an, mit seinen Feinden in einem festeren Tone zu sprechen. Aber diese waren schon zu weit gegangen, als daß sie hätten zurücktreten können oder wollen. Ohne die königlichen Protestationen zu achten, eignete sich das Parlement von freien Stücken die Macht zu, ein stehendes Heer zu errichten, stellte wirklich Werbungen an, und etablirte zu Hull ein wohlversehenes Waffenmagazin. Der König, welcher den Aufseher desselben, Lord Hotham, zu gewinnen hofte, ritt von York aus mit etwa dreissig Mann dahin, allein Hotham verschloß ihm die Thore, klagte ihn bei dem Parlemente als einen Verräther an, und dieses billigte und rechtfertigte seine Handlung. Als sich Karl, so wie das Parlement, eine Leibwache beilegen wollte, erklärte es ihn öffentlich als einen meineidigen Verräther, welcher sein eigenes Vaterland bekriegen und ins Verderben stürzen wollte.

Beide Partheyen sahen nun wohl ein, daß das Schwerdt allein endlich den Streit würde entscheiden müssen. Der Krieg der Federn gieng dem Kriege der Waffen voran, und erbitterte die Gemüther täglich mehr gegen einander. Das Parlement, welches sich noch immer den Anschein friedlicher Gesinnungen geben wollte, trug dem Könige Bedingungen an, unter welchen es einen Vergleich mit ihm treffen wollte, von denen es aber wohl wußte, daß er sie nicht annehmen würde. In einer beherzten Antwort erwiederte er ihnen: „Wenn ich in eure Foderungen willigen wollte, so würde man freilich mit entblößtem Haupte vor mir erscheinen; man würde mir die Hand küssen, man würde mir den Titel Majestät geben, und ihr würdet in euren Befehlen von dem Willen des Königs reden, den beide Häuser zu erkennen geben, man würde Schwerdter und Stäbe vor mir hertragen, und ich würde mich an dem Anblick einer Krone

und

und eines Scepters vergnügen können (ungeachtet auch selbst diese Zweige nicht lange blühen würden, nachdem der Stamm, auf dem sie gewachsen sind, abgestorben wäre); aber an wahrer, wesentlicher Macht würde ich nichts als die Außenseite, das Gemählde, das Zeichen eines Königs seyn."

Zu eben der Zeit, da beide Theile eine Menge von Erklärungen, Remonstrationen und Darstellungen unter dem Volke verbreiteten, rüsteten sie sich zugleich mit großem Eifer zum Kriege. Das Parlement nahm sowohl die Flotte als alle Festungen in Besitz, erklärte die für den irländischen Krieg bestimmten Truppen für sein Kriegsvolk, und ernannte den Grafen von Essex zum Obergenerale seiner Armee. Der Zulauf zu derselben war so groß, daß in Einem Tage mehr als viertausend Dienste nahmen. Um die Mittel zur Erhaltung dieser Armee zu bekommen, ließ das Parlement den Befehl ausgehen, nicht nur alles gemünzte Geld, sondern auch alles Silbergeschirr, als ein Darlehn, abzuliefern. Es wäre, hieß es, für die Besoldung der Kriegsmacht bestimmt, welche den König und beide Häuser vertheidigen sollte. Und die Bereitwilligkeit, dieser Verordnung des Parlements Folge zu leisten, war so groß, und in Zeit von zehen Tagen kam eine so ungeheure Menge von Silbergeschirr zusammen, daß zum Aufbewahren desselben Platz und Hände kaum zureichten. Viele waren betrübt, als man ihnen das, was sie brachten, nicht sogleich abnahm. Die Frauen und Mädchen brachten allen Schmuck, sogar ihre Fingerhüte und Haarnadeln, dar.

Die Mittel, die dem Könige zu Gebote stunden, waren lange nicht so ergiebig; denn ob er gleich ein glänzendes Gefolge vom hohen Adel, und einen zahlreichen Anhang von großen Gutsbesitzern hatte,

so konnte man doch keine Kriegskosten herbeischaffen, weil das Parlement die ergiebigsten Quellen verstopft hatte. Karl that indessen was er konnte. Seine nach Holland geflüchtete Gemahlinn hatte die Kronjuwelen angewandt, um einen ansehnlichen Vorrath von Waffen und Ammunition daselbst zu kaufen. Ein Theil davon war glücklich angelangt, und Karl bewafnete seine Anhänger mit einer Thätigkeit, Einsicht und Kunst, worüber seine Freunde eben so sehr als seine Feinde erstaunten. Die Schnellkraft seines Geistes schien, bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit, im Verhältniß mit den zu bekämpfenden Hindernissen zu wachsen. Sobald er einige Truppen an sich gezogen hatte, rückte er mit denselben südwärts vor und pflanzte die königliche Fahnen bei Nottingham auf.

3.

Gegenseitige Kriegsrüstungen und kriegerische Auftritte im Jahr 1642.

Der Krieg ward in Manifesten öffentlich angekündigt. Karl ließ mit den seinigen zugleich die feindlichen austheilen; so sehr rechnete er auf die einleuchtende Gerechtigkeit seiner Sache. Das Parlement hingegen ließ sich die Unterdrückung der königlichen Manifeste äußerst angelegen seyn; so sehr fürchtete es die Gründe des Königs, die mit einer rührenden Mäßigun gverknüpft waren. In einem dieser königlichen Manifeste ward die englische Reichsverfassung als eine Vermischung von monarchischer, aristokratischer und demokratischer Regierung dargestellt, deren eine der andern das Gegengewicht halte. Das hatte der Hof noch nie gesagt, und im Anfange seiner Regierung hatte Karl nicht geglaubt, daß er sich jemals so erklären würde.

Auf

Auf die Seite des Monarchen schlug sich der größte Theil des Adels und der alten Familien, die von der Wuth des Pöbels eine gänzliche Verwirrung der Stände befürchteten. Stolz auf ihre Geburt, auf ihr Gewicht im Staate und auf die Verdienste ihrer Vorfahren, hiengen sie eifrig ihrem Souverain an, der überdieß größtentheils von dem wohlerzogenen und gutdenkenden Theile der Nation und von allen unterstützt ward, die es wohl mit der Kirche und mit der Monarchie meinten. Von der andern Seite dagegen war die Verehrung des Parlements so groß im Königreiche, und der Haß gegen die Hierarchie so allgemein, daß die Stadt London und die meisten Korporationen es mit dem Parlemente hielten, und die Grundsätze der Freiheit annahmen, worauf dieses ursprünglich seine Foderungen gegründet und die es als einen Vorwand gebraucht hatte, die Waffen zu ergreifen. Auſſer diesen Korporationen trugen eine Menge von Familien, die erst seit Kurzem durch den Handel zu Vermögen gekommen waren, und das größere Ansehen des hohen Adels und der älteren Familien mit neidischen Augen ansahen, desto williger zur Erhebung einer Macht bei, von deren Uebergewicht sie sich Rang und Einfluß versprachen. Zum Unglück für den König und seine Anhänger, fehlten ihnen die vornehmsten Mittel, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Die Volksparthey war im Besitz aller gesetzmäßigen Wege Geld zu erheben und aller Seehäfen, außer Newcastle; die Gefälle trugen ihr eine gewisse und beträchtliche Summe ein, und alle Kontributionen, Anleihen und Auflagen konnten weit leichter von den Städten, die baares Geld besaßen, und die in ihren Händen waren, aufgebracht werden, als von dem hohen und niedern Adel, der dem Könige anhieng. Die ganze Herrschaft zur See war in den

Händen des Parlements, das sich überdieß im Besitz aller Magazine und des Vorraths von Waffen und Ammunition im Königreiche befand.

Die einzige Hofnung des Königs, welche er allen diesen Vortheilen seiner Feinde entgegen setzenkonnte, gründete sich auf die Ueberlegenheit seiner Anhänger in geistigen und persönlichen Vorzügen. Es ließ sich freilich mehr Muth und Unternehmungsgeist von dem Edelmuthe und der Geistesgröße des alten Adels und der vornehmeren Familien, als von der niedrigen Geburt des gemeinen Hausens erwarten. Auch war kein Zweifel, daß nicht die Lehnsleute des Adels, die dieser auf seine eigene Kosten warb und bewafnete, mehr Thätigkeit und Kraft besitzen sollten, als die an eine sitzende Lebensart gewöhnte und entnervte Städter. Allein bei dieser Vergleichung ward der doppelte Enthusiasmus für Religion und Freiheit vergessen. Eine Art von heiliger Wuth, die durch Furcht vor Gefahren beseelt ward, und im Vertrauen auf übernatürlichen Beistand, das von eingebildeten Eingebungen unterstützt wird, erfüllt den rüstigen Schwärmer mit der romanhaftesten Tollkühnheit, und setzt ihn in den Stand, Thaten auszuführen, die den gewöhnlichen Maßstab der Menschen bei weitem überschreiten. Dadurch wieder aufs neue in seinem Glauben an einen göttlichen Beistand bestärkt, zu neuen Versuchen angefeuert, und zu einem unwiderstehlichen Muthe erhoben, wenn er es mit denen zu thun hat, die er als Feinde Gottes und des Vaterlandes ansieht.

Karl hatte während seines Kampfes um die Herrschaft nur allzuviele Gelegenheit, von der Macht dieser schwärmerischen Wuth, die auch die niedrigsten Seelen begeistert, überzeugt zu werden; und seine unglückliche Erfahrung belehrte ihn, daß auch die Tapferkeit, die aus der Seelengröße entspringt, oder von

dem

dem Adel der Geburt eingehaucht wird, nicht mehr zu leisten vermag. Bis jetzt hatte er noch einen sehr verächtlichen Begriff von dem persönlichen Werthe der Parlementsparthey; aber die Anzahl derselben, ihre Hülfsquellen und ihre Kriegszurüstungen waren hinreichend, ihn mit den schrecklichsten Besorgnissen zu erfüllen. Er erklärte jedoch auf alle Vergleichsanträge: „Es ist mir nichts, als meine Ehre übrig geblieben, und dieses letzte Eigenthum will ich standhaft vertheidigen, ja ich will lieber zu Grunde gehen, als ferner den Anmaßungen meiner Feinde nachgeben.“ Die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde bewogen ihn indessen endlich, von seinem Vorsatze nachzulassen, und um Zeit zu gewinnen, und friedliche Gesinnungen zu zeigen, Abgeordnete mit Vergleichsvorschlägen an das Parlement zu schicken, ehe er Feindseligkeiten anfieng.

Das Parlement gab mit vielem Trotze zur Antwort: die Vorschläge könnten nur unter der Bedingung angenommen werden, wenn der König seine Soldaten abdanke, seine Residenz in London nehme, seine eifrigsten Anhänger der Gerechtigkeit überlasse, und sich ganz den Verfügungen des Parlements unterwerfe. Karl verwarf diese Anträge mit Verachtung, zog seine Truppen zusammen, und that vor denselben die Erklärung: „Ich verspreche, in der Gegenwart des allmächtigen Gottes, und so wahr ich seinen Segen und seinen Beistand hoffe, daß ich aus allen meinen Kräften die wahre protestantische Religion, die in der englischen Kirche eingeführt ist, beschützen und mit Gottes Hülfe darinn leben und sterben will. Es ist mein ernstliches Verlangen, daß die Gesetze immer die Regeln meiner Regierung bleiben, und daß die Freiheit und das Eigenthum der Unterthanen durch dieselben eben so sorgfältig geschützt wer-

werden mögen, als meine eigenen Rechte; und wenn es Gott gefällt, diese Armee, die ich zu meiner nothwendigen Vertheidigung errichtet habe, zu segnen, und durch sie mich von dem gegenwärtigen Aufruhr zu retten, so verspreche ich feierlich und aufrichtig vor dem Angesichte Gottes, die gesetzmäßigen Vorrechte und Freiheiten des Parlements aufrecht zu erhalten, und nach meinen äußersten Kräften den bekannten Verordnungen und Gewohnheiten des Königreichs gemäß zu regieren, besonders auch die Gesetze unverletzlich zu halten, die ich während des jetzigen Parlements genehmiget habe. Wenn unterdessen die gegenwärtigen Zeitumstände und die höchste Noth, in die ich gestürzt worden bin, irgend eine Verletzung der Gesetze nach sich zieht, so hoffe ich, daß Gott und Menschen dieselbe den Urhebern dieses Krieges anrechnen werden, und nicht mir, der ich mich so angelegentlich bemühet habe, den Frieden im Königreiche zu erhalten."

Der Adel im Gefolge des Königs nahm diese Erklärung mit den wärmsten Ausdrücken des Beifalls und Dankes auf, und das Heer des Königs vermehrte sich so schnell, daß er in Kurzem an der Spitze von zehen tausend Mann stund. Zum Oberbefehlshaber derselben ernannte er den Grafen von Lindesey, einen in den niederländischen Kriegen gebildeten Officier; die Kavallerie kommandirte der Prinz Robert, unter welchem sein Bruder Moritz diente. Beide waren Söhne des unglücklichen, aus seinem Lande vertriebenen Churfürsten von der Pfalz, der sich gewissermaßen in derselben Lage befand, wie der seines Ansehens beraubte König von England. Gleiches Unglück macht so wie gleiches Glück, nicht selten gleiche Brüder und Freunde.

Die ersten Feindseligkeiten waren für die Königlichen

lichen von guter Vorbedeutung; der tapfere Prinz Robert erfocht gleich beim ersten Angriffe einen Sieg über die Truppen des Parlements. Dieß beschleunigte den Entschluß des Königs, seine Feinde zu einer Schlacht zu bewegen, und in dieser Absicht auf London loszumarschiren. Bei Edgehill, ohnweit Keinton in Warwikshire, kam es zu einer blutigen Schlacht. Beide Flügel der Armee des Parlements wurden in die Flucht geschlagen, aber das Hintertreffen derselben entrieß den Königlichen wenigstens die Hälfte des Sieges wieder. Der tapfere General Lindesey ward tödtlich verwundet und gefangen genommen, und sein Sohn, der ihn retten wollte, fiel gleichfalls in die Hände des Feindes. Karl hatte einen Sieg erfochten wie einst Pyrrhus, da er sagte, daß er durch einen zweiten gleichen gänzlich aufgerieben und verloren seyn würde. Fünf tausend Todte wurden auf dem Schlachtfelde gefunden, der Verlust war auf beiden Seiten gleich, aber das Parlement hatte unendlich mehr Kräfte und Hülfsmittel übrig, den seinigen schnell wieder zu ersetzen. Beide Theile rühmten sich des Sieges; als sich aber der König mit verstärkten Truppen dem unbedeckten London nahte, dessen Armee noch entfernt im Felde lag, als das Parlement sich in der thörichten Hoffnung getäuscht sah, daß Karl nie eine furchtbare Armee zusammen bringen und einen Bürgerkrieg erregen könnte, übersandte es ihm eine neue Addresse, um Friedensvorschläge zu thun. Der König ernannte Windsor zum Orte der Unterhandlungen; aber obgleich das Parlement indessen alle Feindseligkeiten einstellen ließ, und gleiches von ihm erwartete, so näherte er sich doch London immer mehr, und nahm plötzlich fünfhundert Mann des Parlementsheeres in einem Dorfe gefangen. Dieß wurde für einen offenbaren treulosen Bruch der Traktaten angesehen, und das

Parlement verstärkte das Heer bis auf vier und zwanzig tausend Mann. Kontributionen, Darlehen, freiwillige Geschenke, ja eine Vermögenssteuer von vier Procent, reichten hinlängliche Mittel zur Erhaltung desselben dar. London allein zahlte wochentlich zwanzig tausend, und das übrige Land vier und zwanzig tausend Pfund. Summen von solcher Größe hatte die Nation noch niemahl bezahlt. Aber der Geist des Bürgerkrieges, der die Nation belebte, drang bis in das Innere derselben ein. Jede Grafschaft, jede Stadt und fast jede Familie befand sich in einem innern Zwiespalt, und das Königreich litt die gewaltsamste Erschütterung. Ueberall versuchten beyde Partheyen ihr möglichstes, einander Abbruch zu thun, selbst nachdem die Jahrszeit nicht mehr einen eigentlichen Krieg gestattete. Man verfolgte einander in Gesellschaften, auf den Kanzeln und in Schriften.

4.

Fortschritte des Bürgerkrieges in den Jahren 1643 und 1644.

Der Frühling des Jahres ein tausend sechs hundert und drei und vierzig rief die Heere wieder ins Feld, und die ersten Unternehmungen waren für den König so günstig, daß das Parlement sich bewogen fand, ihm Friedensvorschläge zu thun, die aber doch wenig von dem verschieden waren, was man vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten verlangt hatte. Karl erklärte sich bereit zur Abdankung seines Heeres, und zur Rückkehr nach London, wenn man ihm seiner Einkünfte, Vorrathshäuser und Schiffe wegen Genugthuung geben wollte. Ferner sollte man allen vorigen Mitgliedern beider Häuser wieder Sitz und Stim-

Stimme geben, und zu seiner Sicherheit das Parlement nach einem zwanzig Meilen von London entfernten Ort verlegen.

Das Parlement wollte sich auf diese Bedingungen nicht einlassen, es rief seine Abgeordneten zurück, und der Krieg brach wieder aus. Er ward in alle Theile des Reichs verbreitet; der Norden und Westen von England erklärte sich für den König, und seine Heere erfochten verschiedene Siege. Die Anlandung der Königinn, welche mit einer Verstärkung von drei tausend Mann und fünfzehn hundert Pferden bis Oxford vorgerückt war, versetzte das Parlement und seine Armee in neues Schrecken. Indessen rückten die Königlichen im Westen vor, und Prinz Robert begann Bristol zu belagern, welches vermöge seiner Reichthümer und seiner Größe die zweite Stadt im Königreich war. Der Ort war in gutem Vertheidigungszustande, und hatte eine hinlängliche mit Mund- und Kriegsvorrath versorgte Besatzung von drei tausend und fünfhundert Mann; da sich's aber fand, daß die Festungswerke nicht völlig regelmäßig waren, so ward im Kriegsrathe beschlossen, einen Sturm zu wagen, ungeachtet man sich nicht sonderlich dazu eingerichtet hatte. Die Westseite ward mit einem Muthe angegriffen, dem eine zeitlang nichts zu widerstehen vermochte; aber die Lage des Orts war den Stürmenden so nachtheilig, und die Besatzung vertheidigte sich so tapfer, daß sie sich endlich mit dem Verlust vieler vortrefflicher Officiere und einer großen Menge gemeiner Soldaten, wieder zurückziehen mußten. An der Morgenseite, wo die Annäherung weniger schwierig war, hatte Prinz Ruprecht mehr Glück. Nach einem hartnäckigen Kampfe verschanzte er sich innerhalb der feindlichen Werke, und der Gouverneur übergab die Festung ohne weitere Bedingung. Er und die

Besatzung erhielten die Erlaubniß mit ihren Waffen und dem Gepäcke, jedoch ohne die Fahnen, abzuziehen.

Nach diesem großen Siege befand sich Karl fast in der nemlichen Lage, in der sich einst Hannibal nach der entscheidenden Schlacht bei Cannä befand, als ihm viele rathen wollten, nun gerades Weges Rom zu erobern, das er aber noch für zu stark hielt. Aus eben diesen Gründen konnte sich der König nicht entschließen, London anzugreifen. Er hielt das neue zehen Meilen davon entfernte Gloceſter für eine leichtere und wichtigere Eroberung.

Die Bestürzung über das Glück der königlichen Waffen, über die Eroberung von Bristol und über die Belagerung von Gloceſter war in der Hauptstadt so groß, daß das Geschrei nach Frieden sich erneuerte und lauter als jemals ward. Es lief unter andern eine Menge von Weibern mit einer darauf abzweckenden Bittschrift vor dem Hause der Gemeinen zusammen, und machten einen so unausstehlichen Lärmen, daß man einem Haufen Reuter Befehl gab, sie auseinander zu treiben, wobei verschiedene Weiber verwundet und getödtet wurden. Viele von den Lords, die sonst der Volksparthey anhiengen, hatten das Parlement verlassen und waren zum Könige nach Oxford gegangen. Das Oberhaus sandte billigere Vergleichsvorschläge, als jemals gemacht worden waren, an die Gemeinen; und diese beschlossen sogar durch eine Stimmenmehrheit, daß diese Vorschläge dem Könige vorgelegt werden sollten. Aber diese reizende Aussicht ward schnell verfinstert. Die eifrigen Republikaner geriethen in Bewegung, und brachten es dahin, daß in der Stadt eine Bittschrift gegen den Frieden aufgesetzt ward. Die Kanzeln erschollen von Verfluchungen der Uebelgesinnten; überall verbreiteten sich Gerüchte von papistischen Verschwörungen,

gen, und da die Stimmenmehrheit wieder für die gewaltsamen Maaßregeln gewonnen ward, so waren alle Gedanken an Friedensvorschläge vergebens; vielmehr rüstete man sich mit Eifer zum Kriege und zum eiligsten Entsatze von Gloceſter.

Diese Stadt ward von einer zahlreichen Besatzung und von einer Menge schwärmerischer Einwohner vertheidiget, die begierig waren, die Märtyrerkrone zu erringen. Der Gouverneur Masseg hatte sein Glück im Kriegsdienste von unten auf gemacht, und sein Muth und seine Geschicklichkeit legten der königlichen Armee unsägliche Schwierigkeiten in den Weg. Ungeachtet er selbst kein Schwärmer war, so wußte er doch den schwärmerischen Geist sehr wohl zu benutzen, der unter den Soldaten und der Bürgerschaft herrschte. Durch seine unaufhörlichen Ausfälle ermüdete er die Königlichen in ihren Verschanzungen; einmal über das andere gewann er ihnen Vortheile ab und machte ihnen jeden Daumen breit Boden streitig. Die Besatzung war indessen in die äußerste Noth versetzt, als der Parlementsgeneral, Graf Essex, der mit vierzehn tausend Mann zu ihrem Entsatz heranrückte, den König nöthigte, die Belagerung aufzuheben, und einen hinlänglichen Vorrath von Ammunition und Lebensmitteln in die Stadt warf.

Voll Mißvergnügen über seinen fehlgeschlagenen Lieblingsentwurf und mit der Absicht, den Grafen Essex von seinem Rückzuge abzuschneiden, beschleunigte der König seine Märsche und nahm Newbury ein, ehe das Parlementsheer es erreichen konnte. Es kam zu einem Treffen, in welchem kein Theil siegte, Karl aber einige wichtige Männer verlor, unter andern seinen Minister Falkland, einen Mann von ausnehmenden Verdiensten, der in einem Alter von vier und dreissig Jahren sich durch seine Tugenden eben so

ehr-

ehrwürdig machte, als durch seine Talente und gelehrten Kenntnisse.

Da das Parlement sich nicht entschliessen konnte, dem Könige annehmliche Friedensvorschläge zu thun, und das Glück einige Zeit sich auf die Seite desselben zu neigen schien, so sandte es Abgeordnete nach Edinburg, um die schottische Nation zu bewegen, sich mit den Patrioten zu vereinigen, und für die Sache der Freiheit gemeinschaftlich mit ihnen zu kämpfen. Die Schotten, nicht zufrieden, die Einführung der presbyterianischen Religion in ihrem eigenen Lande durchgesetzt zu haben, brannten noch vor Begierde, dieselbe auch in dem benachbarten Königreiche fortzupflanzen. Sie erklärten sich völlig geneigt, ihren Brüdern in England beizustehen, und schlossen mit dem Parlemente einen förmlichen Bund (Covenant), gegen den König, die Katholiken und das Episcopat. Die Verbundenen verpflichteten sich nicht nur, einander gegen alle Angriffe zu vertheidigen, sondern auch, alles aufzubieten, um das Papstthum, die Prälatenwürde, den Aberglauben, die Ketzerey, die Kirchenspaltung und Entweihung des Gottesdienstes zu vertilgen, die Rechte und Privilegien des Parlements aufrecht zu erhalten, und die Person und das Ansehen des Königs zu beschützen, alle Aufwiegler und Uebelgesinnte zur Bestrafung zu bringen, ihre Sünden zu bereuen, ihr Leben zu bessern, und mit einander in dem großen Werke der Reformation zu wetteifern.

Die Schotten waren stolz auf den Gedanken, daß sie zur Ausbreitung dessen, was sie für die einzige wahre Religion hielten, die glücklichen Werkzeuge seyn, und die dicke Finsterniß zerstreuen sollten, womit alle übrige Nationen ihrer Meinung nach, bedeckt waren. Die allgemeine Versammlung der

Stän-

Stände gab dem frommen Bündnisse ihren völligen Beifall, und erließ den Befehl, daß jedermann das Covenant, bei Strafe des Verlustes der Güter, beschwören sollte; überdieß aber ward dem Parlemente noch vorbehalten, gegen die Ungehorsamen weiter, als gegen Feinde Gottes, des Königs und des Königreichs zu verfahren! — Entflammt von heiligem Eifer, und entschlossen alle widerspenstigen Gemüther mit der Schärfe des Schwerdtes zu überzeugen, rüsteten sich die schottischen Anhänger des Covenant nun lebhaft zum Kriegsdienste. Durch hundert tausend von England zugesandte Pfund wurden sie in den Stand gesetzt, ihre Werbungen u vollenden, und nachdem sie noch einen Haufen Truppen aus Irland zurück gerufen hatten, waren sie bereit mit einer Armee von zwanzig tausend Mann in England einzudringen.

Als Karl dieses neue Ungewitter gegen sich aufsteigen sah, wandte er seine Blicke auf Irland, um sich mit Hülfe dieses Landes gegen dasselbe zu schützen. Das englische Parlement, dem die Unterdrückung und Bestrafung der irländischen Rebellen übergeben war, hatte nie einen wirksamen Schritt in dieser Absicht gethan; allein die übrig gebliebenen Protestanten, die nun alle Soldaten geworden waren, hatten bei verschiedenen Gefechten die Katholiken in die Flucht geschlagen, und waren im Triumph nach Dublin zurück gekehrt. Da aber die irländischen Katholiken in ihrer wilden Wuth die ganze angebaute Landschaft verwüstet hatten, so litten die siegenden Protestanten Mangel an den allerunentbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens; und da der König es nicht in seiner Gewalt hatte, zu ihrer Unterstützung Geld oder Lebensmittel nach Irland zu schicken, so faßte er den Entschluß, einen Ausweg zu ergreifen, der sie in den Stand setzte,

für

für ihre eigene Erhaltung zu sorgen, und zugleich zu einer bessern Wendung seiner Angelegenheiten in England beizutragen. Er gab demnach dem Lordstatthalter und den Oberrichtern, die ihm ganz ergeben waren, den Befehl, mit den Rebellen auf ein Jahr Waffenstillstand zu schliessen, und dann einen Theil des protestantischen Heeres nach England zu schicken. Das gab den Feinden des Königs eine neue Gelegenheit, die Gemüther gegen ihn in Harnisch zu bringen, und ihm die Begünstigung des Papstthums zum Vorwurf zu machen. Sie schrieen laut gegen den Waffenstillstand und behaupteten, England habe mit Recht die Strafgerichte Gottes zu befürchten, weil es, unter dem Vorwand bürgerlicher Verträge und politischer Zuträglichkeit, unchristlichen Götzendienst dulde. Ueberdieß waren die von Irland herüber gebrachten Truppen, die so vielen Haß auf die königliche Parthey warfen, derselben nicht einmal sonderlich nützlich. Kaum hatten sie einige Eroberungen gemacht, so fiel ein Parlementsheer so zerstörend über sie her, daß die Laufbahn ihrer Siege mit einemmale ein Ende hatte.

Das Jahr Ein tausend sechs hundert und vier und vierzig, in dessem ersten Monate das irländische Hülfsheer aufgerieben wurde, war überhaupt für das Unglück des Königs entscheidend. Der Einfall der Schotten zum Vortheil des Parlements verschlimmerte seine Angelegenheiten offenbar. Durch diese Verbindung mit Schottland, durch die Erfahrung und Kriegskunst, welche die Patrioten aus ihren glücklichen und unglücklichen Unternehmungen zogen, durch ihre reichen Unterhaltungsquellen, und durch ihren leidenschaftlichen Patriotismus und Fanatismus, erhielten sie immer mehr das Uebergewicht. In diesen steigenden Bedrängnissen berief Karl alle seine Freunde und Anhänger zu sich nach Oxford, wo er

im

im Winterquartier lag, und formirte aus ihnen ein neues selbstgeschaffenes Parlement, welches zahlreicher war, als das eigentliche alte. Aber das frommte wenig; der König war ärmer als jemals. Seine nicht bezahlten Soldaten murrten, und die Bürger und Bauern, denen sie zur Last fielen, schrieen noch lauter. Das Londoner Parlement half sich durch eine Accise auf Bier, Wein, Korn u. dgl., wovon man vorher in England nichts gewußt hatte, und das begeisterte Volk, sonst zum Geben so schwierig, zahlte sie mit Freuden.

Karl suchte aufs neue Frieden und schlug eine Konferenz vor, in welcher alle Foderungen von beiden Seiten untersucht werden sollten. Das schlaue Parlement aber wollte (nach seiner Aeußerung) von dem listigen Despoten, welcher die Nation durch süße Lockspeisen in sein altes sklavisches Netz fangen wollte, nichts hören. Es nahm seine Briefe nicht als gültig an, und wich seinen Friedensvorschlägen durch viele künstliche Umwege aus.

So unglücklich der König in seinen Unterhandlungen war, so unglücklich war er im Felde. Sein General, der tapfere Pfalzgraf Ruprecht, lieferte dem Parlementsheer am zweiten Julius bei Maston-moor eine Schlacht. Alle feindselige Leidenschaften, welche bürgerlicher oder Religionszwist entzünden kann, loderten in beiden Partheyen auf; nachdem aber beide alles gethan hatten, was Muth und Tapferkeit ihnen eingab, wandte sich das Glück durchaus auf die Seite des Parlements. Des Königs Artillerie fiel dem Feinde in die Hände, und das Heer war aus dem Felde geschlagen; bald darauf entrissen die Parlements-Truppen dem Könige auch York und die mitternächtlichen Provinzen. Während die Feinde sich immer verstärkten, konnte der unglückliche Monarch nicht mehr

als zehen tausend Mann für sich auf die Beine zu Oxford stellen, und diese mußten sich, nach wilder Sitte, durch ihr Schwerdt Unterhalt verschaffen. Die Königinn, welche, um ihnen Geld, Munition und Kriegsvölker zuzuführen, fast ihre Schwangerschaft vergessen hatte, befürchtete, endlich in Oxford, mitten im Reiche, von den Gefahren des Krieges umschlossen zu werden. Es war ihr nicht verborgen, daß sie wegen ihrer katholischen Religion und der neuen Hülfe, welche sie immer dem Könige zubrachte, bei dem Volke und dem Parlemente verhaßt, ja lange schon des Hochverraths angeklagt worden war. Oft genug schon hatte sie die Erfahrung machen müssen, daß die verwegenen Republikaner sich auf keine Galanterie, am wenigsten auf die Etikette gegen sie verstehen würden. Sie trennte sich daher abermals von ihrem Gemahl und floh nach Frankreich, um das Kind unter ihrem Herzen, für das sie, wie für seinen Vater, die Waffen führen zu müssen glaubte, glücklich zu gebähren.

5.

Olivier Cromwell und die Independenten.

Um diese Zeit machte sich im Parlement und bei der Armee ein Mann bemerklich, der es kühn und klug darauf anlegte, in dem verwickelten Kampfe und bei der Wuth der Partheyen sich an die Spitze zu stellen, den König völlig zu demüthigen und wo möglich den Thron umzustürzen. Der Name dieses Verwegenen ist Olivier Cromwell; ein großer Kopf, ein thörichter Schwärmer und in der Folge ein kalter, überlegter Bösewicht. Er war der Abkömmling einer angesehenen, aber verarmten adelichen Familie.

Da

Da sein Vater, Friedensrichter zu Huntingdon, zu geringe Einkünfte hatte, um seinem Sohne eigene Lehrer zu halten, so mußte er ihn in die dasige Freischule schicken. Der kleine Olivier war leichtsinnig, unruhig, unverträglich und oft auch schwärmerisch, und verursachte dadurch seinen Eltern und Lehrern viel Verdruß und Sorgen. In seinem achtzehnten Jahre schickten ihn seine Eltern auf die Universität nach Cambridge: allein seine Aufführung war dort so schlecht, daß seine Mutter nach des Vaters schnell erfolgtem Tode ihn zurück rufen mußte. Zu Hause war er ebenfalls ausschweifend, und die bekümmerte Mutter schickte ihn nach London auf die Universität, in der Hofnung, die Hauptstadt würde ihn zu einem bessern Menschen umschaffen. Allein der Erfolg war bitter; Wein, Spiel und Wollust waren die Elemente, in denen der ausschweifende Jüngling lebte. Sein schmaler väterlicher Erbtheil war in kurzer Zeit verschwendet. Nun wußte er kein anderes Mittel sich zu retten als eine Reise nach Nordamerika, die er ausgeführt haben würde, wenn ihn nicht seine Mutter davon abgehalten hätte. Zum Glück für seine bedrängten Umstände starb bald darauf sein Onkel, der ihn zum Erben eines ansehnlichen Vermögens machte.

Als ein wohlhabender Mann wählte Cromwell auf einige Jahre die Insel Ely zu seinem Aufenthalt, und zog von da nach Essex. In dieser Zeit gieng mit ihm eine merkwürdige Veränderung vor; aus einem liederlichen Menschen ward er ein stiller mäßiger Mann. Aber, wie es gewöhnlich bei sehr lebhaften Temperamenten der Fall ist, er verfiel aus einem Extrem ins andere, und versenkte sich in eine tiefe Schwermuth. Wegen seiner vorigen ungebundenen, ausschweifenden Lebensart marterten ihn jetzt die heftigsten Gewissensbisse. Daher kam es, daß er bei sei-

nem Abzuge von Ely bekannt machen ließ, wenn er durch sein gottloses Leben irgend jemand geärgert, oder Schaden zugefügt habe, so möchte man ihm verzeihen. In seinem neuen Wohnorte lebte er still, eingezogen und trübsinnig, und fieng zuletzt an förmlich zu schwärmen. Sein mehrster Umgang war mit Fanatiker; er besuchte ihre Versammlungen, fieng an unter ihnen zu predigen, zu beten, und die Bibel auszulegen.

Eine kluge Oekonomie war nie Cromwells Sache. Da seine Finanzen in sichtbare Zerrüttung geriethen, so übernahm er eine Pachtung, die aber für ihn so unglücklich ausfiel, daß er fast sein ganzes übriges Vermögen zusetzte. Indessen hatte er sich bei den Fanatikern in solches Ansehen gesetzt, daß er auf ihren Betrieb im Jahr Ein tausend sechshundert und acht und zwanzig zum Mitglied des dritten Parlements unter Karl dem Ersten gewählt wurde. Hier zog er durch seine übertriebene Hitze und durch seinen Feuereifer gegen die Katholiken die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auf sich. Nach der Aufhebung des Parlements kehrte er wieder heim; nun war aber der traurige Zeitpunct da, daß sein väterliches und das von seinem Onkel ererbte Vermögen völlig erschöpft war. Der Entschluß, nach Nordamerika zu gehen, wurde jetzt von neuem gefaßt. Viele, die seinen Haß gegen die Kirchenregierung theilten, schlossen sich an ihn an, und schon lagen acht Schiffe bereit, um die Mißvergnügten aufzunehmen; aber der König hinderte ihre Auswanderung, um kein Beispiel zur Entvölkerung des Landes zu geben. Aus dieser Pflanzschule von Schwärmern bildeten sich nachmals seine unversöhnlichsten Feinde. Cromwell, der wider seinen Willen im Lande bleiben mußte, ergab sich der Schwärmerey nur um so eifriger. Als endlich im Jahr Ein tau-

tausend sechs hundert und vierzig das sogenannte lange Parlement zusammen berufen wurde, trat er zum größten Erstaunen aller, die davon hörten, und zum tiefsten Verdruß der königlichen Parthey als Repräsentant vom Cambrigde im Parlemente auf. Er besuchte die Versammlungen fleißig, verhielt sich aber anfangs ruhig, und wurde von niemand besonders bemerkt, denn sein Eindruck war mehr widerlich als angenehm. Er war häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er sprach hieng übel zusammen. Er selbst mochte sich unter so glänzenden Rednern, als damals das Parlement zählte, nicht gefallen, und brach sich daher eine andere Bahn. Er erbot sich eine Kompagnie Reuter zu werben, und vermöge seines ausgebreiteten Kredits in seiner Gegend ward es ihm nicht schwer, in Kurzem einen ansehnlichen Haufen Reuter zusammen zu bringen, über welche er zum Rittmeister ernannt wurde. Ohne den Befehl seines Chefs abzuwarten, fieng er sogleich seine Operationen nach Gutdenken an, überzeugt, daß alles, was er zum Dienst des Parlements thun würde, wohl aufgenommen werden müßte.

Cromwell hatte sich nicht geirrt; er war jetzt auf dem Wege, der seinen ehrgeitzigen Absichten Befriedigung versprach. Seine Reuter, die anfangs nur aus einem Trupp von sechzig Mann, in der Folge aber aus einigen Tausenden bestunden, trugen das meiste zum Sturz des Königes, des Parlements und aller derjenigen bei, die seine abscheulichen Absichten nicht begünstigten. Sie waren es vornehmlich, welche den glimmenden Funken der Rebellion in helle lodernde Flammen ausschlagen halfen. Cromwell stund damals in seinem drey und vierzigsten Jahre, und es

ist merkwürdig, daß er, der nie zuvor Kriegsdienste gethan hatte, in einer Zeit von wenigen Monaten mit dem Ruhme eines guten Anführers auch den verband, daß er seine neuerrichtete Mannschaft zu ganz vortreflichen Soldaten bildete. Das Parlement, welches ihm den Namen eines Obersten beilegte, war mit seinem Betragen so ausnehmend zufrieden, daß ihm im Namen des ganzen Hauses eine feierliche Danksagung abgestattet, und beschlossen wurde, den unternehmenden Mann auf alle mögliche Art zu unterstützen. Die armen Betrogenen ahndeten nicht, daß sie sich jetzt die Ketten schmiedeten, mit denen ihr Günstling sie späterhin so grausam fesselte.

Der religiöse Enthusiasmus, den Cromwell bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, gieng auch auf seine Truppen über, und begeisterte sie zu den kühnsten Unternehmungen. Er war Anführer und Feldprediger zugleich, und zeichnete sich ganz besonders durch Offenbarungen aus. Anfangs glaubte er diese Tollheiten selbst; als er aber die große Vortheile gewahr wurde, die ihm seine Heiligkeit gewährte, so gründete er auf sie immer weiter reichende Plane. Ehrgeitz war seine größte Leidenschaft; er unterstützte sie durch Muth, Klugheit und große Einsichten in die englische Verfassung. Ganz eigen war ihm die gefährliche Kunst, jede Larve anzunehmen, und die Gemüther zu lenken, wie er wollte. Dabei lagen in seinem Character keine Hindernisse für seine Absichten: er hatte eigentlich gar kein Herz, weder Menschlichkeit noch Gefühle. Er war grausam und blutdürstig nicht aus Leidenschaft, sondern weil ihm alles gleich galt, wodurch er seine Absichten erreichen konnte. Er war also ein Bösewicht vom ersten Range, denn er legte Plane an, wozu der Weg nur über Verbrechen gieng. Vermuthlich war es schon seine

Absicht, so weit zu gehen, als er sich zuerst eine Befehlshaberstelle bei dem Heere geben ließ. Wenigstens wählte er unter allen schändlichen Mitteln das schändlichste; er affectirte Heiligkeit und erdichtete so viele Offenbarungen, daß er sich dadurch die Gunst des Heeres gänzlich erwarb. So bereitete er sich die kräftigsten Mittel, große Unternehmungen auszuführen. Dabei verstellte er sich unter dem Schein äusserer Einfalt so meisterhaft, daß niemand seine Absichten ahndete, als in dem Augenblick, wo er sich mit Sicherheit zeigen konnte, wie er war.

Cromwell spielte eine Hauptrolle unter den sogenannten Independenten, einer fanatischen Secte, die unter dem großen Haufen der Puritaner vermischt war, sie aber an Schwärmerey und Verwegenheit weit übertraf. Die Independenten verwarfen alle kirchlichen Anstalten und wollten keine Art von geistlichen Gerichten, keine Subordination unter den Predigern uud keine Dazwischenkunft der Obrigkeit in Religionssachen zulassen. Jede Versammlung, die sich nach Belieben und durch geistliche Bande vereinigt hatte, machte nach ihren Grundsätzen für sich selbst eine eigene Kirche aus; und da die Wahl der Versammlung allein hinreichend wäre, den Character und das Amt eines Predigers zu ertheilen, mit welchem keine weiteren Vortheile verknüpft seyn sollten, so verwarfen sie zugleich allen wesentlichen Unterschied zwischen den Layen und der Geistlichkeit. Nach ihrer Meinung ward keine Ceremonie, keine Einweihung, kein Auflegen der Hand, wie in allen übrigen Kirchen erfordert, um die geistliche Würde zu ertheilen; sondern der Soldat, der Kaufmann, der Handwerker überließ sich dem Drange des Eifers, ward von den Eingebungen des Geistes geleitet, und folgte dem innerlichen höheren Rufe, wodurch er, Kraft eines

vor-

vorgegebenen unmittelbaren Umgangs, und einer innigen Gemeinschaft mit dem Himmel, geweiht ward. Dabei blieben diese Fanatiker aber nicht stehen; sie wollten sich eben so wenig irgend einer Gewalt im Staate unterwerfen, sondern sie wünschten eine völlige Anarchie. Ihre Absicht gieng dahin, eine völlige Gleichheit des Ranges und der Stärke, und eine durchaus freie und unabhängige Republick einzuführen. Daher waren sie erklärte Feinde allen Friedensvorschlägen, und hiengen strenge der Maxime an, daß, wer das Schwerdt gegen seinen Souverain gezogen habe, die Scheide wegwerfen müsse.

Gleich beim Anfange des langen Parlements gehörte eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Mitgliedern zu dieser Secte; sie verbargen aber ihre Absichten, die englische Kirche ganz umzustürzen und die Macht des Königs zu vernichten. So wie ihr Anhang sich vermehrte, wurden sie auch kühner in ihren Unternehmungen. Die Hauptsache in ihrem Plan war die Herrschaft über das Schwerdt, und dazu gelangten sie mit List unter dem Vorwande, die Armee aufs neue zu mustern. Zuerst ward dieser Anschlag, ganz wie es zu der heuchlerischen Politik jener Zeiten paßte, an einem allgemeinen Bet- und Fasttage, der durch Einfluß der Independenten angeordnet war, von den Kanzeln angerathen. Alle im Parlemente herrschenden Uneinigkeiten wurden von den schwärmerischen Predigern den eigensüchtigen Absichten der Mitglieder zugeschrieben, die, wie man beiläufig bemerkte, nicht nur alle wichtigen Befehlshaberstellen bei der Armee, sondern auch die einträglichsten bürgerlichen Aemter in Händen hätten. „Unmöglich kann man erwarten, setzten diese geistlichen Volksleiter hinzu, daß Männer, die sich von dem Elende ihres Vaterlandes mästen, jemals wirksame Maßregeln ergrei-

fen

sen werden, dieß Elend zu endigen, oder dem Kriege einen glücklichen Ausschlag zu geben." Die Independenten stimmten im Parlemente denselben Ton an, und stellten die Uebereinstimmung so vieler gottseliger Männer, die in den verschiedenen Versammlungen alle nur das eine Uebel bejammerten, als die Folge einer unmittelbaren Wirkung des Geistes Gottes vor. Am stärksten drang Cromwell mit seinen Freunden auf die Nothwendigkeit einer Reformation. Auf ihren Betrieb entstund die Verordnung der Selbstverleugnung, wie man sie nannte, wodurch die Parlementsglieder, eine sehr kleine Zahl ausgenommen, von allen Civil- und Kriegsbedienungen ausgeschlossen wurden.

Dieser Sieg bestimmte das Schicksal des Königs und des Reichs. Zwar hätte nun auch Cromwell seine Stelle bei der Armee niederlegen sollen, allein er wurde von der allgemeinen Verordnung ausgenommen, weil man ihn nicht entbehren könnte. Die wahren Patrioten sahen nunmehr, aber zu spät, mit Schrecken, welche Fesseln sie sich angelegt hätten. Sie merkten deutlich, daß Cromwells Absicht bei dieser Verordnung keine andere gewesen sey, als die ihm verhaßten Anführer von der Armee zu entfernen, um selbst desto freier schalten und walten zu können. Das Oberkommando erhielt der Ritter Fairfax, der kein Parlementsglied war, und unter ihm diente Cromwell; allein der erstere, der eben so sehr das Lob der Tapferkeit als der Menschlichkeit verdiente, hatte in allen Dingen, ausser dem Kriege einen so beschränkten Geist, daß er, selbst als er die höchste Befehlshaberstelle bekleidete, doch nur die zweyte und untergeordnete Rolle spielte. Das eigentliche Oberhaupt der Armee war Cromwell, der durch seinen Scharfsinn und sein Einschmeicheln den

Ge-

General durchaus leitete. Unter seinem Einflusse mußte nunmehr der Erzbischof Laud, der seit drey Jahren gefangen saß, sein Haupt auf den Block legen, und zu eben der Zeit ward die Liturgie der englischen Kirche abgeschaft. Man wußte, wie eifrig der König daran hieng, und wie unmöglich man dadurch den Frieden machte. Laud wurde am zwanzigsten Januar des Jahres Ein tausend sechshundert und fünf und vierzig enthauptet. Er hatte zwar den Tod verdient durch seine Intoleranz; aber er versicherte mit seinem letzten Athemzuge, daß er kein Verbrechen begangen habe, welches nach den Gesetzen des Reichs die Todesstrafe verdiente; und er sagte die Wahrheit.

6.

Friedensunterhandlungen. Feindseligkeiten. Die Schlacht bei Naseby am 14. Juni 1645.

Zu eben der Zeit, da das Parlement seine ganze Macht aufbot, den Thron umzustossen, wurden wenigstens dem Scheine nach Friedensunterhandlungen gepflogen. Während der König in Oxford war, kamen am dreissigsten Januar des Jahres Ein tausend sechshundert und fünf und vierzig von beiden Seiten Deputirte nach Uxbridge, und berathschlagten über die Wiederherstellung des guten Vernehmens. Allein die Forderungen des Parlements wurden immer unverschämter, weil es ihm nun längst kein Ernst mehr war, den König wieder anzunehmen. Die Deputirten desselben beharrten unveränderlich dabei, daß sie die alleinige Gewalt des Schwerdts, zum wenigsten auf sieben Jahre, haben müßten. Dieß, sagten

sie,

sie, sey ein wesentliches Erforderniß ihrer Sicherheit. Von der andern Seite fragten die königlichen Commissarien, ob es denn die mindeste Billigkeit sey, blos eine Parthey sicher zu stellen, und die andere sieben Jahre lang der Willkühr ihrer Feinde zu überlassen? Und ob es nicht dem Parlemente, wenn ihm eine so lange Zeit die unbeschränkte Gewalt eingeräumt würde, etwas leichtes sey, den Besitz des Schwerdtes sowohl, als jeden Zweig der bürgerlichen Macht und Herrschaft auf immer an sich zu reissen? Nachdem man sich zwanzig Tage vergebens gestritten hatte, giengen die Commissarien auseinander, und kehrten nach London und Oxford zurück.

Indessen lächelte das Glück den bedrängten Könnig wieder günstiger durch Siege in Schottland an. Hier fanden sich, besonders unter den Bergschotten, mehr Vertheidiger seiner Sache, als irgendwo. Der wichtigste Anführer derselben war der Graf Montrose, ein Mann von kühnem und edlem Geiste, den es mit Unwillen erfüllte, zu sehen, daß in beiden Königreichen die Stimmenmehrheit sich gegen ihren rechtmäßigen und in so vieler Rücksicht nachgebenden Könige auflehnte. Er benutzte seinen Einfluß und den Einfluß seiner wenigen Freunde, die ihre Vasallenpflicht noch nicht vergessen hatten, solche Bewegungen in Schottland zu machen, daß die Anhänger des Covenant genöthiget würden, ihre Truppen zurückzurufen. Lange irrte er verkleidet unter den Bergschotten umher, und brachte durch seine Beredtsamkeit einen Haufen von achthundert Mann zusammen, die sehr schlecht bewafnet waren. Mit diesen und etwa zwölfhundert Abentheurern, die aus Irrland herüber gekommen waren, grief er in der Nähe von Perth ein Heer von sechstausend Anhängern des Convenant an. Er erwiederte ihr anhaltendes Feuren auf ihn haupt-

sächlich

General durchaus leitete. Unter seinem Einflusse mußte nunmehr der Erzbischof Laud, der seit drey Jahren gefangen saß, sein Haupt auf den Block legen, und zu eben der Zeit ward die Liturgie der englischen Kirche abgeschaft. Man wußte, wie eifrig der König daran hieng, und wie unmöglich man dadurch den Frieden machte. Laud wurde am zwanzigsten Januar des Jahres Ein tausend sechshundert und fünf und vierzig enthauptet. Er hatte zwar den Tod verdient durch seine Intoleranz; aber er versicherte mit seinem letzten Athemzuge, daß er kein Verbrechen begangen habe, welches nach den Gesetzen des Reichs die Todesstrafe verdiente; und er sagte die Wahrheit.

6.

Friedensunterhandlungen. Feindseligkeiten. Die Schlacht bei Naseby am 14. Juni 1645.

Zu eben der Zeit, da das Parlement seine ganze Macht aufbot, den Thron umzustossen, wurden wenigstens dem Scheine nach Friedensunterhandlungen gepflogen. Während der König in Oxford war, kamen am dreissigsten Januar des Jahres Ein tausend sechshundert und fünf und vierzig von beiden Seiten Deputirte nach Uxbridge, und berathschlagten über die Wiederherstellung des guten Vernehmens. Allein die Forderungen des Parlements wurden immer unverschämter, weil es ihm nun längst kein Ernst mehr war, den König wieder anzunehmen. Die Deputirten desselben beharrten unveränderlich dabei, daß sie die alleinige Gewalt des Schwerdts, zum wenigsten auf sieben Jahre, haben müßten. Dieß, sagten

sie,

sie, sey ein wesentliches Erforderniß ihrer Sicherheit. Von der andern Seite fragten die königlichen Commissarien, ob es denn die mindeste Billigkeit sey, blos eine Parthey sicher zu stellen, und die andere sieben Jahre lang der Willkühr ihrer Feinde zu überlassen? Und ob es nicht dem Parlemente, wenn ihm eine so lange Zeit die unbeschränkte Gewalt eingeräumt würde, etwas leichtes sey, den Besitz des Schwerdtes sowohl, als jeden Zweig der bürgerlichen Macht und Herrschaft auf immer an sich zu reissen? Nachdem man sich zwanzig Tage vergebens gestritten hatte, giengen die Commissarien auseinander, und kehrten nach London und Oxford zurück.

Indessen lächelte das Glück den bedrängten Könnig wieder günstiger durch Siege in Schottland an. Hier fanden sich, besonders unter den Bergschotten, mehr Vertheidiger seiner Sache, als irgendwo. Der wichtigste Anführer derselben war der Graf Montrose, ein Mann von kühnem und edlem Geiste, den es mit Unwillen erfüllte, zu sehen, daß in beiden Königreichen die Stimmenmehrheit sich gegen ihren rechtmäßigen und in so vieler Rücksicht nachgebenden Könige auflehnte. Er benutzte seinen Einfluß und den Einfluß seiner wenigen Freunde, die ihre Vasallenpflicht noch nicht vergessen hatten, solche Bewegungen in Schottland zu machen, daß die Anhänger des Covenant genöthiget würden, ihre Truppen zurückzurufen. Lange irrte er verkleidet unter den Bergschotten umher, und brachte durch seine Beredtsamkeit einen Haufen von achthundert Mann zusammen, die sehr schlecht bewafnet waren. Mit diesen und etwa zwölfhundert Abentheurern, die aus Irrland herüber gekommen waren, grief er in der Nähe von Perth ein Heer von sechstausend Anhängern des Convenant an. Er erwiederte ihr anhaltendes Feuren auf ihn haupt-

sächlich

fächlich durch einen Hagel von Steinen; dann stürzte er sich mit dem Degen in der Faust an der Spitze seiner Truppen mitten unter die Feinde, brachte sie in Unordnung, und tödtete zwei tausend von ihnen.

Durch diesen Sieg, der ihm Waffen und Ammunition in die Hände lieferte, war Montrose in den Stand gesetzt, seine Unternehmung, troß der größten Schwierigkeiten, fortzusetzen. Der größte Theil der Niederschotten hiengen dem Covenant aufs eifrigste an, und die auch noch dem Könige zugethan waren, fürchteten sich vor der festgegründeten Gewalt der Gegenparthey. Allein Montrose, dessen kühne Seele Vergnügen an gefährlichen Unternehmungen fand, spottete jeder Gefahr, und rieß die allerunerwartesten Vortheile an sich. Er zog sich, im Angesicht eines überlegenen Heers, sechzig Meilen zurück, ohne einen Verlust zu haben. Allmählich fanden sich die Bergschotten, die überhaupt der königlichen Parthey anhiengen, in größeren Haufen bei ihm ein. Seine Thätigkeit war nicht zu ermüden; er verstattete seinen Soldaten weder Ruhe noch Erfrischung, marschirte mit ihnen zuweilen sechzig Meilen weit unausgesetzt, wo er nur hoffen konnte, Feinde zu schlagen oder Städte auszuplündern. Mit eben so viel List als Klugheit wußte er jeder überlegenen Macht aufs geschwindeste auszulenken, und sich so zu setzen, daß sie ihn nicht angreifen konnte. Da er oft unversehens, wie in Gewittern und wie ein brennender Lavastrom zerstörend einher stürmte, so geriethen die Anhänger des Covenant, troß ihrer überlegenen Parthey, in Furcht und Schrecken. Er schlug zwey Heerführer, die von England hinüber geschickt waren, um ihn zu unterdrücken, und die ihres Sieges gewiß zu seyn glaubten, weil sie ihm nicht nur an der Zahl überlegen waren, sondern auch an Kriegszucht gewöhnte

wöhnte Truppen hatten. Nachdem sich der Schrecken seines Namens, sammt der Bewunderung seiner Tapferkeit, durch das ganze nördliche Schottland verbreitet hatte, so ermunterte er seine Freunde und Anhänger, mit ihm in die südlichen Provinzen zu ziehen, um die Herrschaft des Königs wieder herzustellen und dem Covenant ein Ende zu machen.

Zum Unglück für Karln waren aber inzwischen in England Begebenheiten vorgefallen, die seine Sache fast ohne Hofnung liessen. Hier hatte Fairfax, oder eigentlich Cromwell, die Parlementsarmee ganz umgebildet. Er formirte neue Regimenter und Kompagnien, und gab die ganze kriegerische Gewalt in solche Hände, auf welche die Independenten sich völlig verlassen konnten.

Niemals hat sich wohl eine so sonderbare Armee versammelt, als diejenige, welche das Parlement jetzt auf die Beine brachte. Es ward bei derselben die strengste Kriegszucht eingeführt; sie athmete nichts als presbyterianischen Eifer und Schlachtsucht; sie kannte keine andere Vergnügungen als das Gebet und ihre Pflichten. Die neuen Generale waren zwar tapfere, aber nichts weniger als studirte Krieger; ihr Genie, ihre Tapferkeit und ihr Glück mußten allein den Sieg entscheiden. Das sonderbarste aber war, daß die Officiere zugleich die Functionen der Feldprediger, welche ihnen gänzlich mangelten, verrichteten. In den Zeiten, wo keine Action vorfiel, steckten sie den Degen ein, und beschäftigten sich im Cirkel ihrer frommen Soldaten, mit Predigen, Beten und Ermahnen. Entzückungen vertraten bei ihnen die Stelle des Studierens, des Nachdenkens, und nicht selten auch der Vernunft. Entzückungen waren es, die ihnen und ihren Soldaten bevorstehende Siege verkündigten, und also nicht wenig zum Erlangen derselben beitruge; Entzückungen waren es, durch welche

che sie Gutes und Böses nach Willkühr wirken, und die Geister und Herzen nach Belieben lenken konnten. In allen Quartieren, wo sie lagen, schlossen sie die Prediger von den Kanzeln aus, bestiegen selbst diesen gefährlichen Richterstuhl, und strömten ihre Empfindungen, selten in sanften Tönen, sondern in einem tobenden Meere von schwärmerischen Ausdrücken und oft ganz sinnlosen Worten aus. Sie bestürmten mit denselben die Herzen und Geister ihrer Zuhörer eben so sehr, als sie mit ihren kriegerischen Gemeinden die feindlichen Heere und Kastelle angriefen. Die gemeine Soldaten, von einem gleichen Geiste ergriffen, beschäftigten sich in ihren müßigen Stunden mit Beten, mit Lesung der heiligen Schrift, und mit geistlichen Unterredungen, worinn sie den Fortgang ihrer Seele in der Gnade mit einander verglichen, und sich gegenseitig ermunterten, in dem großen Werke ihrer Seligkeit weitere Fortschritte zu machen. Wenn sie in die Schlacht zogen, so erhoben sie ihre Seele mit Psalmen und Lobgesängen zu Gott, und das ganze Schlachtfeld ertönte von geistlicher wie von kriegerischer Musik. Die Wahrnehmung der gegenwärtigen Gefahr ward durch die Aussicht auf ewige Glückseligkeit erstickt; Wunden, die sie bei einer so heiligen Gelegenheit erhalten hatten, wurden für verdienstlich und der Tod für Märtyrerthum gehalten. Jedermann schien, nicht von dem Gedanken an Sieg, oder von der Begierde nach weltlicher Größe, sondern von der glänzenderen Hofnung, im Himmel die ewige Krone der Herrlichkeit zu erlangen, beseelt zu seyn.

In der Armee des Königs, wo man den Einfluß dieser Schwärmerey verkannte, und nicht wußte, wie sehr dieselbe den Muth spornt, behandelte man sie als einen Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Der Geist, der unter diesen Truppen sich ein-

ge-

geschlichen hatte, war zwar weniger lächerlich, aber noch weniger anständig für den Charakter eines Soldaten und eines Bürgers. Die Frechheit und Ungebundenheit, welche durch den Mangel an Besoldung sich eingeschlichen hatte, war unter ihnen sehr hoch gestiegen, und machte sie mehr ihren Freunden als ihren Feinden furchtbar. Durch die in mehreren Oertern verübten Plünderungen und Verwüstungen, und durch die unersättlichen Räubereyen, womit sie das Land verheerten, luden sie den allgemeinsten Haß auf sich. Mit einem Worte, das Elend war so groß geworden, daß viele von den eifrigsten Freunden der Monarchie und der Kirche nun den Truppen des Parlements wenigstens so viel Glück wünschten, als nöthig wäre, diesen Bedrückungen ein Ende zu machen. Das Landvolk alles seines Unterhalts beraubt, rottete sich an verschiedenen Orten, bewafnet mit Keulen und Knitteln, zusammen; und ob es sich gleich gegen alle Soldaten beider Partheyen feindlich erklärte, so war doch sein Zorn an den meisten Orten vornehmlich gegen die Königlichen gerichtet, welche am übelsten mit ihm umgegangen waren. Viele Tausende von diesen aufrührischen Bauren hatten sich in verschiedenen Gegenden von England versammelt, tödteten alle zerstreuten Soldaten, welche sie antrafen, und thaten den großen Armeen Schaden.

Bei diesen nachtheiligen Umständen war es dem Könige unmöglich, den Krieg länger fortzusetzen. Die Ausgelassenheit seiner eigenen Truppen war allein hinreichend, ihn zu Grunde zu richten. Nachdem indessen die Prinzen Ruprecht und Moritz wieder zu ihm gestossen waren, verließ er Oxford mit einem Heere von fünfzehn tausend Mann, mit dem Vorsatz irgend einen entscheidenden Streich auszuführen. Das neu umgeschaffene Parlementsheer unter Fairfax

und

und Cromwell stand bei Windsor, und war über zwey und zwanzig tausend Mann stark. Nach langen Märschen und Contremärschen, in welchen manche Burgen erobert und zerstört, manche Dörfer und Städte verbrannt und ausgeplündert wurden, wovon die große und volkreiche, zweimal eroberte Stadt Oxford eines der traurigsten Beispiele war, näherten sich beide Heere einander am fünfzehnten Junius des Jahres Ein tausend sechshundert und fünf und vierzig in der Nähe des Dorfes Naseby. Der König hielt einen Kriegsrath, in welchem, durch den Einfluß des Prinzen Ruprecht und des ungedultigen Adels, der rasche Entschluß gefaßt ward, den General Fairfax augenblicklich anzugreifen, ungeachtet die Königlichen die Hofnung hatten, in Kurzem mit drey tausend Reutern und zwey tausend Mann zu Fuß, unter erfahrnen Officieren verstärkt zu werden. Diesem Entschlusse zufolge rückten sie gegen das Parlementsheer an, und stellten sich in Schlachtordnung.

Ein furchtbarer Kampf begann. Beide Theile kämpften mit einer fast gleichen Macht und mit gleicher Anstrengung, allein durch die unbesonnene Hitze des Prinzen Ruprecht, der den rechten Flügel der königlichen Truppen kommandirte, und durch die Klugheit und Tapferkeit Cromwells, gieng das Treffen für den König verloren. Ruprecht, der mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit und mit seinem gewöhnlichen Glück den Angriff machte, schlug den linken Flügel des Feindes; statt aber nun, wenigstens mit einem Theile seiner Truppen, den König zu unterstützen, verfolgte er die Flüchtlinge, und setzte den König dem wüthenden Angriff Cromwells, der den Kern der Parlementsarmee bei sich hatte, bloß. Der linke Flügel der königlichen Armee wurde völlig geschlagen, und hierdurch gieng das ganze Treffen verloren,

loren. Das Lager, die Artillerie, alles Gepäcke u. s. w. ward ein Raub der Sieger, und gegen fünf tausend Königlicher wurden zu Gefangenen gemacht, unter denen sich fünfhundert Officiere befanden.

Cromwell verfolgte das Glück dieses Tages mit eben der Lebhaftigkeit, womit er es erhalten hatte, und unterwarf sich die meisten noch bis dahin dem Könige treu gebliebenen Grafschaften; ihm wurde deshalb vom Parlemente, nebst einer Pension von drittehalb tausend Pfund, die größten Lobsprüche ertheilt. Er verstand es aber auch meisterhaft, durch Schmeicheleyen und eine verstellte tiefe Ergebenheit gegen die Herren, sie in Hinsicht seiner Redlichkeit in eine solche Sicherheit zu versetzen, daß sie nicht anders als mit Schrecken daraus erwachen konnten.

In dem Gedränge, in welchem sich Karl nach dem Treffen bei Naseby befand, schickte er seinen ältesten Sohn, der damals fünfzehn Jahre alt war, nach Frankreich, um wenigstens einen Theil der königlichen Familie von der Gewaltthätigkeit des Parlements zu retten. Er selbst zog sich mit dem Korps Reuterey, welches er noch übrig hatte nach Wallis, in der eitlen Hofnung, daß er in dieser getreuen, obgleich erschöpften Provinz, noch einiges Fußvolk würde zusammen bringen können. Aber seine Angelegenheiten verschlimmerten sich mit jedem Tage mehr. Die Parlementsgenerale und die Schotten bemächtigten sich fast aller erheblichen Oerter im Königreiche, und die Königlichen wurden überall in die Flucht geschlagen und zerstreut. Fairfax und Cromwell beschlossen Bristol zu belagern, worein sich der Prinz Ruprecht geworfen hatte, um einen so wichtigen Platz aufs äusserste zu vertheidigen. Es wurden die größten Zurüstungen zu einer Unternehmung gemacht, von der man, in Rücksicht auf die Stärke der Besatzung

satzung und auf den Ruf des kommandirenden Generals erwartete, daß sie die ausgezeichneste Tapferkeit und Beharrlichkeit erfodern würde. Aber der kriegerische Muth ist bei den Menschen eine so zufällige Eigenschaft, daß den ganzen Krieg hindurch keine armseligere Vertheidigung gemacht worden war, als diese! Ungeachtet der Prinz Ruprecht dem Könige geschrieben hatte, daß er sich anheischig mache, sich vier Monate zu halten, wofern die Besatzung keine Meutereyen anfienge: so ergab er sich doch wenige Tage nachher auf Kapitulation und auf die erste Aufforderung. Karl entsetzte sich über diesen unerwarteten Vorfall, der für seine Angelegenheiten kaum weniger verderblich war, als das Treffen bei Naseby, und voll Unwillen über die Art, wie ein so wichtiger Ort, gerade zu der Zeit, da er Truppen sammelte, um ihn zu entsetzen, war übergeben worden, zog er alle Aemter des Prinzen Ruprecht ein, und befahl ihm, das Königreich zu verlassen.

Jetzt verfielen die Sachen des Königs in allen Gegenden, und er floh endlich mit dem kleinen Rest seiner geschlagenen Arme nach Oxford, wo er sich den ganzen Winter hindurch verschlossen hielt. Hier hatte er Zeit genug, um sein eigenes, und das Unglück seiner ganzen Parthey zu überdenken. Hier erhielt er in Menge die traurigsten Nachrichten, wie eines seiner eroberten Kastelle nach dem andern ihm wieder abgenommen, und eines seiner Korps in allen Gegenden geschlagen wurde; wie sein ältester Sohn unter vielen Gefahren über Jersey nach Paris entflohen sey, wo er in eigener Person der, längst auch dahin geflüchteten, Königinn die traurigsten Botschaften von dem Unglück des von allen Seiten geschlagenen und verfolgten Königs hinterbrachte. Selbst die Hofnung, die Karl noch immer auf Montrosen

setzte, ward jetzt grausam vereitelt. Dieser tapfere Mann war in das niedere Schottland hinabgekommen, hatte die ganze Macht der Anhänger des Covenant besiegt, und ihnen keinen Rest einer Armee in Schottland übrig gelassen. Edinburg öffnete ihm seine Thore, und viele vom hohen und niedern Adel, die heimlich dem Könige ergeben waren, erklärten sich öffentlich für ihn, sobald sie sahen, daß eine Macht vorhanden war die sie unterstützen konnte. Aber Montrose, der sich noch mehr südwärts zog, ward durch die Nachläßigkeit seiner Vorposten, von einem aus England gegen ihn abgesandten Armeekorps überrumpelt, und nach einem hitzigen Gefechte, worinn er die größten Beweise der Tapferkeit ablegte, ward er genöthiget, das Feld zu räumen und mit seinen geschlagenen Truppen in die Hochländer zu fliehen. Bald nachher verließ er sein unglückliches Vaterland.

Die Anhänger des Covenant bedienten sich ihres Sieges mit der größten Härte. Viele Gefangene wurden mit kaltem Blute niedergehauen, und viele Personen aus den angesehensten Familien und von ausgezeichneten Verdiensten wurden verurtheilt und hingerichtet. Die Geistlichen reitzten den weltlichen Arm zu dieser Strenge, und kamen sogar förmlich ein, daß noch mehr Blut auf dem Schaffot vergossen werden möchte. Die Kanzeln erschollen vom Donner gegen alle, die das Werk des Herrn nicht mit Ernst vollführten; „dein Auge soll kein Mitleid rühren!" und: „du sollt nicht schonen!" waren die Maximen, die nach jeder Hinrichtung eingeschärft wurden. Karl büßte jetzt auch vollends das letzte Korps von drei tausend Mann ein, womit der Oberste Astley dem bedrängten Könige in Oxford zu Hülfe kommen wollte. Es wurde gänzlich aufgerieben, und Astley sagte zu dem Parlementsofficier, der ihn gefangen nahm: „Ihr

habt euer Werk vollendet; nun könnt ihr hingehen und euch dessen freuen, wofern ihr es nicht gut findet, nun über einander herzufallen." Der Bürgerkrieg hatte ein Ende.

VII. Die Hinrichtung König Karls des Ersten von England.

Im Jahr 1649.

1.

Verzweifelte Lage des Königs. Flucht desselben zu den Schotten. Gefangennehmung und Auslieferung.

König Karl der Erste von England brachte die ersten Monate des Jahres Ein tausend sechshundert und sechs und vierzig zu Oxford in der traurigsten Gemüthsstimmung zu. Alle seine hochfliegenden Plane waren zerstört, seine Armeen geschlagen, seine Freunde zerstreut, und er hatte alles zu fürchten von einem Parlemente, dessen Anmassungen keine Grenzen kannten. Umgeben von einigen edelmüthigen Freunden, deren unglückliches Schicksal seine Seele mit Kummer erfüllte; ermüdet von mißvergnügten Officieren, die alle ihm geleisteten Dienste und alle für ihn erduldeten Mühseligkeiten desto höher anrechneten, jemehr sie besorgten, daß nun alles unbelohnt bleiben würde; niedergebeugt von schon erfahrnen Unfällen, und immer noch voll Besorgniß künftiger Widerwärtigkeiten, verdiente er in keiner Periode seines mühseligen

Lebens

Lebens mehr Mitleid als jetzt. Seine wiederholten Versuche, mit dem Parlemente einen friedlichen und billigen Vergleich zu treffen, dienten zu weiter nichts, als seine Feinde zu überzeugen, daß der Sieg völlig in ihren Händen war. Sie würdigten ihn nicht der geringsten Antwort auf verschiedene Botschaften, durch die er Pässe für die Bevollmächtigten verlangte. Endlich warfen sie ihm, als Mörder seines eigenen Volks, das im ganzen Königreiche vergossene Blut vor, und sagten, daß sie ihn nun zwingen würden, ihre Bills zu unterschreiben. Er erbot sich zu einem persönlichen Tractat, und wollte selbst nach London kommen, wenn man ihm und seinen Begleitern ein sicheres Geleit geben wollte. Sie schlugen ihm dieß durchaus ab, und liessen Befehl ausgehen, daß man sich seiner Person versichern sollte, wenn er es wagen würde, nach der Residenz zu kommen.

In dieser höchst bedrängten Lage, da Karl alle Hofnung aufgeben mußte, gegen die Halsstarrigkeit des Parlements weder durch Waffen noch durch Tractaten etwas auszurichten, erhielt er die erschütternde Nachricht, daß der Parlementsgeneral Fairfax mit einer mächtigen und siegreichen Armee anrücke, um Oxford zu belagern, welches nothwendig in seine Hände fallen mußte. Von seinen Feinden gefangen genommen, und im Triumph aufgeführt zu werden, war etwas, das Karl mit Recht verabscheute; und er hatte alle Beschimpfungen, wo nicht gar Gewaltthätigkeiten, von den enthusiastischen Soldaten zu befürchten, welche seine Person haßten und seine Würde verachteten. In dieser äussersten Noth faßte er einen Entschluß, den man in jeder andern Lage eine Unbesonnenheit hätte nennen können.

Der französische Gesandte Montreville, der sich aus Menschenliebe für den König interessirte, hatte

 die

die schottischen Generale und Bevollmächtigten gebeten, ihren bedrängten Monarchen in Schutz zu nehmen. Da sie sich hierüber öfters in allgemeinen Ausdrücken geneigt erklärten, so sagte er dieß dem Könige, vielleicht mit einiger Vergrößerung, wieder. Diese Nachrichten brachten Karln auf den Gedanken, Oxford zu verlassen, und zu der schottischen Armee zu flüchten, die damals bei Nework stund. Die Wünsche der schottischen Nation waren befriedigt. Die Schotten waren mit dem strengen Verfahren des Parlements gegen den König, mit der Schwärmerey der Independenten und mit der geringen Achtung gegen ihren Covenant unzufrieden. Karl hörte, daß die Schotten in allen Streitigkeiten, welche über die Bestimmung der Friedensbedingungen vorgefallen waren, sich immer für die mildesten erklärt, und die Strenge des englischen Parlements zu mildern bemüht hatten. Es herrschte auch sonst zwischen beiden Nationen ein großes Mißvergnügen, und die Schotten sahen, daß sie immer weniger geachtet wurden, je weniger man ihres Beistandes bedurfte. Dieß machte dem Könige Muth, sich in ihren Schutz zu begeben. Sein Anblick sollte, wie er hofte, eine günstige Wirkung hervorbringen.

Um seine Flucht zu verbergen, ließ Karl an allen Thoren von Oxford Befehl geben, daß man drey Personen durchlassen sollte. Er selbst aber ritt in der Nacht, begleitet von zwey getreuen Dienern, verkleidet durch das Thor, welches nach London führt. Als er in die Nähe dieser Stadt kam, wo eben seine mächtigsten Feinde versammelt waren, um über ihn zu richten, stieg in seiner Seele der Gedanke auf, sich den Repräsentanten der Nation in die Arme zu werfen. Aber sein Ehrgeitz unterdrückte den Gedanken, und nach vielen gefährlichen Umwegen kam er

am

am fünften May des Jahres Ein tausend sechshundert und sechs und vierzig im Lager der Schotten vor Nework an.

Die schottischen Generale waren über diesen unerwarteten Besuch sehr verlegen, und da das Londoner Parlement auf die erste Nachricht von Karls Entweichung in einem schnell erlassenen Edict jedem den Tod gedroht hatte, der ihn beherbergen würde, so hatten sie die Feigheit, das Parlement sogleich von seiner Ankunft zu unterrichten. Ihm selber gaben sie unterdessen eine Ehrenwache, dem Anschein nach, im Grunde aber eine Zwangswache, um sein Entfliehen zu verhindern. Jetzt sah er wohl, daß er seine Lage keinesweges verbessert hatte. Er fand sich nicht nur in der Gefangenschaft, und sehr genau bewacht, sondern es wurden auch alle seine Freunde von ihm entfernt. Es war ihm kein Briefwechsel und keine Unterredung mit irgend einer Person erlaubt, auf die er sich verlassen konnte, oder die man wegen einer Neigung zu ihm im Verdacht hatte. Die schottischen Generale wichen aller Vertraulichkeit mit ihm aus; sie beobachteten gegen ihn ein steifes Ceremoniel und eine verstellte Ehrfurcht; alle Vorschläge, die sie ihm thaten, dienten nur dazu, seine Erniedrigung und seinen Fall zu vergrößern. Statt des religiösen Trostes, an den er gewöhnt war, hörte er nichts als Lästerungen der ausgelassensten Puritaner. Es war damals Mode, die Kanzel zur Bühne der Neuigkeiten zu machen, und die Geistlichen plünderten bei jedem großen Vorfall die ganze heilige Schrift, um Stellen zu finden, welche sich für die gegenwärtige Begebenheit schickten. Der erste, der vor dem König predigte, wählte den Text 2 Sam. 19, 41—43.; ein anderer dieser fanatischer Eiferer, nachdem er im Eingange von gottlosen Regenten heftig gesprochen, gab der Gemeinde

auf,

auf, ein Lied zu singen, welches sich anfieng: „Was rühmst du doch, Tyrann, dich noch all deiner Frevel?" worauf der König von seinem Sitze aufstund, und mit lauter Stimme einen andern Psalm ankündigte: dessen Anfangsworte waren: „Hab Mitleid, Herr, ich bitte dich, sie wollen mich verschlingen." Die gutherzige Zuhörer, welche mit der gefallenen Majestät Mitleiden hatten, bezeugten einmal dem Könige mehr Achtung als dem Prediger, und sangen den Psalm, den er gefodert hatte.

Karl sollte nicht in der Verwahrung der Schotten bleiben. Das englische Parlement drang nachdrücklich auf seine Auslieferung, und als die Schotten zögerten, ließ es eine Armee anrücken, worauf das schottische Heer sich mit dem gefangenen Könige nach Newcastle zurückzog. Er wurde fortdaurend sehr eingeschränkt gehalten, und die Bedingungen, die England machte, waren völlig so, wie sie nur ein Gefangener erwarten durfte, und zwar so ungeheuer, daß er sie, alles seines Unglücks ohnerachtet, abschlagen mußte; man merkte wohl, es sey der Nation, oder vielmehr dem Parlemente, mit der Freiheit des Königs eben nicht gedient.

Das Parlement war den Schotten gegen viermal hundert tausend Pfund Subsidien schuldig, und versprach ihnen, diese Summe in zwey Terminen pünktlich abzuzahlen, wenn sie dagegen den König ausliefern wollten. Manche schämten sich dieses unwürdigen Handels, allein bei der Mehrheit gieng er dennoch durch. Man machte es dem König schriftlich bekannt. Er saß eben am Schachbrett, als er den Brief erhielt, und besaß eine so große Gewalt über sich selbst, daß er sein Spiel ungestört fortsetzte. Keiner von denen, die zugegen waren, konnte bemerken, daß der Brief, den er las, ihm eine wichtige

Neuig-

Neuigkeit überbracht hätte. Die englischen Abgeordneten, welche wenige Tage darauf ankamen, um ihn abzuholen, empfieng er mit so viel Güte und gefälligem Anstand, als wären sie blos gekommen, ihm ihre Aufwartung zu machen. Ueberhaupt entwickelte Karl in der Schule der Widerwärtigkeiten Eigenschaften, die ihn mit den Tadlern seines früheren Verhaltens aussöhnen konnten. Er wurde im Anfange des Jahres Ein tausend sechshundert und sieben und vierzig unter militairischer Escorde nach Holmby in der Grafschaft Northampton gebracht. Auf seiner Reise lief das ganze Land zusammen, theils aus Neugierde, theils aus Mitleiden und Liebe, um ihn zu sehen. Diejenigen, welche noch gegen ihn in seinem unglücklichen Zustande einen Groll hatten, giengen stillschweigend vorüber; andere, die ihm wohl wollten, begleiteten seinen Wagen, mehr großmüthig als vorsichtig, mit Thränen, Zurufen und Wünschen für sein Wohl. Zu Holmby liessen ihn die Abgeordneten scharf bewachen, versagten ihm allen Besuch, und schnitten ihm alle Gemeinschaft mit seinen Freunden und seiner Familie ab. Seine Bedienten wurden abgedankt, und selbst seinen Kapellanen wurde nicht erlaubt bei ihm zu bleiben, ohngeachtet er vornehmlich die letztern zu behalten wünschte.

2.

Cromwell und die Independenten demüthigen das Parlement.

Das Parlement in London glaubte jetzt, da die königlichen Truppen völlig zerstreut und aufgerieben waren, und der König selbst sich als Gefangener in seinen Händen befand, seine Macht unerschütterlich befe-

befestiget zu haben. Allein seine Herrschaft war von kurzer Dauer; denn kaum hatte es über seinen Fürsten triumphirt, als seine eigenen Diener sich erhoben und es von seinem so ungerechter Weise usurpirten Throne stürzten. Nachdem die heilige Schutzwehr der Gesetze einmal umgestürzt war, blieb nichts mehr übrig, die wilden Fortschritte des fanatischen Eifers und Ehrgeitzes im Zaum zu halten. Dem Parlemente, das bisher so übermüthig mit dem Könige verfahren war, stand jetzt eine Wiedervergeltung bevor, die es sich bei aller seiner Religiosität so rasch und so vollgemessen nicht hatte träumen lassen. Diese Revolution ward mit Beihülfe der Kriegsmacht bewirkt, und das Parlement von seinem schlüpfrigen Throne gestossen.

Die Armee bestund grösstentheils aus Independenten, im Parlemente aber hatten die Presbyterianer die Oberhand. Beide Partheyen haßten einander, und jede suchte die andere zu unterdrücken. Den Presbyterianern war es nicht verborgen, daß ihre Gegner sich bei dem Plane, das Uebergewicht an sich zu reissen, auf das Schwerdt verliessen. Sie setzten daher, unter dem Vorwande, daß die öffentlichen Lasten vermindert werden müßten, einen Beschluß durch, vermöge dessen ein Theil des Heeres entlassen, und ein anderer nach Irland geschickt werden sollte, um die dortigen Rebellen zu demüthigen.

Dieser Beschluß erregte in der Armee ein allgemeines Murren. Die Truppen hatten zum Dienst in Irland, einem barbarischen, noch dazu durch beständiges Morden verwüsteten Lande, wenig Neigung, und noch weniger, auseinander zu gehen. Die meisten Officiere, die aus den niedrigsten Ständen empor gestiegen waren, entsetzten sich über den Gedanken, daß sie zu ihrer ursprünglichen Dürftigkeit zu-

rück

rück kehren sollten, und zwar zu einer Zeit, wo sie hofften, den mit so vielen Gefahren und Mühseligkeiten erworbenen Sold in Frieden und mit Gemächlichkeit zu verzehren. Ihr Charakter war überdieß eben so verdorben als ihre Sitten. Voll geistlichen Stolzes hielten sie sich nicht für bloße gedungene Janitscharen, sondern für die auserwählte Leibgarde Jesu Christi, die nur zum Schutze seines Reiches kämpfen müsse, und ihr köstliches Blut nicht unnöthig für ganz irdische Angelegenheiten der Kinder dieser Welt, vergiessen dürfe. Unter der Larve der Heiligkeit erlaubten sie ihrem Eigennutze, ihrem Ehrgeitze, und allen ihren Leidenschaften, alle mögliche Ausschweifungen. Da sie hörten, daß die kleinere Anzahl Freunde, die größere aber Feinde der Armee wären, so suchten sie auf alle mögliche Weise jenen das Uebergewicht über diese zu verschaffen. Sie schrieen über Bosheit und Despotismus ihrer Feinde. Sie sagten, nicht aus Geldmangel werde ihnen ein fast einjähriger Sold vorenthalten, sondern um sie zu zwingen, freie Quartiere auf dem Lande zu nehmen, um sie beim Volke verhaßt zu machen und dann abzudanken. Die entschlossensten Officiere setzten eine Vorstellung an das Parlement auf, die von allen Soldaten unterschrieben wurde, und in welcher das gesammte Heer vollkommene Entschädigung für seine Dienste verlangte, widrigenfalls aber die Ueberfahrt nach Irland verweigerte. Die Antwort war für die Rädelsführer erwünscht, die Foderung ward nemlich für Meuterey erklärt. Es erschienen neue Bittschriften, von Officieren und Soldaten unterschrieben, voll Drohworten und bittern Klagen. Sie vereinigten sich immer mehr in ihren Grundsätzen, und wurden immer furchtbarer. Niemand wollte sich eher zum Dienste nach Irland begeben, bis ihre gerechten Foderungen befriediget wären.

Die

Die Seele aller Meutereyen und Komplotte, welche bei der Armee herrschten, war Cromwell. Für ihn war jetzt der entscheidende Zeitpunct gekommen, den Grund zu seiner künftigen Größe zu legen, und er unterließ nicht, denselben zu benutzen. Der eben so listige als verwegene, eben so scheinheilige als gottlose Heuchler, spielte seine Rolle so gut, daß er sogar diejenigen betrog, die mit ihm gleiche Rollen zu spielen glaubten. Sein Charakter konnte, wie ein Chamäleon, alle Farben annehmen: mit den Augen weinen, im Herzen lachen, mit dem Munde klagen, im Herzen frohlocken. Er war ganz dazu gemacht, eine große Nation mit ihren Repräsentanten zu täuschen, als befreie er sie von einem des Todes schuldigen Despoten, und schenke ihr wieder die vorige Freiheit, indem er selbst ihr größter Tyrann wurde. Er war gerade in London, als die Meutereyen bei der Armee ausbrachen, und stellte sich höchst bekümmert und erzürnt, so oft eine üble Nachricht aus dem Lager bei dem Parlemente einlief. Er beweinte bitterlich das Unglück seines Vaterlandes, und rieth zu strengen Maßregeln, um eine Meuterey zu dämpfen, die er auf mancherlei Umwegen angestiftet hatte. Das Parlement ließ sich von dem Heuchler so sehr täuschen, daß es gerade ihn, als einen einsichtsvollen und redlichen Patrioten, an die Armee absandte, um mit den Truppen in Unterhandlungen zu treten. Allein, statt die Ruhe wieder herzustellen, ergrief er ein Mittel, welches die Meutereyen unheilbar machte. Er setzte dem Parlemente in London eine Art von Kriegsparlement entgegen, welches aus einer Versammlung der vornehmsten Officiere, als einer Nachahmung des Oberhauses, und dann aus freien Repräsentanten der Armee bestand, wozu aus jeder Kompagnie zwey Gemeine oder niedere Officiere gewählt wurden. Als das

Parlement den Betrug gewahr wurde, wollte es gegen Crommwelln eine förmliche Klage erheben, allein die Armee nahm ihn in Schutz und wählte ihn zu ihrem Oberbefehlshaber.

Zu eben der Zeit ward von den Soldaten ein Streich ausgeführt, der auf einmal den Sieg zu ihrem Vortheil entschied. Ein Officier der Independenten, Namens Joyce, vormals ein Schneider, erschien an der Spitze von fünfhundert Reutern vor Holmby, wo der König gefangen saß. Er kam ohne Widerstand durch die Wachen, welche seiner Parthey ergeben waren, trat mit Pistolen bewafnet vor den König, und foderte ihn trotzig auf, sich mit ihm zur Armee zu begeben. Statt eines geschriebenen Befehls zeigte er auf seine Soldaten. Nach einem kurzen Wortwechsel mit dem Könige und einigen Bevollmächtigten mußte sich Karl in eine Kutsche setzen, und wurde von den Reutern zur Armee gebracht.

Dieser kühne Schritt war allein Cromwells Werk, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, wenn er sich der Person des Königs bemächtiget und dadurch dem Parlemente alle Mittel, sich mit demselben auszugleichen, entzogen hätte, so würde er im Stande seyn, im Namen des Heers, den beiden Häusern jede ihm beliebige Bedingung vorzuschreiben. Um seinen Vortheil zu benutzen und keinen Augenblick zu verlieren, führte er das Heer gerade auf London los. Die Einwohner der Stadt waren darüber mehr erfreut als erschrocken, denn sie hatten nun fünf Jahre lang erfahren, was es heisse, statt Eines Despoten hundert über sich zu haben, und haßten das Parlement aufs äusserste. Ungeachtet beinahe die Hälfte von den Ländereyen, Jahrgeldern und Einkünften im Königreiche sequestrirt worden war, so waren die Auflagen und Taxen doch fast höher, als

sie

sie es je in der englischen Verfassung gewesen waren. Es wurde eine neue Accise eingeführt, und auf die gemeinsten Bedürfnisse des Lebens ausgedehnt. Viele reiche adeliche Familien, besonders die bischöflichen Geistlichen, und sehr viele rechtschaffene Leute, geriethen wegen sehr verzeihlichen Vorurtheilen an den Bettelstab, und wurden grausam verfolgt. Was aber die allgemeinste Klage veranlaßte, war die unbegrenzte Tyranney der Gerichtsstellen auf dem Lande, welche Güter einzogen, an Gelde, mit Gefängniß und am Leibe straften, ohne nach einem Gesetze zu fragen, und ohne daß ihnen Einhalt geschah. Sie legten sich in Familienstreitigkeiten, übten im Namen des Staats Rache an ihren Privatfeinden, und verkauften ihren Schutz und die Sicherheit des Staats den Unschuldigen wie den Schuldigen. Unter ihre zahllosen Ungerechtigkeiten mischten sie lange brünstige Gebete, und verübten im Namen des Herrn, durch List und Gewalt, alle mögliche Grausamkeiten.

Die Anführer des Parlements, die sichs bewußt waren, wie sehr ihre Liebe beim Volke gesunken sey, geriethen bei der Annäherung der Armee in Verzweiflung, und die Truppen, die von dem allen hinlänglich unterrichtet waren, wurden dadurch desto mehr angefeuert, dem Parlemente hart zu fallen, wobei sie genau dem Muster folgten, welches ihnen das Parlement selbst, bei seinen letzten Eingriffen in die Rechte des Königs, aufgestellt hatte. Sie spannten mit jedem Tage ihre Foderungen höher; kaum war die eine zugestanden, so thaten sie eine neue noch übertriebenere. Anfangs drangen sie blos auf Dinge, die sie als Soldaten betrafen; dann wollten sie auch über ihr bisheriges Verfahren gerechtfertiget seyn; hierauf behaupteten sie, es sey nothwendig, ihre Feinde zu bestrafen, und endlich verlangten sie das Recht,

die

die ganze Regierung umzuformen, und die Nationalverfassung anzuordnen. Sie giengen so weit, daß sie eilf Mitglieder des Parlements geradezu als Feinde der Armee und als verderbliche Rathgeber anklagten und ihre Bestrafung verlangten. Die Angeklagten resignirten freiwillig, aber schon hatte das Heer wieder eine neue Foderung in Bereitschaft. Die Stadtmiliz, welche bisher eigentlich die Leibgarde des Parlements gewesen war, sollte abgedankt und mit einem Independentenkorps vertauscht werden. Auch dieß Gesuch mußte das Parlement bewilligen, aber die Bürger fiengen darüber einen Tumult an. Kaum hatte Cromwell davon Nachricht erhalten, so setzte er sogleich das Kriegsheer in Bewegung und rückte näher gegen die Hauptstadt, angeblich, um die Vorrechte des Parlements gegen die rebellischen Bürger in Schutz zu nehmen, und diese Versammlung in das freie Recht der Berathschlagung und Untersuchung wieder einzusetzen. Das Schrecken vor einer allgemeinen Plünderung und selbst vor dem Blutvergiessen bemächtigte sich der furchtsamen Einwohner, und die Stadtmiliz wagte keinen Widerstand. Die Armee zog am sechsten August des Jahres Ein tausend sechshundert und sieben und vierzig im Triumph durch die Stadt, und vertheilte sich in die Quartiere derselben. Verschiedene Mitglieder des Parlements, Officiere von der Miliz und Bürger wurden gefangen genommen, und nachdem das Parlement in eine vollkommene Sklaverey gebracht worden war, ward ein feierliches Dankfest für die Befreiung desselben angeordnet!

3.

Günstige Aussichten für den König. Flucht desselben nach der Insel Wight. Verschlimmerung seiner Lage.

Der gefangene König mußte die Armee auf allen ihren Märschen begleiten; allein er befand sich doch hier weit besser als bei den Schotten. Er war freier, genoß mehr Achtung, und mitten in seinem Unglück schien ihm das Glück wieder zu schmeicheln. Man suchte sich bei ihm wieder beliebt zu machen, damit er sich wegen der erlittenen Drangsale nicht rächen möchte, wenn er wieder einen Theil seines Ansehens erhielte. Alle seine Freunde durften ihn nun wieder besuchen; er durfte ungestört den Briefwechsel mit der Königinn fortsetzen; seine Kinder, die er seit dem Anfange der bürgerlichen Unruhen nicht mehr gesehen hatte, wurden wieder vor ihn gelassen, und er erhielt wieder seine Kapellane und freien Gottesdienst. Das Parlement, dem in der That bange war, daß er sich mit dem Heere ausgleichen möchte, fieng an ehrerbietiger, als ehedem, an ihn zu schreiben, und bat ihn sogar um seinen Beistand zur Wiederherstellung der Nationalverfassung. Die vornehmsten Officiere bei der Armee behandelten ihn mit Achtung, und redeten bei jeder Gelegenheit von der Wiedereinsetzung in seine Rechte und in seine Herrschaft.

Bei diesem Anschein einer günstigen Aussicht in die Zukunft schienen in Karls Seele die alten despotischen Grundsätze wieder zu erwachen. Er stund in dem Wahne, daß er für die englische Nation ganz unentbehrlich wäre, und war so unklug, dieß manchmal auf eine stolze und unbedachtsame Art laut zu äussern. Da er die Härte des Parlements so oft erfahren

fahren hatte, so glaubte er am sichersten mit Hülfe der Armee seine vorige Macht wieder erlangen zu können. Durch Geld, Titel und Bedienungen hoffte er die Häupter derselben zu gewinnen, und sich dann durch dieses Heft der Staatsgewalt wieder zu bemächtigen. Es wurden geheime Unterhandlungen gepflogen, und Karl versprach Cromwelln die Pairswürde, den Ritterorden vom Hosenbande und die Befehlshaberschaft über das Kriegsheer, sobald er seiner königlichen Rechte wieder mächtig seyn würde. Höher, dachte er, könnte ein Mann, der zum Privatstande gebohren wäre, seine ehrgeizigen Absichten nicht spannen.

Cromwell schien mit diesen Zusicherungen des Königs wohl zufrieden zu seyn, und dankte ihm dafür mit erheuchelter Freude; im Herzen konnte er aber nur den Schwachen bedauren, der so wenig politische Seherkraft besaß, um so thörichte Hoffnungen nähren zu können. Es währte auch nicht lange, so wurde Karl aus seinem süßen Traume ziemlich unsanft erweckt. Auf dem Schlosse Hamptoncourt, wohin man ihn brachte, verschlimmerte sich seine Lage auf eine sehr unangenehme Art. Mit der Miene der Theilnahme und des Bedaurens versicherte ihm Cromwell, die Fanatiker hätten verruchte Anschläge gegen das Leben Seiner Majestät gefaßt, und er befürchte, daß die befehlshabenden Officiere nicht im Stande seyn würden, diese verzweifelten Schwärmer von ihrem blutdürstigen Vorhaben abzuhalten. Um indessen das Ansehen zu haben, als wenn er keine Vorsicht vernachläßigte, wurden die Wachen verdoppelt, das Zulaufen des Volks verhindert, und eine ungleich eifersüchtigere Sorgfalt für die Person des Königs beobachtet; alles unter dem Vorwand, ihn vor Gefahr zu sichern, im Grunde aber in der Absicht, ihm seinen gegenwärtigen Zustand unleidlich zu machen.

Der

Der König gieng in die Schlinge, die ihm gelegt wurde. In der Angst ermordet zu werden, faßte er mit wenigen Getreuen den Entschluß zu fliehen, und führte ihn aus, ohne einen durchdachten Plan gemacht zu haben, was ferner aus seiner Person werden sollte. Als er schon eine Stunde entflohen war, entdeckte man seine Entfernung durch einige Briefe, die er an das Parlement, den General und seinen wachthabenden Officier auf dem Tische zurückgelassen hatte. Nachdem er eine ganze Nacht durch einen Wald geflohen war, kam er an die Seeküste, und zeigte eine große Aengstlichkeit, daß ein Schiff, womit er vermuthlich über die See zu setzen gedachte, nicht angekommen wäre. Ungewiß, wohin er sich wenden sollte, fiel ihm ein, den Gouverneur der nahen Insel Wight um Schutz zu ersuchen. Er wußte nicht, daß dieser Mann einer von Cromwells treuesten Gehülfen war. Ein abgesandter Bote kam mit einer freundlichen Einladung vom Gouverneur zurück, der dem Könige gleich nach seiner Ueberfahrt eine Ehrenwache geben ließ, und Cromwell von dem Geschehenen Nachricht gab.

Karl hätte für seine Feinde keinen erwünschteren Schritt thun können, als diese Flucht aus seinem Palaste zu Hamptoncourt war. Dort war er, obgleich ein Gefangener, von größerem Gewichte, als er irgendwo anders, ausser an der Spitze eines Heeres, seyn konnte. Jetzt war er zwar weit genug von der Wuth der Fanatiker entfernt, aber er war auch nun durchaus von seinen Anhängern abgeschnitten und immer noch in der Gewalt der Armee. Die Generale hätten ihn freilich, so lange er in ihrem Gewahrsam war, auf eine Zeitlang in eine Art von Gefängniß bringen können; aber gerade dieß wäre fähig gewesen, die Nation zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Es

war

war daher für seine Verfolger eben so erwünscht, als für ihn selbst verderblich, daß er so rasch in die ihm gestellte Falle lief. Cromwell insbesondere verfolgte jetzt seine ehrgeizigen Entwürfe zum Verderben des Königs mit immer mehr Kühnheit und Sicherheit. Seine Gewalt war bereits zu groß, als daß er seines Gleichen hätte ertragen sollen. So lange aber der König lebte, stand er immer in der Gefahr, eines Tages einen Herrn zu bekommen. Der gänzliche Untergang Karls war daher von nun an der Gegenstand seiner Sorgen. Er sah, es würde nie an Aufstand fehlen, wo nicht gar eine allgemeine Verschwörung zum Vortheil eines Fürsten entstehen, der von seiner eigenen Parthey so sehr geschätzt und geliebt ward, und den die Nation überhaupt mit zuneigungsvollem Mitleid zu betrachten anfieng. Karl sollte daher bluten, und zwar öffentlich, damit nicht der Haß des Volks auf den einzelnen Mörder fiele. Die Theilnahme des ganzen Parlements sollte der ungeheuren That das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken.

Um die Engländer auf den unerhörten Prozeß vorzubereiten, den Cromwell gegen den Monarchen einzuleiten im Begriff stund, suchte man sie zuerst allmählich an die Idee zu gewöhnen, daß der König so gut wie der geringste Unterhan unter dem Gesetz stehe, und, wenn er seine Pflichten verletzt habe, nach dem Gesetze gerichtet werden könne; daß es gottlos sey, noch länger sein Heil von einem abgöttischen Monarchen zu erwarten, dessen Herz Gott verhärtet habe, u. dgl. Fanatische Prediger insbesondere mußten das Volk zu Gesinnungen umstimmen, die sich für die folgenden Auftritte paßten. Darauf berief Cromwell die vornehmsten Officiere des Heeres zu einem Kriegsrath nach Windsor, um über die neue Einrichtung der Staatsverfassung und über das fernere Schicksal des Königs

zu berathschlagen. Und in dieser heuchlerischen Berathschlagung ward, nach einer Menge schwärmerischer Gebethe und fanatischer Herzensergießungen, zuerst der freche Anschlag eröffnet, den König einem Richterspruche zu unterwerfen, und von rebellischen Unterthanen ihren Souverain, wegen seiner vorgegebenen Tyranney und üblen Staatsverwaltung, auf den Block bringen zu lassen.

Der unglückliche König trat aus seinem Gefängnisse auf der Insel Wight mit dem Parlemente in Unterhandlungen, um wo möglich die Wuth seiner Gegner zu besänftigen. Die Noth brachte ihn zu der äußersten Demüthigung, wodurch sich die Rebellen gleichwohl nicht bewegen ließen. Er erbot sich vergeblich, beides, dem Oberbefehl über die Armee, und der Ernennung der hohen Officiere zu entsagen, wenn diese Vorrechte nur nach seinem Tode wieder an die Krone zurückfallen sollten. Vergeblich fügte er noch andere Bewilligungen hinzu, und erbot sich sogar zu erklären, das Parlement habe zu seiner rechtmäßigen Vertheidigung die Waffen ergriffen. Man verlangte von ihm, er solle seine Anhänger als Verbrecher von sich weisen, in die Abschaffung der bischöflichen Würde willigen, und die seinem Gemüthe tief eingewurzelten Grundsätze der Religion aufopfern. Seine Gewissenhaftigkeit, die größer war, als das Verlangen, seine königliche Würde zu behaupten, hielt ihn bei diesem Punkt zurück, und der Wahnsinn des Parlements gab in keinem Stücke nach. Es ward beschlossen, fortan weder Gesandtschaften noch Briefe vom Könige anzunehmen, ihm keine Adressen zu überreichen, und diejenigen für Verräther zu erklären, die einige Gemeinschaft mit ihm unterhalten würden. Das hieß nun den König förmlich vom Throne stoßen, und die ganze Konstitution über den Haufen werfen. Die

erste

erste Folge dieses Beschlusses war, daß er wieder genauer bewacht, seiner Bedienten und Freunde beraubt, und in so enger Verwahrung gehalten wurde, daß er jeden Augenblick Gift und Dolch befürchten mußte. Ein alter schwacher Greis, welcher ihm das Feuer anzünden mußte, war sein einziger Gesellschafter.

4.

Rebellion zu Gunsten des Königs, von Cromwell unterdrückt.

Das Parlement und die Armee genossen indessen die despotische Gewalt, die sie an sich gerissen hatten, keineswegs in Ruhe. So sehr man den König bisher gehaßt hatte, so abscheulich fand man die Idee, ihn hinzurichten. Viele Patrioten, die bisher eifrige Freunde des Parlements gewesen waren, und Cromwells Unternehmungen begünstigt hatten, erwachten jetzt aus ihrem Irrthum, und vereinigten sich zur Vertheidigung des unglücklichen Monarchen. Sobald das Volk aus seinem Taumel zu sich selbst kam, sah es, daß es mit Auflagen überladen war, die es vormals nicht gekannt hatte, und daß kaum noch ein Schatten von Gesetz und Freiheit in der Staatsverwaltung übrig blieb. In allen Gegenden des Königreichs brütete Tumult, Aufruhr und Verschwörung; und alle Stände entbrannten von Unwillen, daß die Kriegsmacht das Uebergewicht über die bürgerliche erhalten hatte, und beide, der König und das Parlement, sich unter das Joch einer im Solde stehenden Armee beugen sollten. Die Schotten, die an ihrem Könige, der bei ihnen eine Freistätte gesucht hatte, zum Verräther geworden waren, bereueten jetzt ihr Unrecht, und beschlossen, zur Herstellung des Friedens

eine Armee nach England zu senden, und, nach Aufhebung des jetzigen Parlements, ein freies und vollständiges zu berufen, dem der König sich sicher anvertrauen könnte. Sie verbanden sich zu dem Ende mit den Häuptern der Presbyterianer in England, die jetzt wieder das Uebergewicht besaßen. Diese sollten in verschiedenen englischen Provinzen Empörungen zu Gunsten des Königs erregen, während daß die Schotten in England einfallen, und die Anhänger des Königs in Irland sich auch zusammenziehen würden.

Diese Maßregeln würden wahrscheinlich alle Entwürfe Cromwells vereitelt haben; aber voreiliger Eifer verdarb alles. Die Empörungen in den Provinzen brachen aus, ehe das schottische Heer ihre Unternehmungen unterstützen konnte. Cromwell gieng mit der ihm eigenthümlichen rastlosen Thätigkeit auf die Mißvergnügten los und schlug sie. Nun brachen die Schotten, unter dem Herzog von Hamilton, mit vierzig tausend Mann in England ein, und hatten Anfangs einen guten Fortgang. Cromwell erklärte im Namen des Parlements sie und alle, die ihnen anhangen würden, für Verräther, und sein fanatisirtes Heer errang einen Sieg nach dem andern. Selbst der tapfere Hamilton ward gefangen genommen, und widerrechtlich hingerichtet. Chilchester war der letzte Ort, den die Royalisten, nach einer tapfern Vertheidigung, übergeben mußten. Als die beiden Anführer der Besatzung, Sir Lucas und Sir Lisle, gegen allen Kriegsgebrauch zum Tode verurtheilt wurden, verlangten alle übrigen gefangenen Officiere ein gleiches Schicksal, weil es unbillig sey, daß nur jene zwey für ein Verbrechen büßen sollten, an dem sie alle gleichen Antheil hätten. Dieß ward ihnen abgeschlagen; dagegen wurden jene beide sogleich vorgeführt, um erschossen zu werden. Lord Lucas trat zuerst auf den

Platz,

Platz, und gab selbst das Kommando zum Abfeuern, als ob er an der Fronte seiner Truppen stünde. Kaum war er gefallen, so rannte sein Freund Lisle auf ihn zu, küßte den Leichnam, stellte sich dann gleichfalls hin, und befahl den Schützen, ihm näher zu treten. „Seyd unbesorgt, Sire, rief einer von ihnen, wir werden euch schon treffen.“ Lächelnd antwortete er: „Freunde, ich bin euch schon näher gewesen, und ihr habt mich doch verfehlt.“ Ihre Schüsse streckten ihn zu Boden.

Da während dieses Bürgerkrieges die Armee sehr zerstreut und London frei war, so erhielt das Parlement wieder neuen Muth, und schickte sogar Abgeordnete nach Wight, um mit dem Könige zu unterhandeln. In dieser Zusammenkunft sah man ihn seit dem vorigen Jahre, als er zu Hamptoncourt residirte, ganz auffallend verändert. Seitdem man ihm seine Bedienten genommen, hatte er sich selbst ganz vernachläßiget, hatte den Bart wachsen, und seine in der Zeit ganz grau gewordenen Haare in Unordnung hängen lassen. Die Unterhandlungen schienen einen guten Fortgang zu gewinnen; schon sollte der Majestätsschänder Cromwell des Hochverraths angeklagt werden, als der unerwartet glückliche Fortgang seiner Unternehmungen alle die schönen Aussichten für den unglücklichen Karl verdunkelte. Vor Wuth und Rache schnaubend näherte sich Cromwell mit dem Heere der Hauptstadt, beklagte sich in den heftigsten Ausdrücken über die neuen Unterhandlungen mit dem Könige, und verlangte nicht nur eine totale Reform des Parlements, sondern auch die Bestrafung des Monarchen, der an allen diesen Bürgerkriegen Schuld sey. Den letztern ließ er von der Insel Wight abholen, und auf das Schloß Hurst, in

der

der Nähe von London, in eine harte Gefangenschaft bringen.

Da das Parlement es wagte, gegen die Maßregeln des Usurpators zu protestiren und seine Rechte zu vertheidigen, so zog er am zweyten December des Jahres Ein tausend sechshundert und acht und vierzig mit dem Heere in London ein, und besetzte alle Plätze. Alle Zugänge zum Parlementshause wurden mit Wache umgeben. Dennoch erklärte das Parlement die mit dem Könige beinahe zum Abschlusse gekommenen Vergleichsunterhandlungen für eine Grundlage, auf welche die Ruhe der Nation gebaut werden könne. Allein am folgenden Tage besetzte der Oberste Priede, vorher ein Brauknecht, das Haus mit zwey Regimenter, sperrte erst vierzig presbyterianischgesinnte Mitglieder in ein schlechtes Zimmer, die sogenannte Hölle, und hernach in verschiedene Wirthshäuser ein, nahm noch hundert und sechzig andere von dieser Parthey in Verhaft, und ersetzte ihre Stellen durch fünfzig bis sechzig der wüthendsten Independenten. Das auf diese Art neu organisirte Parlement erklärte nun alle Verordnungen des vorigen für ungültig. Die Nation gerieth in Schrecken und Erstaunen, der auswärtige Credit sank und der innere Handel stockte.

Von nun an herrschten im Parlemente Menschen, die den Abschaum des schwärmerischen Pöbels in sich konzentrirten. Täglich liefen von ihren Gleichgesinnten aus verschiedenen Provinzen Bittschreiben ein, worinn auf Vollziehung der strengen Gerechtigkeit an den Hauptverbrechern gedrungen wurde. Sie wurden mit großer Freude aufgenommen und zum Theil gedruckt. Man verfertigte darauf eine Anklage gegen den König. Dieser unglückliche Fürst suchte vergebens von Hurst zu entfliehen; er wurde unter scharfer Bedeckung nach Windsor gebracht. Man begegnete

ihm

ihm nicht mehr mit der Achtung, die seiner Würde gebührte; man entzog ihm die meiste Bedienung, und behandelte ihn überhaupt niedrig. Er übersah nun sein Schicksal und zeigte in seinem höchsten Unglück eben so viel Würde und Standhaftigkeit, als seine Feinde Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit.

Es blieb nun den Wüthenden nichts mehr übrig, als der Prozeß und die öffentliche Hinrichtung ihres Fürsten, wozu die Verschwornen im Parlemente, die Armee und die Generale, die zu klug waren, als sich ganz allein mit diesem, die Menschheit entehrenden, Verbrechen zu befassen, den Namen des Parlements mißbrauchen wollten. Im Unterhause wurden die Kommissaire ernannt, welche die Anklage des Königs formiren sollten, und diese erklärten: „es sey Hochverrath von einem Könige, Krieg gegen sein Parlement zu führen, und es solle ein hohes Gericht niedergesetzt werden, um dem Karl Stuart wegen dieses Verbrechens den Prozeß zu machen.“ Als diese Bill, der Sitte nach, an das Oberhaus geschickt wurde, verwarfen die anwesenden Lords (nur sechzehn an der Zahl) sie einmüthig; aber die wüthenden Schreyer im Unterhause liessen sich dadurch nicht irre machen. Sie setzten fest, daß sie das Volk vorstellten und das Ansehen der Nation behaupten könnten, und daß ihre Gesetze vollkommen verbindliche Kraft hätten, wenn auch der König und das Oberhaus widersprächen. Nach dieser Erklärung ward die Verordnung gegen des Prozesses, der dem Könige von England, Karl Stuart, gemacht werden sollte, abermals verlesen und einstimmig genehmiget.

Cromwell, die Haupttriebfeder bei diesem Blutgerichte, spielte dabei eine seltsame Rolle. Er stellte sich verwundert über Gottes wunderbare Fügungen, und sagte unter andern: „Hätte irgend jemand aus

freien

freien Stücken den Antrag gethan, den König zu bestrafen, so würd' ich ihn als einen Verräther angesehen haben; seitdem aber die Vorsehung und die dringende Noth uns darauf geleitet haben, so will ich Gott um Segen für eure Berathschlagungen anflehen, ungeachtet ich nicht vorbereitet bin, euch bei dieser wichtigen Angelegenheit einen Rath zu geben. Ja ich selbst, fuhr er fort, da ich neulich die Bitte um die Wiedereinsetzung Sr. Majestät einreichte, fühlte meine Zunge an meinen Gaumen kleben, und betrachtete diese übernatürliche Bewegung meines Herzens als die Antwort, die der Himmel, der den König verworfen hat, gab!"

Indem diese Dinge die Gemüther beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Herfortshire vor den Kriegsrath gelassen zu werden. Sie sprach viel von gehabten Offenbarungen, und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eigenem Zeugniß der rechte sey. Dieß tröstete und beruhigte viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten, und so giengen dann die religiösen Leute in Gottes Namen ans Werk. Der Obrist Harrison, einer der rasendsten Enthusiasten, der Sohn eines Schlächters, dessen Erziehung, Sitten und Denkart ganz mit dem Charakter dieses rohen und blutdürstigen Gewerbes übereinkamen, wurde mit einer starken Parthey ausgesandt, um den König nach London abzuholen. Sobald Karl hörte, daß er zu den Blutrichtern berufen werde, ahndete er mit Gewißheit das nahe gewaltsame Ende seines Lebens. Aber die Art seines Todes war ihm noch ein großes Räthsel; er konnte oder wollte es nicht glauben, daß seine Feinde es wagen würden, ihm einen öffentlichen Prozeß zu machen, und denselben durch eine blutige Hinrichtung im Angesichte der ganzen Armee zu endigen; er befürchtete vielmehr alle Augenblicke einen heim-

heimlichen gewaltsamen Mord. Bei jeder Annäherung eines seiner furchtbaren Aufseher, und bei jedem starken Athemzuge, glaubte er, daß ihm ein Unbekannter den Dolch durch die Brust, oder durch den Rücken stossen werde. Er aß und trank nicht mehr, ohne bei jedem Genusse zu glauben, daß er jeden Augenblick in eingemischtem Gift seinen Tod genieße. Alle äusserlichen Zeichen der königlichen Hoheit waren ihm früher und später, nun gänzlich abgenommen. Seine Bedienten hatten Befehl, ihn ohne alle Ceremonie, als einen gefangenen Verbrecher zu bedienen. Anfangs empörten ihn die Proben der Grobheit, und der gemeinen Vertraulichkeit, deren er so wenig gewohnt war. „Nichts ist so verächtlich, als ein verachteter Fürst!" war die Anmerkung, die man ihm ins Gesicht sagte. Bald ertrug er auch diese Mißhandlungen eben so gelassen, wie sein ganzes übriges Schicksal.

5.

Der König wird vom Parlemente zum Tode verurtheilt.

Das hohe Justitzgericht, welches den König nach einem kurzen Prozesse auf das Schaffot bringen sollte, bestund aus hundert und drey und dreyssig Personen dem Namen nach, in der That aber kamen nie über siebenzig zusammen. So schwer war es, troß der Blindheit des Vorurtheils und der Lockungen des Eigennutzes, Männer von einigem Namen oder Ansehen in dieses sträfliche Vorhaben zu ziehen. Daß Cromwell und seine Vertrauten hier eine Hauptrolle spielten, läßt sich denken; sie, und noch viele von bürgerlicher Geburt, viele der vornehmsten Officiere,

einige

einige Mitglieder des Unterhauses und einige Bürger von London, meistens blutdürstige Fanatiker, waren die Glieder dieses Gerichtes. Die Sitzungen desselben, welche am sechszehnten Januar des Jahres Eintausend sechshundert und neun und vierzig ihren Anfang nahmen, wurden in der Westmünsterabtey gehalten. Pracht, Würde und Feierlichkeit zeichneten den großen Prozeß aus. Schon der Gedanke, daß die höchste obrigkeitliche Person des Staats, welcher die vereinigte Macht und die Majestät eines großen Volks anvertraut war, nun wegen Mißbräuche und Verrätherey von den Repräsentanten der Nation gerichtet und bestraft werden sollte, hüllte ein schröckliches Heiligthum um dieses erste fanatische Gericht.

Der König erschien vor seinen Richtern mit großer Fassung. Ungeachtet er so lange ein Gefangener gewesen war, und jetzt als ein Verbrecher aufgeführt ward, so blieb er sich's doch noch bewußt, was er sich selbst vor einem so niedrigen Gerichte schuldig sey, und behauptete den Anstand und die Größe der Majestät auf dem Throne. Wie übel berechnet auch sein Leben gewesen war, so hatte er doch in seinem langen Gefängnisse Zeit gehabt, über die edelste Art des Todes nachzudenken, und man kann sagen, daß er in seinen letzten Tagen dem Socrates an Fassung und edler Besonnenheit nicht nachgestanden habe. Als man ihn in dem Gerichtssaale zu einem Stuhle, innerhalb den Schranken führte, setzte er sich mit dem Huthe auf dem Kopfe, und sah seine Richter rings umher mit dem Blicke des verächtlichen Unwillens an. Der Sachwalter stellte im Namen der Gemeinen vor, daß Karl Stuart, der zum Könige von England erhoben, und mit einer beschränkten Gewalt bekleidet worden sey, dennoch in der boshaften Absicht, eine unbeschränkte und tyrannische Herrschaft zu gründen, verräth-

rätherischer und ruchloser Weise, einen Krieg gegen das jetzige Parlement und gegen das von demselben repräsentirte Volk erhoben habe, und deßwegen als ein Tyrann, als ein Verräther, Mörder und öffentlicher, unversöhnlicher Feind des Staats angeklagt werde.

Als die Anklage geendiget war, richtete der Präsident seine Rede an den König und sagte: das Gericht erwarte seine Antwort. Karl weigerte sich mit vieler Fassung und Ruhe, die Rechtmäßigkeit des Gerichts anzuerkennen, doch vertheidigte er sein Verhalten, besonders den Krieg, zu dem er genöthiget worden wäre, mit dem Muthe eines Fürsten und dem Bewußtseyn eines rechtschaffenen Mannes, der zwar bekannte, Fehler begangen zu haben, aber auch bereits zu viel für dieselben gebüßt hätte, und bereit wäre, sie vollkommen zu verbessern. Mit vieler Empfindung und hohem Ansehen beklagte er sich, daß dieß gewalthätige Gericht treulos an ihm handle. Nachdem er mit beiden Häusern des Parlements eine Unterhandlung angefangen und beinahe die meisten Artikel abgeschlossen habe, so hätte er bis jetzt erwartet, daß er auf eine ganz andere Art in seine Hauptstadt zurück geführt, und in seine Macht, Würde und Einkünfte sowohl, als in seine persönliche Freiheit wieder eingesetzt werden würde. Er könne nirgend eine Spur des Oberhauses, dieses wesentlichen Theils der englischen Verfassung, entdecken, und habe erfahren, daß selbst die Gemeinen, auf deren Rechte man sich berief, von einer gesetzwidrigen Gewalt unterjocht worden wären. Er sey ihr Erbkönig; diese Majestät habe er nur von Gott empfangen, und die ganze Macht des Volks könne ihm diese Majestät nicht rauben. Dieses Gericht sey aber auch nicht einmal ein Volksgericht, wenn er auch eines anerkennen

wollte,

wollte, denn es habe nicht jeder Einzelne in der Nation es durch seine Einwilligung bestätiget. Man habe ihm die Rechte und Freiheiten des Volks als Pfand anvertrauet; er wolle sie nun dadurch nicht verrathen, daß er eine Macht erkenne, welche sich auf die abscheulichste Gewaltthätigkeit und Usurpation gründe. Zur Vertheidigung der öffentlichen Freiheit, der Staatsverfassung und der Grundgesetze des Königreichs habe er mehrmals die Waffen ergriffen und nicht selten sein Leben gewagt. Zwar habe er für diese kostbaren Rechte lange umsonst gefochten, aber er sey fest entschlossen, dieselbe auch noch mit seinem Blute zu versiegeln. Sie, welche sich richterliche Gewalt über ihn anmaßten, wären seine gebohrnen Unterthanen und Diener derjenigen Gesetze, welche entscheiden, daß der König kein Unrecht thun könne. Uebrigens bedürfe er dieser Schutzwehr aller seiner königlichen Voreltern und Nachfolger nicht; er sey vielmehr bereit, vor der ganzen Welt, selbst vor seinen ungültigen Richtern, wenn er auf eine seiner Würde anständigere Art aufgefodert würde, seine Unschuld und die Gerechtigkeit seiner Vertheidigungskriege, zu welchen er unglücklicher Weise gezwungen worden, zu erweisen. Diese Rechtfertigung aber müsse er unterlassen, damit er nicht eine Macht anerkenne, welche nicht besser wäre, als die Strassen und Seeräuber, und damit er nicht durch ihre Anerkennung sich als ein Verräther der Staatsverfassung brandmarke. Das Lob eines Märtyrers für sie zu erhalten, wäre für ihn ein schönerer Nachruhm.

Der Präsident nahm hierauf im Namen des Gerichts und der Nation das Wort und sprach: der König habe keine Befugniß, die Rechtmäßigkeit seiner Richter anzufechten; seine Einwendungen seyen unstatthaft; sie wären die Bevollmächtigten des Volks, der einzigen

Quelle

Quelle aller Gewalt, und die Könige selbst könnten nur Kraft der Vollmacht des Staats handeln, die auch diesen Gerichtshof mit seinem richterlichen Ansehen bekleidet habe.

Der König ward dreimal vor dieses Gericht geführt, und eben so oft weigerte er sich, die Rechtmäßigkeit desselben anzuerkennen, berief sich auf seine oft wiederholten milden Anerbietungen, und erinnerte an die Hartnäckigkeit und Frechheit des Parlements. Bei der vierten Sitzung verhörte man, sehr überflüssig, einige Zeugen, welche beschwören mußten, daß der König wirklich Krieg gegen sein Parlement geführt habe, und hierauf erfolgte sogleich, am sieben und zwanzigsten Januar des Jahres Ein tausend sechshundert und neun und vierzig, die Sentenz. Der wörtliche Inhalt des schröcklichen Todesurtheils, welches der Präsident, der ein purpurnes Kleid angezogen hatte, aussprach, war folgender: „Die Gemeinden von England, welche sich in ein Parlement versammelten, und den hohen souverainen Gerichtshof errichteten, um den Karl Stuart, König von England, der wegen großer Verbrechen von Mord und schröcklicher Verrätherey angeklagt wurde, den Proceß zu machen; erklären hiemit öffentlich, daß, nachdem der Verbrecher sich dreimal geweigert hatte, auf die Anklagen, welche ihm vorgelesen wurden, zu antworten, wozu er immer vergebens insbesondere aufgerufen wurde, der hohe Gerichtshof, welcher die Beweise seiner Verbrechen in Handen hat, und gegen ihn nun in contumaciam verfährt, besagten Karl als einen Tyrannen, Verräther, Mörder und Feind des Vaterlandes feierlich zur Todesstrafe verdammt, durch welche sein Kopf von dem Leibe getrennt werden solle."

Erschüttert durch dieses schröckliche Todesurtheil

rief

rief der unglückliche König mit lauter beweglicher Stimme: „Herr Präsident, ich bitte Sie nochmals, lassen Sie mich reden! Bin ich nicht Ihr König? Werden Sie sich immer weigern, mich anzuhören? Sollte es mir nicht erlaubt seyn, meine eigene Sache zu vertheidigen?" — „Nein! erwiederte der harte Präsident, hierzu ist nun keine Zeit mehr, das Urtheil ist gesprochen." Indem er diese Worte sprach, stand er vom Stuhle auf, befahl den Garden, den Gefangenen nach Whitehall zu führen, und verließ hierauf mit den Commissarien den Gerichtssaal, wo sie in vier Sitzungen einen der wichtigsten Prozesse geendiget, und mit weniger Umständen, als nöthig gewesen wären, einen Strassenräuber zu verdammen, einem mächtigen König das Todesurtheil gesprochen hatten.

Bei dem ganzen Prozesse war niemand thätiger als Cromwell, der dem Könige längst den Untergang geschworen hatte, und der auf den Umsturz des Thrones seine eigene Größe bauen wollte. Das furchtbare Schicksal des Monarchen machte so wenig Eindruck auf ihn, daß er in eben dem Augenblicke, da er das Todesurtheil unterschrieb, einen seiner Kollegen aus Scherz, um ihn zu necken, mit derselben Feder bespritzte, mit welcher er seinen Namen unter das Todesurtheil setzte. Ueberhaupt waren der Frevelthaten viele, wodurch das Schröckliche dieser Begebenheit vermehrt ward. Die Soldaten, welche den König zum Gericht hinführten, mußten auf Anstiften ihrer Officiere laut schreien: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" — „Arme Wichte, sagte Karl, für ein wenig Geld würden sie eben so gut mit ihren jetzigen Anführern verfahren!" Es gab unter diesen rohen, feilen Menschen einige, die ihm sogar in das Gesicht spien. Er erinnerte sich dabei jenes großen Märtyrers

rers der Religion, der dasselbe hatte dulden müssen, und trug es schweigend. Nur einer war unter den Soldaten, der von Mitleid ergriffen in des Königs Gegenwart für sein Schicksal betete. Aber ein barbarischer Officier, welcher dazu kam, gab ihm einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „Mich dünkt, die Strafe war doch zu hart für das Vergehen!"

Das englische Volk befand sich zwar unter der Ruthe einer gesetzlosen uneingeschränkten Gewalt; doch konnte es nicht umhin, seine Wünsche für die Erhaltung des Königes an den Tag zu legen. Die Bürger vergaßen über seinem gegenwärtigen Unglück seine vormals mißbrauchte Gewalt, und glaubten ihn, durch die bisher erlittene harte Behandlung schon wirklich genug bestraft und bereits gebessert. Sobald auswärtige Nationen, besonders ihre Regenten, erfuhren, daß dem Könige der Prozeß gemacht werden sollte, säumten sie nicht, in starken Ausdrücken ihre Mißbilligung darüber zu erkennen zu geben, daß einem vormals so mächtigen Könige von Britannien öffentlich der Prozeß gemacht, und er zum Tode verurtheilt werden sollte. Der französische Gesandte sollte auf Befehl seines Hofes Mittler zwischen dem Könige und dem Volke seyn; die Holländer traten ebenfalls als Vermittler auf. Die Schotten schrieen und protestirten gegen diese Gewaltthat. Die Königinn und der Prinz schrieben aus Frankreich rührende Briefe an das Parlement; aber alle Vorsprache war fruchtlos bei Leuten, welche einen festen und unumstößlichen Entschluß gefaßt hatten. Vier Freunde Karls, Männer von der höchsten Würde und Tugend, stellten sich persönlich vor Gericht, und sagten aus, sie allein seyen als ehemalige Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten Schuld, die

man

man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe, sie also solle man strafen, und dafür jenen Unglücklichen loslassen, dessen wohlwollender Charakter jedes redlichen Mannes Hochachtung verdiene. Aber auch diese beispiellose Großmuth blieb unbeachtet; nichts konnte eine Entschließung ändern, die von Männern gefaßt war, welche das Blut ihres Monarchen, als ein Siegel ihrer ehrgeitzigen Entwürfe, foderten. Das Volk abgeschreckt durch unüberwindliche Hindernisse, die Rettung Karls bewirken zu können, verstummte nun, harrte in sinnloser Betäubung seines Schmerzes, und zitterte vor Cromwelln und den neuen Tyrannen, welche Karln richteten. Diese aber und die Soldaten, welche durch Gebete, Predigten und Ermahnungen fanatischer Priester in eine Art von Raserey versetzt waren, konnten kaum den blutigen Tod des unglücklichen Monarchen erwarten.

6.

Karls letzte Tage. Enthauptung desselben.

Es wurde dem Könige zwischen dem letzten Urtheilsspruche und seiner Hinrichtung eine Frist von drei Tagen gegeben. Diese Zeit widmete er mit Standhaftigkeit und Seelenruhe hauptsächlich dem Beten, Lesen und religiösen Betrachtungen. Es ward ihm erlaubt, seine Kinder, die damals noch in England waren, die Prinzessin Elisabeth von zehen Jahren und der einige Jahre jüngere Herzog von Glocester, noch einmal zu sprechen. Ueber alle Beschreibung rührend war diese letzte Zusammenkunft des unglücklichen Königes, des tiefgebeugten Vaters mit seinen verlassenen trostlosen Kindern. Die Prinzessinn, Karls einzige Tochter, zeigte, ungeachtet ihrer zarten Jugend, eine

seltene

seltene Reife des Verstandes. Das Unglück ihres zärtlichen Vaters, ihrer ganzen Familie und aller ihrer Freunde hatte tiefe Wunden in ihr gutes Herz gerissen. Sie hieng verzweiflungsvoll an dem Halse ihres Vaters, und goß ihre ganze Zärtlichkeit in bittere Thränen aus. Der gebeugte Vater suchte sie zu trösten und zu ermahnen, und gab ihr zuletzt auf, der Königinn zu sagen: in seinem ganzen Leben habe er nicht ein einzigesmal, auch nicht in Gedanken, die eheliche Treue verletzt. Seine Liebe zu ihr werde ihn in die Ewigkeit begleiten. Darauf nahm er seinen Sohn auf den Schooß, und sagte zu ihm: „Höre, mein Kind, was ich dir sage! Sie werden jetzt deinem Vater den Kopf abschlagen.“ Bei diesen Worten sah das Kind ihn starr an. „Ja, Kind, sie werden mir den Kopf abschlagen und dich vielleicht zum Könige machen. Aber höre nur, was ich dir sage: du darfst nicht König seyn, so lange deine Brüder, Karl und Jakob, leben. Sie werden deinen Brüdern den Kopf abschlagen, wenn sie sie erhaschen können, und zuletzt werden sie auch dir den Kopf abschlagen. Darum ermahne und bitte ich dich: laß dich von ihnen nicht zum Könige machen.“ Der junge Prinz antwortete mit einem Seufzer: „Eher will ich mich in Stücke zerreissen lassen!“ Eine so standhafte Erklärung von einem Kinde preßte dem tiefgerührten Vater Freudenthränen aus.

Der König schlief in diesen Nächten eben so sanft und ruhig als sonst, ungeachtet das Geräusch der Arbeiter, die das Blutgerüst erbauten, und die Anstalten zu seinem Ende machten, ihm beständig in die Ohren tönte. Am Tage seiner Hinrichtung, es war der dreissigste Januar, stund er frühe auf, und befahl seinem Bedienten, ihn zu einer so großen und freudigen Feierlichkeit sorgfältiger anzukleiden. Der

Bischoff Juxon, einer seiner getreuesten Freunde, der wegen seiner sanften und sich gleichbleibenden Tugenden viel Aehnlichkeit mit seinem Monarchen hatte, betete mit ihm bis gegen Mittag, reichte ihm das Nachtmahl, und bereitete ihn zu dem letzten Schritte vor.

Die an den Pallast stossende Strasse Whitehall war der zur Hinrichtung bestimmte Platz; absichtlich hatte man dieselbe zu diesem schauerlichen Auftritte gewählt, damit der Triumph der Volksjustitz über die königliche Majestät im Angesicht seines eigenen Pallastes sich um so auffallender zeigen möchte. Karl gieng, in Begleitung des Bischofs, nachdem er ein Glas Wein und einen Bissen Brod genossen hatte, muthvoll den Weg zu seinem Tode. Die ganze Strasse war mit Menschen dicht bedeckt; in einem Fenster dem königlichen Schlosse gegen über, sah Cromwell, auf ein seidenes Polster gestützt, dem Schauspiel ruhig zu. Das Schaffot war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, in der Mitte desselben stund ein Block mit einem Beile, und neben demselben sah man zwey vermummte Personen. Rings umher hielten Reuter, und einige Kompagnien Fußvölker hatten den Platz eingeschlossen. Die zahllose Menge von Zuschauern stand mit schauerlicher Stille in einer grösseren Entfernung.

Der König sah alle diese schauerlichen Zurüstungen mit großer Fassung. Er wollte das Volk anreden, aber die Soldaten rings um die Blutbühne machten mit ihren Waffen ein solches Geräusch, daß er diesen Gedanken aufgeben mußte. Er wendete sich daher nur an die wenigen Personen, die um ihn waren, vornemlich an den Obersten Tomlinson, dem er zuletzt war anvertraut worden, und bei dem er eine völlige Bekehrung bewirkt hatte. Er rechtfertigte

seine

seine Unschuld in den vorigen unglücklichen Kriegen, und merkte an, daß er die Waffen nicht eher ergriffen hätte, als da das Parlement schon mit Truppen umgeben gewesen wäre; auch hätte er bei allen seinen Kriegsoperationen keine andere Absicht gehabt, als die ungekränkte Bewahrung der von seinen Vorfahren erhaltenen Gewalt. Er gab indeß nicht dem Parlemente die Schuld, sondern wollte lieber glauben, daß schlechte Menschen bei demselben Furcht und Besorgnisse gegen seine Absichten erregt hätten. So sehr er aber seine Unschuld in Rücksicht auf sein Volk behauptete, so gerecht erkannte er seine Hinrichtung in Rücksicht auf den Himmel, und sagte, daß die ungerechte Verurtheilung des Grafen Strafford, die er sich habe gefallen lassen, nur durch eine ungerechte Verurtheilung seiner selbst gerochen werde. Er erklärte, daß er allen seinen Feinden, selbst den Hauptwerkzeugen seines Todes, vergebe; aber er beschwor sie und die ganze Nation, den Frieden, durch den Gehorsam gegen ihren gesetzmäßigen Monarchen, seinen Sohn und Nachfolger, herzustellen.

Nachdem diese Ermahnungen geendiget waren, bereitete er sich, den letzten Streich zu empfangen. Als er sich auf den Block legen wollte, rief der Bischof Juxon ihm zu: „Sire, Sie haben nur noch einen Schritt zu thun, der zwar bang und hart, aber doch nur sehr kurz ist. Bedenken Sie, daß er Sie allem Leid entzieht; er wird Sie von der Erde in den Himmel versetzen, und dort werden Sie zu ihrer grossen Freude den Preis, nach dem Sie eilen, die Krone der Herrlichkeit, finden.“ — „Ja, erwiederte Karl, ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone, wo es keine Stöhrungen mehr geben wird.“ Alle, die sich auf dem Schaffot befanden, Officiere und Soldaten, waren innigst gerührt,

 als

als der vermummte Henker hinzu trat. Nicht einmal der gewöhnliche Nachrichter wollte sich gebrauchen lassen, seinen König zu enthaupten. Ein Fremder erbot sich dazu, wie man behauptet, eine hohe Standesperson, um eine Privatbeleidigung zu rächen. Er schlug dem Könige auf einen Hieb den Kopf ab, und von dem Augenblicke an kam das Gefühl von Ruhe nie wieder in sein Herz. Ein anderer vermuminter Henker hub den Kopf in die Höhe und sagte: „dieß ist das Haupt eines Verräthers!" Jedermann wandte den Blick vor Wehmuth und Unwillen weg, nur Cromwell sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet, und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestiget. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen, und die Ruhe von außen zu erhalten."

Die allgemeine Bestürzung, die der Tod des Königes veranlaßte, läßt sich nicht beschreiben. Kummer, Schrecken und Unwille bemächtigte sich auf einmal des Herzens der bestürzten Zuschauer; jeder derselben schien sich selbst, entweder thätige Beleidigung seines ermordeten Monarchen, oder eine zu nachläßige Vertheidigung seiner unterdrückten Rechte vorzuwerfen, und sich als einen Gehülfen dieser schröcklichen That anzusehen, die einen unauslöschlichen Flecken auf den Charakter der Nation gebracht hätte, und ihr die Rache der Beleidigten Gottheit zuziehen müßte. Eben diese Empfindungen verbreiteten sich durch das ganze Königreich. Das Volk gerieth überall in Kummer und Verwirrung, sobald es von der traurigen Katastrophe seines Königes unterrichtet ward, und faßte den bittersten Haß gegen die Urheber seines Todes. Seine Leiden, seine Großmuth, seine Frömmigkeit und sein christliches Betragen machten, daß

man

man alle seine Verirrungen vergaß, und man hörte nichts als Klagen und Vorwürfe gegen sich selbst. Diese Stimmung der Gemüther ward noch um ein Großes verstärkt, als nach einigen Tagen die vortrefflichen Betrachtungen bekannt wurden, welche der unglückliche Karl in seinem Gefängnisse aufgezeichnet hatte *).

Der Leichnam des Königs ward in einem Sarge, mit der Aufschrift seines Namens bezeichnet, vom Richtplatze in einer Kutsche nach Whitehall gebracht, wo man ihn im vormaligen königlichen Betzimmer niedersetzte und eine Zeitlang stehen ließ. Von hier wurde er, in Begleitung einer ansehnlichen Prozession, nach Windsor gebracht, und in einer königlichen Kapelle, an der Seite König Heinrichs des Achten, beigesetzt. Nur die Formalitäten, welche das englische Ritual vorschreibt, unterblieben bei diesem Leichenbegängnisse. Als die Freunde Karls mit seinem

---

*) Εικων βασιλικη oder Abbildung König Karls I. übersetzt, mit einer Nachricht von seinem Leben und Tode. Leipz. 1747. 8. Dieses Buch ward erstaunend viel gelesen, und in einem Jahre fünfzigmal aufgelegt. Burnet hält es für das beste Buch in englischer Prosa bis auf seine Zeit, und Hume sagt, es habe sehr viel zur Wiederherstellung der Königlichen Familie beigetragen. Ob es wirklich von Karl oder von Doctor Gauden herrühre, ist unentschieden, wiewohl die innern Beweise ungemein für das erstere zeugen; denn der unglückliche Fürst zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch die Reinheit, Schönheit und Simplicität seiner Schreibart aus, die durchaus in dem Εικων herrscht, dagegen Gauden alle entgegen gesetzten Fehler hat. Mit diesem Werke zugleich erschien ein bewundertes Gedicht: Majesty in Misery (die Majestät im Unglück), wovon man glaubt, der König habe es während seiner Gefangenschaft geschrieben.

nem Leichnam in die Kirche kamen, fanden sie, daß seine Feinde indessen eine so große Zerstörung unter den Grabsteinen angerichtet hatten, daß man kaum mehr den Platz des königlichen Begräbnisses finden konnte.

Die nächste Folge vom Tode des Königes war die gänzliche Zerrüttung der Monarchie. Nachdem die Gemeinen es für Hochverrath erklärt hatten, den sonst sogenannten Prinzen von Wallis Karl Stuart, als Souverain von England auszurufen, oder auf eine andere Art anzuerkennen, so erließen sie eine Acte, worinn die königliche Gewalt als unnütz, lästig und gefährlich aufgehoben ward. Ausserdem schafften sie das Haus der Pairs, als unnütz und gefährlich ab, und ließen ein neues großes Siegel machen, auf dem sie in einer Parlementsversammlung vorgestellt waren, mit der Inschrift: Im ersten Jahre der, durch Gottes Segen, wieder hergestellten Freiheit. Es ward eine gewisse Anzahl von Personen, als eine Kommission, unter dem Titel: „Den Beschützern der englischen Freiheit" niedergesetzt, in deren Namen, unter der Leitung des Hauses der Gemeinen, alle Staatsangelegenheiten verhandelt wurden. Die Bildsäule des Königs auf der Börse ward niedergerissen, und an das Fußgestell setzte man die Worte: Exit Tyrannus Regum ultimus: Der Tyrann, der letzte unter den Königen, ist dahin. Zuletzt wollten die damaligen Machthaber auch noch die beiden jüngsten Kinder des Königes bei Handwerkern unterbringen, allein die Prinzessinn Elisabeth starb bald vor Gram, ehe sie noch den ihr zugedachten Knopfmacher heurathen konnte, und den kleinen Prinzen schickte Cromwell selber, zu größerer Vorsicht, über das Meer. Viele der mächtigsten und gefährlichsten Anhänger der königlichen Parthey, wurden, mit mehr oder weniger

Recht,

Recht, öffentlich als Hochverräther erklärt, und nach einem kurzen Processe von den leidenschaftlichen Richtern zum Tode verurtheilt.

7.

Charakterzeichnung König Karls des Ersten.

Karl der Erste war von schöner Leibesgestalt, von angenehmer und sanften, aber ein wenig melancholischer Gesichtsbildung. Er hatte regelmäßige Züge, schöne gesunde Gesichtsfarbe, einen starken und ebenmäßig gebauten Körper von mittler Größe, und war fähig die größten Beschwerlichkeiten zu ertragen. In allen Arten von Leibesübungen war er Meister. Er ritt die größten und wildesten Streithengste sehr gut, und war ein eben so gewandter und kühner Jäger. Allein es fehlte ihm in diesen Uebungen am Einnehmenden und Gefallenden. Wenn er gleich die alle damals gewöhnlichen Leibesübungen mit größerer Fertigkeit als andere verrichtete, so verweilte doch das Auge des Zuschauers lieber auf andere, die durch einen gefälligen Anstand und Gebärdung zu ersetzen wußten, was ihnen an Geschicklichkeit abgieng.

Das Talent, durch ein geschicktes äußeres Betragen im geselligen Leben, durch Anstand und genaue Beobachtung des Schicklichen, durch den Wechsel des Ernstes und der Würde mit einer gefälligen Freundlichkeit und Herablassung, sich Liebe zu erwerben, fehlte dem Könige Karl in einem hohen Grade. Sein äußeres Benehmen war immer einförmig, gleich trocken, ernst und zurückhaltend. Er vernachläßigte und vergaß am Ende, ganz die Formen der Höflichkeit und diejenige trauliche Herablassung, welche die Na-

tion

tion so sehr liebte, und worinn er in früheren Jahren doch einige Uebung erlangt hatte. Nie verwandte er einige Aufmerksamkeit oder Sorgfalt auf eine gefällige Behandlungsart derer, mit denen er in Verbindung kam; nie bemerkte man den Vorsatz oder das Bestreben, den einen oder den andern besonders zu gewinnen oder durch eine von den kleinen Aufmerksamkeiten oder Gefälligkeiten auszuzeichnen, welche in dem Munde oder Betragen der Fürsten so großen Werth erhalten und so kräftige Wirkung thun. Eine geschickte und gefällige Erweisung solcher Auszeichnungen oder Gunstbezeugungen giebt dem Nichtsbedeutenden Werth, und erhöhet den Werth des Wichtigen. Eine ungeschickte und widerwärtige Manier aber kann das, was erheben und ehren soll, zu einer Demüthigung und die Wohlthat zur Last machen. Und so war es fast allemal, wenn Karl je darauf verfiel, Belohnungen oder Gunstbezeugungen zu ertheilen. Jeden Menschen von einigem Zartgefühl mußte er dadurch mehr gegen sich einnehmen, als für sich gewinnen, mehr erbittern als sich verpflichten. Seine ungesellige Manier in allem, was er sagte und that, hat wohl nicht wenig Einfluß in seine Widerwärtigkeiten gehabt, und ihm mehr Feinde gemacht, als seine Entfernung von aller bösen Absicht ihm sonst hätte zuwege bringen können. Ueber die Anhänger seiner Gegenparthey drückte er sich öfters auf die unschicklichste Weise aus; Schurken und Spitzbuben waren die gewöhnlichsten Benennungen, die er ihnen beilegte. Diese höchst unkluge und ungerechte Verachtung, welche seinem Kopfe eben so wenig als seinem Herzen Ehre machte, legte er bei mehreren Gelegenheiten in die allerunschicklichsten Ausdrücken zu Tage. Einst sagte man ihm, er habe die Zuneigung der Seeleute verlohren, und sie wollten sich mit einer Petition an

das

das Parlement wenden. Anstatt jetzt, da es vielleicht noch Zeit war, mit Klugheit und Vorsicht, diesen schon damals keineswegs verachtenswerthen Theil der bewaffneten Macht mit sich zu verknüpfen, brachte er ihn vielmehr durch einen niedrigen Ausdruck unversöhnlich gegen sich auf. „Es wundert mich doch, sagte er, wodurch ich die Zuneigung dieser Wasserratzen verlohren habe." Härte und Grobheit bezeichnen fast alle seine Unterhandlungen mit der Parlementspartheyen, während der ganzen unglücklichen Mißhelligkeit. Ohne einen Unterschied unter den sehr verschiedenen Partheyen seiner Gegner zu machen, nannte er sie sämmtlich Rebellen, und äußerte sich mit gleicher Verachtung und Erbitterung über Männer, welchen man Verdienste und gute Absichten nicht absprechen konnte.

Wenn man dieß erwägt, so begreift man leicht, wie Karl die Achtung und Liebe aller seiner Unterthanen verlieren, und am Ende, von beiden Partheyen verlassen, einer von beiden Partheyen gleich gehaßten wilden Rotte hingegeben werden konnte. Der Monarch, der weder die Liebe, noch die Achtung seiner Vertheidiger hatte, war auch nicht einmal im Stande, sich ihres Zutrauens auf seine Wahrhaftigkeit und Redlichkeit zu versichern. Mangel an Aufrichtigkeit ist ein Fehler, von dem ihm selbst seine eifrigsten Vertheidiger nicht freisprechen können. Oft waren ihm feierliche Versprechungen und Bewilligungen nichts weiter, als Mittel, sich aus einer Verlegenheit zu helfen. Wenn die Verlegenheit vorüber, also die Absicht erreicht und das Feld wieder frei war, so wurden jene Versprechungen als nicht gegeben betrachtet; wenigstens wurde nie eine Vorstellung davon rege, oder geäussert, daß sie eine Verbindlichkeit haben könnten. Und jemehr er in den späteren Jah-

ren

ren seiner Regierung in Verlegenheiten dieser Art gerieth, desto mehr verfiel er in den Fehler der Unredlichkeit Diesem Fehler in seinem Charakter haben die eifrigen Freunde der Freiheit den gänzlichen Untergang der königlichen Parthey, den Triumph der kriegerischen Despoten über das Parlement und den Tod des Königes selbst hauptsächlich mit zugeschrieben. Der größere Theil der Gemeinen bestand sicherlich nicht aus Feinden der Monarchie; da sie aber kein Vertrauen zum Könige hatten, so glaubten sie, er könne nie hinlänglich durch die ihm angelegte Fesseln eingeschränkt werden. Daher ihre Härte und der Ursprung des Bürgerkriegs.

Von einer glänzenden Seite zeigte sich Karl in Hinsicht auf die vielseitigen Kenntnisse und die wissenschaftliche Ausbildung, die er sich erworben hatte. Er war im Stande, griechische, lateinische, französische, spanische und italiänische Schriftsteller in der Originalsprache zu lesen. Die drei letztern Sprachen redete er mit Fertigkeit, und über manche Theile der Künste und Wissenschaften konnte er sich in Unterredungen einlassen. Mit der Geschichte und Alterthumskunde war er sehr vertraut, besonders verstand er sich gut auf Münzen, sie mochten so alt seyn als sie wollten. Seine Bibliothek und sein Kabinet war voll von allen Arten von Seltenheiten, wie sie ein Alterthums Liebhaber gewöhnlich zu sammeln pflegt. Besonders aber machte er Anspruch auf Kennerschaft vorzüglicher Gemählde, ja er machte auch den Künstler, und in der Angabe der Umrisse, der Vertheilung des Lichts und der Mischung des Kolorits soll er mit den bewährtesten Künstlern seiner Zeit gewetteifert haben. Allein sein Genie verweilte nicht bei diesen untergeordneten Künsten des Vergnügens, es erhob sich auch zu den höheren mechanischen Künsten und Wissen-

schaften im Gebiete des Nützlichen. Wie über die Anlage einer guten Zeichnung, so urtheilte er auch über den Plan und die Ausführung einer guten Festung. Er machte sehr den Censor und Kritikus bei der Verfertigung und dem Gebrauch der Kanonen, und verstand sich auf das Schießgewehr aller Art so gut, wie der beste Büchsenmacher. Er hatte vollkommene Kenntniß von dem Schiffbau, wußte vom Lenken der Schiffe, dem Kommandiren und Versorgen derselben und allem, was zum Seewesen erforderlich ist, so gut zu reden, als ob er bereits eine Reise um die Welt gemacht hätte. Daneben war er ein vollständiger Uhrmacher und Glockengiesser, und verstand die Buchdruckerkunst aus dem Grunde.

Karl ermunterte alle Arten von Kenntnissen, und mochte sich sehr gern mit Künstlern unterreden. Mit der größten Leichtigkeit faßte er die Geheimnisse einer jeden Profession, daher er selbst oft zu sagen pflegte: „er glaube, er würde sehr leicht, wenn es die Noth erfoderte, seinen Unterhalt durch irgend ein Handwerk, es möchte seyn, welches es wolle, verdienen können." Einige, von denen er am meisten verstand, liebte er vorzüglich, und ließ auch Arbeiter aus dem Auslande nach England kommen, um diese Künste und Handwerke, die in seinem Vaterlande noch wenig und unvollkommen betrieben wurden, zu einer größern Vollendung zu bringen.

Bei der vielseitigen Thätigkeit, an die sich Karl von frühen Jahren an gewöhnt hatte, war es zu beklagen, daß er unter den Gegenständen, denen er seine Aufmerksamkeit schenkte, selten die wichtigen vor den minder wichtigen hinlänglich unterschied; ja er machte aus kleinen Dingen oft große, und hielt sich bei geringfügigen Beschäftigungen so lange auf, daß ihm für wichtigere keine Zeit übrig blieb. Die Aufsätze seiner Secretaire, welche

diesel=

dieselben, nach der Angabe des geheimen Raths, entworfen hatten, sah er nicht nur etwa sorgfältig durch, um sich mit dem Inhalte dessen, was er unterschreiben sollte, bekannt zu machen; sondern er korrigirte sie auch allemal mit eigener Hand. Dieß betraf nicht etwa erhebliche Veränderungen des Inhalts, die er für nöthig hielt, sondern Verbesserungen des Ausdrucks und der Form. Bei diesem Geschäft schien er sich selbst so wohl zu gefallen, daß er öfters, voll Zufriedenheit auf sein Werk blickend, zu sagen pflegte: „nicht wahr, ich bin ein guter Schuhflicker?" Dieses Korrigieren der Arbeiten Anderer war ihm eine so angenehme Beschäftigung, daß selbst Gelehrte, die sich bei ihm beliebt zu machen wünschten, diesen Weg zu seiner Gunst einzuschlagen pflegten.

Die übrigen Beschäftigungen, welche seine meiste und beste Zeit hinnahmen, waren ziemlich gleich unzweckmäßig und nutzlos. So machte er einen Auszug aus der Schrift des Bischofs Laud gegen Fischer; so übersetzte er Dr. Sandersons Schrift de juramentis ins Englische. Viele Zeit brachte er damit zu, eine große Menge Anmerkungen und Allegate an den Rand seiner Bibel zu schreiben. Er entwarf Instructionen für die Erzbischöfe und Bischöfe, und zu den Berichten, welche sie aus ihren Kirchsprengeln einsandten, machte er Anmerkungen. In den späteren Jahren, selbst während der Drangsale seines unsteten Lebens, ließ er sich noch in ausführliche Kontroverse mit einzelnen Gelehrten ein, über die Verschiedenheit der kirchlichen Ordnung und Disciplin *).

Der

*) Die Sammlung von Schriften, welche unter dem Titel: König Karls Werke, einige Zeit nach seinem Tode, in einer doppelten Ausgabe (1660 und 1687.) ans Licht getreten ist, besteht aus zwey Theilen.

Der Religion seines Vaterlandes war Karl überhaupt sehr eifrig ergeben, ohne Rücksicht auf eine Schwärmerey zu nehmen, die beides, die Kirche und die Monarchie umzustürzen im Begriff war. In Beobachtung der Pflichten des äusserlichen Gottesdienstes und der gewöhnlichen Andachtsübungen stellte er an Pünctlichkeit und ehrerbietigem Betragen ein fast unnachahmliches Muster dar. Nie überließ er sich dem Genuß eines Zeitvertreibes oder eines Vergnügens, bevor er nicht des Morgens erst öffentlich seine Andachtsübung gehalten hatte. Selbst versäumte er dieselbe nie an den zur Jagd bestimmten Tagen, so sehr er auch diesem Vergnügen ergeben war. Daher mußten an denselben seine Kapellane noch vor Anbruch des Tages sich zur Besorgung des Gottesdienstes bereit halten. Dabei blieb es übrigens nicht. Auch für sich allein, in seinem Kabinette, hielt er Andachtsübungen, und hierinn war er eben so genau und ganz der Mann nach der Uhr. Ueberhaupt war er sehr streng in der Beobachtung des äussern Anstandes und einer ehrerbietigen Behandlung alles dessen, was zur Re-

---

len. Der erste enthält ein Leben Karls; Aufsätze, das Kirchenregiment betreffend; von ihm selbst abgefaßte Gebetsformeln; Friedensbotschaften, Deklarationen, Briefe, Reden; die Geschichte seines Prozesses und Todes. Der zweyte enthält die Erklärungen des Königs in den ersten vier Parlementen; desgleichen Staatsschriften, welche die Verhandlungen zu Oxford betreffen; dann wieder die Verhandlungen der Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Parlementern, und mehrere Staatsschriften bei ähnlichen Gelegenheiten, und endlich das oben erwähnte Εικών Βασιλίκη. Bei näherer Untersuchung dieser Sammlung hat sich gefunden, daß es von manchen Aufsätzen wenigstens noch zweifelhaft sey, ob sie Karln zum Verfasser haben.

Religion gehört. Daher durfte es niemand wagen, sich leichtsinnig oder gar spottend über irgend etwas dieser Art in seiner Gegenwart zu äussern. Witz und scherzhafte Launen, denen man sonst so leicht etwas nachsieht, hatten hierinn nicht das geringste Vorrecht. Sonst war er kein Feind davon, mochte es auch wohl leiden, wenn man bei schicklichen Gelegenheiten Verse machte, ließ sie sich denn auch wohl vorlesen. Aber niemand durfte es wagen, ihm etwas vorzulesen, worinn (was damals unter den Dichtern und witzigen Köpfen ziemlich anfieng Sitte zu werden) eine Spötterey auf heilige Dinge oder eine Unsittlichkeit vorgekommen wäre.

Der König wohnte nicht nur regelmäßig alle Sonntage dem Gottesdienste bei, sondern er verstand sich auch sehr gern dazu, auf die Bitte des Bischofs Laud, nicht nur während der Predigt, sondern von Anfang bis zu Ende die ganze Liturgie mit anzuhören; ja er dankte noch dem Bischof für diese Auffoderung, als für eine besonders gottselige und heilsame Fürsorge für ihn und die Religion.

Diese Denkungsart und Gewöhnung war unter allen Abwechslungen seines unruhvollen Lebens dennoch keiner Unterbrechung, keinem Wechsel unterworfen. Selbst unter dem Geräusche der Waffen eines unseligen und mühvollen Bürgerkriegs; mitten unter den Drangsalen und Verfolgungen seiner Feinde und seines Unglücks mußten ihm Geistliche folgen, um die gewöhnlichen Andachtsübungen mit ihm zu halten; dieß blieb immer seine erste Sorge und sein erstes Geschäft, es mochten andere noch so dringend seyn, es mochte auf die Erlangung eines Siegs oder die Rettung seines Lebens ankommen. „Er suchte, sagt ein alter Geschichtschreiber, erst die Liebe des Himmels zu gewinnen, und nachher die Bosheit

der

der Menschen zurück zu treiben." Zu allen Zeiten aber bewieß er bei der Predigt so viel Andacht und Aufmerksamkeit, als ob er, wie sich eben jener Schriftsteller ausdrückt, neue Anweisungen für seine Regentengeschäfte von Gott, dessen Stellvertreter er war, in derselben zu erhalten glaubte. Seine Gewissenhaftigkeit, nie eine zu versäumen, trieb er so weit, daß wenn er etwa am Dienstage Morgens, wo bei Hofe allemal eine Predigt gehalten wurde, entfernt war, er sich zur rechter Zeit, bei dem Anfange des Gottesdienstes, einfand, und wenn er noch so scharf hätte reiten sollen.

Karl war also das, was man im gemeinen Leben einen guten Christen zu nennen pflegt. Allein seine Frömmigkeit beruhte weder auf geläuterten Begriffen, noch war sie mit Geist und Herz innigst und harmonisch verknüpft. Wie hätte er sich sonst der Intoleranz und Unbilligkeit gegen diejenigen schuldig machen können, die in Religionssachen anders dachten als er? Er legte auf gleichgültige Ceremonien des Gottesdienstes oder auf unwesentliche Formen der Kirchenverfassung einen so großen Werth, daß er das Glück seiner Nation, seiner Familie und sein Leben eher aufopferte, als er seine Zustimmung zur Unterdrückung oder Veränderung der unwesentlichsten unter ihnen gegeben hätte. Für die bischöfliche Parthey fanatisch eingenommen, ließ er sich durch den Eigennutz der Priester dieser Kirche leiten, zu Gottes Ehre und ihrem Nutzen die Andersdenkenden mit Intoleranz und Härte zu behandelu und Kleinigkeiten zu wichtigen Dingen zu machen. Wenn sich nun ein beträchtlicher Theil seiner Unterthanen der geistlichen Jurisdiction der bischöflichen Kirche zu unterwerfen weigerten, so schloß er daraus, daß diese nur auf eine Gelegenheit warteten, sich der weltlichen Herrschaft

und

und seiner Autorität so gut, wie der bischöflichen, zu entziehen. Daraus entstund denn bei ihm wieder ein ängstliches Spähen, Forschen und Auflauren; daher fand er überall Verheimlichung und verborgene Absichten, und dadurch setzte sich nun wieder das unglückliche Mißtrauen fest, welches von dem Regenten allemal auf die Unterthanen hinüber wirkt, diese zurückschreckt und zu der Widersetzlichkeit reißt, welche die Regierung bisher bei ihnen ohne Grund und Ursache vorausgesetzt hatte.

Zum Unglück war Karl endlich mit zu hohen Begriffen von den königlichen Vorrechten erzogen, und er glaubte, daß er dieselben auch zu einer Zeit durchsetzen müsse, wo sein Volk wenig geneigt war, dergleichen Rechte in Ehren zu halten. Seine despotischen Absichten und Bestrebungen setzten das Parlement in die Nothwendigkeit, selbst für sein und der Nation Heil zu sorgen, darüber für sich zu Rathe zu gehen, eine bewafnete Macht auf die Beine zu stellen, den König und seine üblen Rathgeber als seine Feinde anzusehen und sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen. Die Waffen des Parlements waren siegreich, und wurden nun freilich, wie es öfters der Fall gewesen ist, nachdem sie die Feinde überwunden hatten, gegen den Herrn gekehrt. Ganz gegen die erste Absicht des Parlements und der Nation wurde also Karl endlich auf das Blutgerüst geführt. Dieß war ein Mord, denn die, welche ihn begiengen, hatten weder Recht noch Autorität, diejenige ausgenommen, welche ein bloßes Schwerdt geben kann. Aber hätte Karl sich in den Schranken der Gesetze gehalten, und seine Vorrechte allein zum Besten seines Volks ausgeübt, so würde er diesem allen vorgebeugt haben; zum Bürgerkriege nie eine Gelegenheit und Veranlassung entstanden, er selbst nicht als ein Opfer der

Herrsch-

Herrschsucht, des Fanatismus und der Schwäche gegen üble Rathgeber gefallen seyn. So darf man Karln also allerdings als den Urheber seines eigenen Unglücks ansehen, und seinen Tod betrachten, als ein Schreckensdenkmal, das Fürsten eines freien Volks gegen die zauberischen Versuchungen der Tyranney zur Warnung aufgestellt ist.

VIII. Die Belagerung von Kopenhagen.

Im Jahr 1658.

I.

Krieg zwischen Friedrich dem Dritten von Dänemark und Karl dem Zehenten von Schweden. Der Friede zu Röskild im Jahr 1658.

Das kleine und unfruchtbare Königreich Schweden stund niemals auf einer höheren Stufe der Macht und des Ansehens, als um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Zu dieser Höhe war es durch die Herrscherkraft des großen Gustav Adolphs erhoben worden. Seine ruhmvolle Theilnahme an dem dreissigjährigen Kriege in Deutschland setzte die Schweden den furchtbarsten Kriegsnationen an die Seite, und wichtige Besitzungen in Deutschland lohnten die ausdaurende Anstrengung. Schweden war nun die geachteste Macht im ganzen Norden, die Macht, vor welcher Dänemark und Polen zitterten, und mit welcher Rußland den gefährlichen Kampf zu vermeiden suchte. Diese

Macht kam im Jahr Ein tausend sechshundert und vier und fünfzig durch freie Wahl der schwedischen Reichsstände unter die Leitung des tapfern und kriegslustigen Königes Karl des Zehnten, der sich seinen großen Oheim Gustav Adolph, nur nicht vorsichtig genug, zum Muster wählte.

Die Nachbarschaft des eroberungssüchtigen Schwedenköniges war für niemand drückender, als für den König Friedrich den Dritten von Dänemark, der im Jahr Ein tausend sechshundert und acht und vierzig den Thron bestiegen hatte. Vom Reichsrath und Adel gezwungen, hatte er eine sehr drückende Handveste unterschreiben müssen, worinn er sich verpflichtete, ohne Einwilligung des Reichsrathes weder Krieg zu führen noch Frieden zu schliessen, sich dem Gutachten des Reichsrathes nie zu widersetzen, Dänemarks Rath und Adel bei jeder Gelegenheit zu lieben, und hervorzuziehen, und nur in Verbindung mit ihm das dänische Reich zu regieren. Ja der König durfte nicht einmal ohne Einwilligung des Reichsrathes ausserhalb Landes reisen.

Die erste acht Jahre regierte Friedrich in Ruhe, legte die Stadt Friedericia an, und suchte die höchst zerrütteten Finanzen in eine bessere Ordnung zu bringen. Der schwedische Karl hatte sich inzwischen in einen weitaussehenden Krieg mit Polen verwickelt, der die Dänen mit Furcht und Eifersucht erfüllte. Eine fortdaurende Abneigung und Feindschaft herrschte zwischen Dänemark und Schweden, und die Dänen konnten den Verlust der norwegischen Provinzen nicht verschmerzen, die sie im Jahr Ein tausend sechshundert und fünf und vierzig (in dem Frieden zu Brämsebro) an die Schweden hatten abtreten müssen. Als nun das Glück den Schweden in Polen weniger günstig schien, glaubten König Friedrich der Dritte und

der

der dänische Reichsrath einen günstigen Zeitpunct zur Wiedereroberung der verlornen Provinzen angetroffen zu haben. Hierzu kam, daß Rußland, Polen, Oesterreich und Holland Dänemark reitzten, gemeinschaftliche Sache gegen das gar zu mächtige Schweden zu machen, und thätige Hülfe versprachen. Deßwegen ward dann am ersten Junius des Jahres Ein tausend sechshundert und sieben und fünfzig der Krieg erklärt, und zwar nach damaliger Sitte durch einen Herold und ein Kriegsmanifest oder einen offenen Brief, der die Kriegserklärung enthielt.

Es bedurfte keiner Gabe der Weissagung, um den unglücklichen Erfolg dieses Krieges für die Dänen vorherzusagen. Heer und Flotte waren in einem elenden Zustande; es fehlte an geschickten Anführern, geübten Truppen und sicheren Festungen; eine Schuldenlast von sechs Millionen Thalern drückte das Land, das dabei so verarmt war, daß die meisten Landesbedienten von einigen Jahren her ihre Besoldungen zu fodern hatten; der Adel war nur darauf bedacht, seine Vorrechte zu vergrößern und den Bürgerstand zu unterdrücken. Man erwartete inzwischen den König von Schweden zur See, und Friedrich gieng mit der dänischen Flotte unter Segel, um ihn aufzuheben. Aber Karl, der mit den Polen plötzlich Friede schloß, brach wie ein Blitzstrahl durch Deutschland in die dänische Lande ein, bemächtigte sich bald der Herzogthümer Schleswig und Holstein, und drang in Jütland ein. Die Natur selbst schien ihn aufzufodern, sich des ganzen Dänemarks zu bemächtigen, denn mit dem Winter brach eine so ungewöhnliche Kälte ein, daß beide Belte zufroren, so daß man zu Fuß auf dem Eise von Jütland nach Fünen und von Fünen nach Seeland gehen konnte. Wirklich beschloß der verwegene Mann, mit seinem Heere die schlüpfrige Reise

 anzu-

anzutreten. Wer von diesem Zuge hörte, hielt ihn entweder ganz für unmöglich, oder wenigstens für höchst gefährlich und mißlich. Um so mehr freute sich Karl über eine Unternehmung, durch die er die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zu ziehen hofte. Seine Truppen versammelten sich im Januar des Jahres, Ein tausend sechshundert und acht und fünfzig bei Kiel. Von dem Stranddorfe Heise im Amte Hadersleben gieng er über das Eis zwey Meilen weit nach Brandsöe und so ferner über den erst seit vier Tagen zugefrornen kleinen Belt nach Fünen. Die Reuter führten ihre Pferde am Zügel, Kanonen und Packwagen glitten über das Eis hin. Obgleich zwey Kompagnien und der Wagen des Königs unterwegs versanken, so setzte er doch seinen Marsch fort, kam glücklich nach Fühnen hinüber, und nahm es völlig ein. Er rückte nun mit seinem Heere in Odense ein, wo Gunde Rosenkranz, einer der Reichsräthe, ihn zuerst begrüßte. Dieser hatte sich durch verschiedene bittere Schriften gegen die Schweden bekannt gemacht; ausser einigen andern hatte er eine unter dem Titel: „Die Treulosigkeit der Schweden" herausgegeben. Als der König ihn ohne Degen sah, sagte er: „Nimm nur deinen Degen! Du wirst mir gewiß damit keinen Schaden zufügen können."

Karl beschloß jetzt, über das Eis nach den Inseln zu gehen, obgleich die Kälte so streng war, daß Bier und Wein in Stücke gehauen und nachher aufgethaut werden mußte, um trinkbar zu werden. Von Fühnen gieng er nach Langeland, von Langeland nach Laaland, wo die Stadt Naskov, die in gutem Vertheidigungszustand war, durch Verrätherey genommen wurde; von Laaland nach Falster, von Falster nach Seeland. Wo er hinkam, mußte alles weichen, oder sich ihm unterwerfen. Die Schweden lieferten

den

den Dänen auf dem Eise ein Treffen; Magazine, Geschütz, Soldaten — alles gerieth in ihre Gewalt.

So bedrängt war das dänische Reich noch nie gewesen. Man war so überrascht, daß man kaum noch an Vertheidigung dachte. Kaum war Karl in Wordinborg, an der Südküste von Seeland angekommen, so waren auch schon dänische Bevollmächtigte mit Friedensvorschlägen da. Die Vorschriften, die der Sieger machte, kamen ihnen so übertrieben vor, daß sie nach Kopenhagen zurück giengen, um sich Verhaltungsbefehle zu holen. Aber Karl verlangte schnellen Entschluß, und rückte gegen die Hauptstadt vor. Zwey Meilen vor derselben, in Tostrup, kamen ihm die Bevollmächtigten entgegen, und bewilligten alles. Am achtzehnten Februar ward der Friede geschlossen, und die Friedensurkunde nach einigen Tagen in Röskild noch weiter ausgearbeitet. Das arme Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen und Blekingen mit den umliegenden Inseln, die norwegische Landschaft Bahus und das Stift Drontheim, auch die Insel Bornholm abtreten, auf Halland für immer Verzicht thun, und den Schweden zweytausend Reuter überlassen.

2.

Karl bricht den Frieden und macht Anstalt zur Belagerung von Kopenhagen.

Der Friede zu Röskild war im Grunde nur ein Waffenstillstand von fünf Monaten. Der schwedische Eroberer machte sich selbst bittere Vorwürfe darüber, daß er sein Glück nicht besser benutzt hätte, und kehrte bald wieder zu dem wilden Plane zurück, den dänischen Staat völlig zu zernichten. Die Dänen selbst

mußten

mußten ihm seine eroberungssüchtigen Entwürfe beschönigen helfen. Je härter nehmlich die Friedensbedingungen waren, und je mehr sie nur die Noth erzwungen hatte, um so weniger übereilte man sich in der Erfüllung derselben. Karl blieb daher noch einige Zeit auf der Insel Seeland; seine ganze Kavallerie umringte Kopenhagen. Er wollte, mit dem geschlossenen Frieden sich nicht begnügend, einen Nebenvergleich erzwingen. Er verlangte eine Entschädigung für den Verlust, den ihm die Russen und die Polen indessen verursacht hatten; er verlangte sogar eine Vergütung für die indessen erfolgte Wahl Leopolds des Ersten zum Kaiser, die er, durch Dänemarks Zögerung aufgehalten, nicht habe verhindern können.

Der König von Dänemark wurde durch seinen Gesandten gewarnt, denn Karl hatte an der Tafel zu Kiel sich entwischen lassen, daß er seine Flotte erwarte. Er ließ ausstreuen, daß seine Absichten auf Preußen gerichtet wären; ehe man sichs aber versah, ankerte er am achtzehnten August desselben Jahres, in welchem der Friede zu Röskild geschlossen worden war, mit eilf Kriegsschiffen und sechzig Transportschiffen bei Korsöer auf Seeland und landete daselbst mit sechstausend Mann.

Der König von Dänemark erstaunte über diese Verletzung des Völkerrechts, und schickte sogleich zwey Abgeordnete an Karl ab, welche ihn um die Ursache dieses unerwarteten Ueberfalls fragen sollten. Sie trafen ihn in Ringsted. Karl gab ihnen aber nicht allein keine Audienz, sondern ließ ihnen auch durch zwey von seinen Ministern die Antwort geben: „Wenn Dänemark und Norwegen erobert wären, so sollten die Ursachen des Krieges erklärt werden. Uebrigens würden die dänischen Gesandten am besten

thun,

thun, wenn sie den sichersten Weg zu ihrer Rettung einschlügen; es könnte ihnen ja einerley seyn, ob ihr König Karl oder Friedrich hiesse; sie könnten ja überdieß wohl sehen, daß Dänemarks letzte Stunde gekommen wäre." Die Unterredung ward abgebrochen, und die Dänen reisten unverrichteter Sache wieder hinweg, indem sie sagten: „Es ist ein Gott im Himmel, dem wir unsere gerechte Sache übergeben wollen."

Die Lage Dänemarks war jetzt kritischer als jemals. Ausserhalb einen Feind, der den Ruf hatte unüberwindlich zu seyn; zu Hause eine aus Edelleuten bestehende Regierung ohne Einheit und ohne Character; wobei die ganze Vertheidigung aus den schwachen Resten einer überwundenen Armee bestund. So war die Lage der Dinge, die dem schwedischen Eroberer einen unfehlbar glücklichen Erfolg versprachen. Ganz Dänemark war damals gleichsam in Kopenhagens Mauren eingeschlossen, denn Jütland, Fühnen und die Herzogthümer waren noch vom vorigen Kriege her, mit schwedischen Truppen besetzt. Die ganze Besatzung der ansehnlichen Stadt bestand aus nicht mehr als tausend Mann ordentlichen Militairs, und die Festungswerke waren noch sehr unbedeutend. Der Vorrath von Lebensmitteln war für die große Menge der Verzehrenden, welche durch die viele Flüchtlinge vom Lande sehr vermehrt worden war, nur auf eine sehr kurze Zeit hinreichend. Wenn Karl die Residenz jetzt eroberte, so beherrschte er das ganze vereinigte Scandinavien. Vielleicht wurde wohl nie ein großer politischer Entwurf, eine sehr überdachte wichtige Unternehmung, mehr unerwartet vereitelt.

3.

Vertheidigungsanstalten und Patriotismus der Dänen.

Es war am achten August des Jahres Ein tausend sechshundert und acht und fünfzig, als die erschrockenen Bauren nach Kopenhagen die Nachricht gebracht hatten, daß der König von Schweden an den südlichen Ufern der Insel Seeland eine Menge Truppen gelandet hätte. Am eilften schon war er auf Kopenhagen losgerückt, und hatte sich auf die in der Nähe dieser Stadt befindlichen Anhöhen gelagert. Der bestürzte dänische Senat, der aus lauter Edelleuten bestand, versammelte sofort die Bürgerschaft und übergab ihr eine Erklärung, zufolge welcher die Stadt Kopenhagen als Mitglied, oder vielmehr als eine Ordnung des Staats anerkannt wurde, und alle Bürger von jetzt an Theilnehmer an den Vorrechten des Adels werden sollten.

Sobald diese Zusage unter den Einwohnern bekannt wurde, hörte man in der Stadt nichts als das allgemeine Geschrei: „Zu den Waffen! zu den Waffen! Auf den Wall! auf den Wall!" Man sah jetzt in Kopenhagen dasselbe Schauspiel, das einst Karthago und Konstantinopel gewährt hatten: Die Hauptstadt eines Königreichs, in Verzweiflung, sich rüstend, für ihre Existenz auf Tod und Leben zu kämpfen. Die größte Thätigkeit und Entschlossenheit zeigte der König. Als einige, gleich nach Karls Ankunft in Korsöer, ihm riethen, das Reich zu verlassen, antwortete er: „Nein, ich will in meinem Neste bleiben, und entweder mit meinem Volke leben, oder für dasselbe sterben!" Während der Belagerung war er allenthalben vom Morgen bis zum Abend gegenwärtig,

wärtig, ermunterte die Arbeiter, und schlief jede Nacht in einem Zelt am Osterthor. Er verkaufte einen Theil seiner Kostbarkeiten, und verpfändete einen Theil seiner Güter, um Geld zum Austheilen herbeizuschaffen. Um den allgemeinen Enthusiasmus zu erhalten, erhöhete er die Privilegien der Stadt, schenkte den Grundstücken der Bürger adeliche Freiheiten, versprach den Tapfersten von ihnen den Adelstand, den Leibeigenen die Freiheit. Jeder Norweger, der zur Vertheidigung der Stadt herbei eilen würde, sollte einen freien Bauerhof in seinem Vaterlande bekommen. Jetzt grief alles zu den Waffen, zu den Schaufeln, zu den Handkarren. Reichsräthe, Hofleute, Geistliche, Kaufleute und Handwerker sah man gleich Tagelöhnern arbeiten, um den bisher vernachläßigten, noch nicht vollendeten Bau der Festungswerke zu endigen. Selbst Weiber und Kinder waren nicht müßig, und die Studenten auf der Universität zu Kopenhagen wetteiferten mit den Tapfersten. Auf die erste Auffoderung des Königes, die Waffen zu ergreifen, waren sie alle ohne Ausnahme bereit, Leben und Blut für König und Vaterland zu wagen. So glühten alle Stände von Muth und Vaterlandsliebe, und wer von Uebergabe reden würde, ward für einen Verräther erklärt. Nothgedrungen ergrief man den Entschluß, die Vorstädte in Brand zu stecken und zu verwüsten, und die zwischen den Seen, welche Kopenhagen von der Landseite umgeben, angelegten Redouten Preis zu geben.

So gefahrvoll also auch die Lage war, in der sich König Friedrich befand, so fehlte es ihm doch nicht ganz an Trost und Aufmunterung. Täglich erhielt er neue Beweise von patriotischer Anstrengung aus der Nähe und Ferne. Unter denen, die ihre Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederlegten,

war

war ein gewisser Lauritz Undahl zu Christiansand. Auf die erste Nachricht von der Belagerung Kopenhagens brachte er nicht allein alle seine Baarschaften, sondern auch die goldenen Ketten und Juwelen seiner Frau zusammen, schickte sie alle nach Holland, um Gewehre dafür einzukaufen, und errichtete, sobald er diese erhalten, auf eigene Kosten eine Kompagnie Kriegsleute, welche der Oberkommandirende in Norwegen, der General Bielke, nachher mit vielem Vortheil gegen die Schweden gebrauchte.

Von auswärtigen Mächten, die den König von Dänemark Beistand erwarten liessen, waren es vornehmlich die Holländer, auf die er sein Vertrauen setzte. Der Abgesandte dieser Republick ermunterte den bedrängten Monarchen, sich muthvoll zu vertheidigen, indem eine holländische Flotte nicht säumen würde, sich zu seiner Rettung in Bewegung zu setzen. Ermuthiget durch diese Zusicherungen ließ Friedrich dem Könige von Schweden sagen: er würde bei dem Sturme an der Spitze seiner unglücklichen Unterthanen kämpfen, und ihm überall entgegen gehen; auch sollte weder er selbst, noch sonst jemand von seinem Geschlechte, lebendig in seine Hände kommen, und er wäre endlich auch zum Zweykampfe bereit. Auf das letztere antwortete ihm Karl: er werde ihn immer im heftigsten Feuer finden.

Es ist unbegreiflich, daß der schwedische König nicht sogleich bei seiner Ankunft vor Kopenhagen die Stadt bestürmen ließ, ohne erst dem Könige und den Einwohnern Zeit zu lassen, sich von ihrem ersten Schrecken wieder zu erholen. Das nicht gehoffte Schauspiel der Vereinigung und der Energie der Dänen hielt denjenigen auf, der Polen und Deutschland ohne Widerstand durchstrichen hatte. Jetzt verschanzte er selbst sein Lager, formirte eine Circon-

vallations-Linie, und eröffnete die Laufgräben, um sich mit Vorsicht der Stadt zu nähern. Am Ein und zwanzigsten August fiengen die Schweden an, Kopenhagen mit glühenden Kugeln zu beschiessen, allein ohne die von ihnen erwartete Wirkung. Es hatte sich ein Korps von dreyhundert Maurern und Zimmerleuten formirt, die auf allen Thürmen und hohen Gebäuden Schildwachen ausstellten, welche so gut aufpaßten, daß ein jedes entstehende Feuer im Augenblick des Ausbruchs sogleich erstickt wurde.

Inzwischen befahl Karl dem General Wrangel, die Festung Kronenburg, den Schlüssel zum Sunde zu belagern. Während Wrangel diese Belagerung mit dreytausend Mann unternahm, war Kopenhagen nur von der Flotte und den besetzten Belagerungs-Verschanzungen eingeschlossen; zu einem stürmenden Angriffe fehlte es an Mannschaft. Dadurch bekamen die Einwohner von Kopenhagen Zeit; allein schon am sechsten September wurde Kronenburg, zum Theil durch Schrecken, von den Schweden eingenommen. Die schwere Artillerie dieser Festung wurde jetzt größtentheils vor Kopenhagen aufgeführt, theils auch zu Batterien gebraucht, die man am Sunde anlegte, um diese Meerenge gegen die holländische Flotte zu vertheidigen, die der dänischen Hauptstadt zu Hülfe kommen sollte. Bald darauf bemächtigten sich die Schweden der Insel Amack, von welcher Kopenhagen schon damals, so wie jetzt, einen großen Theil seiner Lebensmittel zog.

Alle diese Unfälle waren indeß nicht im Stande, den patriotischen Eifer des Königs und der Bürger zu schwächen; das Einverständniß nahm von Tag zu Tag zu. Die Generale Güldenlöwe und Ahlefeld, der Kommandant Skack und der Stadthauptmann Thureson zeigten sich nicht weniger tapfer als wach-

sam auf ihren Posten. Die Schweden litten viel, durch verschiedene muthige und glückliche Ausfälle der Belagerten, wie auch durch einige zwischen Kopenhagen und Amack liegende Prahmen (platte Fahrzeuge), welche unaufhörlich die Schweden in ihren Laufgräben beschossen, ohne daß diese ihnen wieder schaden konnten. Oft giengen bei Nacht einige kecke Seeleute aus, und fügten dem Feinde vielen Schaden zu. Die Generale Güldenlöwe und Skack machten einmal mit der Kavallerie und siebenhundert Infanteristen, unter welchen zweyhundert Studenten sich befanden, einen Ausfall. Die schwedischen Truppen, welche hinter starken Verschanzungen lagen, wurden mit solchem Ungestümm angegriffen, daß nur einige hundert von ihnen mit dem Leben davon kamen; alle andere wurden entweder gefangen genommen oder niedergesäbelt.

Der Haß gegen die Schweden und der Eifer, das geliebte Vaterland zu retten, erweckte Helden, deren Thaten im Andenken zu bleiben verdienen. Ein solcher Held war Jakob Dannefärd, ein dänischer Unterofficier, der im Röskildischen Frieden den Schweden ausgeliefert worden war. Bei dem General Wrangel hatte er sich so beliebt zu machen gewußt, daß dieser ihn zum Aufseher über die in Kronenburg gemachte Beute machte, welche auf einem Schiffe nach Schweden gebracht werden sollte. Auf diesem Schiffe waren zugleich einige seeländische Bauren. Zu diesen schlich Dannefärd sich hin, und überredete sie, wenn der größte Theil der Schweden im Raume wären, alle Läden über ihnen zuzumachen. Darauf sprang Dannefärd auf den Anführer zu, befahl ihm, das Gewehr zu strecken, und als dieser sich weigerte, durchbohrte er ihn auf der Stelle. Zuletzt zwang er mit dem Degen den dänischen Steuermann,

mann, nach Kopenhagen zu steuern. Hier wurde Dannefärd mit allgemeinem Jubel empfangen. Der König machte ihn zum Officier und schenkte ihm ein Gut auf Möen. Die Bauren, welche Leibeigene waren, erhielten ihre Freiheit.

Weniger glücklich war die Unternehmung zweier anderer Patrioten, Ole Steenwinkels und Heinrich Gerners. Der erstere war ein dänischer Ingenieurofficier, welchem Karl der Zehente, nach der Belagerung von Kronenburg, die Ausbesserung der Festungswerke, mit Hülfe dänischer Kriegsgefangenen und anderer gezwungener Arbeiter, aufgetragen hatte. Steenwinkel hatte aber seine Aufmerksamkeit einzig darauf gerichtet, wie er seinem Könige diese Festung wieder zuwenden könnte, und nahm sowohl mit Heinrich Gerner, Prediger zu Birkeröd unweit Kopenhagen, als mit einigen andern, die zum Behuf der Ausführung des angelegten Plans nöthige Verabredung. Der Plan ward aber, als er zur Ausführung reifte, durch einen Brief, der den Schweden in die Hände fiel, verrathen. Steenwinkel ward hingerichtet und sein Kopf außerhalb Helsingör auf eine Stange gesetzt. Gerner ward auf die Folter gelegt und so gepeinigt, daß ihm das Blut unter den Nägeln herausspritzte; aber er bekannte doch nichts, und ward deswegen zum Tode verurtheilt. Friedrich ließ aber dem schwedischen Könige wissen, daß er einen angesehenen schwedischen Gefangenen, der in Kopenhagen war, eben so behandeln würde, wie man Gerner in Schweden behandelte. Als das Land von den Schweden befreit war, erhielt Gerner seine Freiheit wieder und ward Bischof zu Wiborg.

4.

Ankunft einer Holländischen Flotte. Sturm auf Kopenhagen.

Die Holländer hatten schon lange die Fortschritte des kühnen schwedischen Eroberers mit Unwillen wahrgenommen; um so mehr eilten sie, sich der bedrängten Dänen anzunehmen, und ihnen eine Flotte zu Hülfe zu senden. Gegen das Ende des Octobers erschien dieselbe, fünf und dreissig grosse Schiffe stark, unter dem Admiral Opdam, und drang unter dem schröcklichsten Feuer von Kronenburg und Helsingborg in den Sund ein. Wrangel gieng ihr mit zwei und vierzig Schiffen entgegen; aber er wagte sich so unvorsichtig unter die geübteren holländischen Schiffe, daß er sehr beschädigt, und mit beträchtlichem Verluste an Mannschaft nach Landskrone sich zurückziehen mußte. Zu gleicher Zeit liefen die bewaffneten dänischen Schiffe aus Kopenhagen aus, und vereinigten sich mit den Holländern. Im Vorbeisegeln hatten die leztern den Norwegern Nachricht von dem neu ausgebrochenen Kriege gegeben, und nun eilten auch diese, den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen. Die Einwohner von Drontheim und der Insel Bornholm, mit der neuen schwedischen Herrschaft unzufrieden, warfen rasch das fremde Joch ab, und jagten die schwedischen Beamten und Soldaten zum Lande hinaus. Den tapfersten Widerstand setzten den Schweden die Einwohner von Friedrichshald entgegen. Die Festungswerke dieser Stadt waren damals sehr unbedeutend, und bestanden blos aus einigen aufgehäuften Steinen, welche die Stelle der Wälle vertraten. Die Stadt ward unter Karln dem Zehenten dreimal angegriffen, und zwar zum leztenmal von Gustav Horn,

einem

einem der berühmtesten Generale der damaligen Zeit, der im dreissigjährigen Kriege die stärksten Festungen eingenommen hatte. Horn rückte vor Friedrichshald mit neun tausend Mann, warf eine Menge Granaten und glühende Kugeln in die Stadt, ließ es weder an List noch Muth fehlen, und ward dennoch mit einem Verlust von fünfhundert Mann zurückgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Peter Nordman, ein reicher Kaufmann in Friedrichshald, nicht weniger Tapferkeit als patriotischen Eifer bewies. Er goß zur Nachtzeit die Kugeln, die er am Tage verbrauchte, war allenthalben zugegen, wo die Gefahr am größten war, unterstützte seine Mitbürger an Geld und Waffen, und versah sie, während der Zeit, mit Lebensmitteln.

In Kopenhagen war der Jubel unaussprechlich groß, als die holländische Hülfsflotte in dem Hafen einlief, und alles Fehlende, Lebensmittel, Munition und Truppen, mitbrachte. Opdam ward wie ein Engel vom Himmel verehrt; alle Glocken der Stadt, die eilf Wochen geschwiegen hatten, ließen sich jetzt wieder hören, und auch die Orgeln ertönten jetzt wieder beim Gottesdienste.

Die vereinigte dänische und holländische Flotte wollte hierauf den Eingang in den landskroner Hafen versenken, und die schwedische Flotte dadurch einsperren. Karl näherte sich ihr, während eines Nebels, um ihre Stärke zu erforschen. Schon war er den feindlichen Schiffen so nahe, daß er das Gespräch der Matrosen verstehen konnte. Plötzlich zerstreute sich der Nebel, und über Karls Boot fiel nun ein Kugelregen her, dem er aber glücklich entgieng. Der Nebel, und der frühzeitig sich einstellende Frost, vereitelten auch die Absicht der dänisch-holländischen Flotte.

Da der König von Schweden immer mehr sich

davon

davon überzeugte, daß es ihm unmöglich werden dürfte, die mit so vielen tapfern Vertheidigern versehene Stadt Kopenhagen durch einen stürmenden Angriff in seine Gewalt zu bekommen, so verwandelte er die Belagerung in eine Einschließung, bei welcher er die Stadt auszuhungern gedachte. In einer Entfernung von drei Viertel Meilen dehnte sich um Kopenhagen ein großes Lager, mit hohen Wällen, von seinem Urheber Karlstadt genannt, aus. Unaufhörlich machten die Schweden Demonstrationen zum Angriff, wobei ihre Absicht war, die Belagerten zu ermüden, ihren Muth verrauchen zu lassen, und sie in einer falschen Sicherheit einzuschläfern. Oft wurde in einer Mitternacht von allen Seiten die Sturmtrommel geschlagen. In solchen Fällen waren in einem Augenblick die Dänen unter den Waffen, sie liefen auf die Wälle und besetzten alle Winkel. Die Schweden versuchten noch andere Kriegslisten, alle aber vergeblich. Eines Nachts unter andern hatten sie über ihre Waffenröcke weisse Hemder geworfen, weil sie hofften, vermittelst dieser weissen Farbe mitten im Schnee desto leichter vorrücken zu können, ohne daß man sie gewahr würde; allein dieß Project wurde den Dänen beizeiten verrathen und von ihnen vereitelt.

Frankreich und England, welche die nordischen Mächte im Gleichgewicht zu erhalten wünschten, gaben sich, in Verbindung mit Holland, viele Mühe, den eroberungssüchtigen Schwedenkönig auf mildere Gesinnungen zu bringen. Um den Vorstellungen mehr Nachdruck zu geben, kam auch eine englische Flotte nach dem Sunde. Der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich ebenfalls gegen Schweden erklärte, führte persönlich sechzehntausend Brandenburger nach Holstein, verjagte die Schweden

und

und besetzte Schleswig. Die tapfern Vertheidiger von Kopenhagen sahen voll freudiger Erwartung ihrer Erlösung entgegen, allein die Bundesgenossen konnten ihnen, des heftigen Frostes wegen, nicht zu Hülfe kommen. Der König Friedrich mußte sich also ferner auf seine eigene Kräfte verlassen. Um einen stürmenden Angriff der Schweden abzuwehren, der ihnen bei den zugefrornen Stadtgräben gelingen konnte, ließ er sowohl diese, als die See, fleißig aufeisen, und bewies fortdaurend eine Anstrengung, die ihm zur Ehre gereicht. Es war ihm gelungen, unter den Bürgern, Handwerksgesellen, Studenten und fremden Schiffern nicht allein den Geist der strengern Kriegszucht einzuführen, sondern auch diesen, aus so verschiedenen Theilen zusammengesetzten Haufen zu Kriegern zu bilden, die mit den besten Truppen wetteiferten.

Dem Könige von Schweden wurde seine Lage immer peinlicher. Da seinem raschen Geiste der lange Aufschub auf keine Weise zusagte, so beschloß er bei der ersten günstigen Gelegenheit einen Sturm zu wagen. Nach langem Harren erschien endlich der so lange gewünschte günstige Augenblick. Es fiel ein sehr starker Frost ein; alle Gewässer waren gefroren und der Kern der schwedischen Armee war zum Sturm gerüstet. Die Nacht vom eilften auf den zwölften Februar wurde dazu bestimmt. Der König von Schweden kommandirte selbst den Hauptangriff an der südwestlichen Seite, wo sich nur schwache Verschanzungen befanden, deren Deckung blos ein gefrorner Meerarm war, der durch das Feuer einer einzigen Bastion beherrscht wurde. Die bewaffneten Bürger hatten diese Bastion besetzt, und der Theil der Festungswerke, der sie flankirte, war der Posten, den das bewaffnete Studentenkorps inne hatte; ferner stand

hier ein langes, gewölbtes Gebäude, wo man mehrere Feldstücke aufgepflanzt hatte, und vor demselben, als Vorposten, eine mit spanischen Reutern umgebene Redoute.

Der König von Schweden hatte seinen vornehmsten Angriffspunkt gut gewählt. Hierzu kam, daß während er den Kern seiner siegreichen Armee gegen die Bürger und Studenten richtete, andere Korps falsche Angriffe gegen stärkere Positionen machten, die mit regulairen dänischen und holländischen Truppen besetzt waren. Auf diese Weise geschah es durch die Anstalten und Verfügungen der Belagerer selbst, daß die Bürger und Studenten die ganze Ehre des Tages einerndteten. Der Umstand, auf den Karl am meisten die Hoffnung seines Triumphs baute, diente jetzt dazu, seine Niederlage schimpflicher zu machen.

König Friedrich, keine Gefahr scheuend, bewies auch jetzt die größte Thätigkeit. Noch kurz vorher, ehe der Sturm begann, rieth ihm der englische Gesandte, den Frieden zu erkaufen, es möchte kosten was es wolle; aber der König gab zur Antwort: „Er wolle sich keinen harten und schimpflichen Frieden erbetteln; er sey gewohnt, den Gefahren entgegen zu gehen. Karl könne nun kommen, wenn er wolle, er sollte aber überzeugt werden, daß er Leute vor sich fände, die ihn empfangen könnten und wollten.“ So beherzt als der König antwortete, handelte er auch; denn er ritt die Nacht, in welcher der Sturm geschah, allenthalben herum, und hielt sich immer da auf, wo der Angriff am hartnäckigsten und die Gefahr am größten war.

Ehe der stürmende Angriff geschah, ließ Karl seine Soldaten sich in Brandtwein betrinken, und versprach ihnen, nach gelungenem Sturme, eine dreitägige Plünderung. Der Sturm begann um Mitter-

nacht an zwei Stellen; die eine war zwischen der langen Brücke und dem Wasserthor, die andere zwischen dem Osterthor und dem Kastell. Die durch die Gegenwart ihres Königs aufgemunterten Schweden zeigten eine bewunderungswürdige Tapferkeit. Sie rückten bis aufs Glacis vor, setzten hier ihre Sturmleitern an und befestigten solche; und alles dieß mit einer solchen Ordnung und Gleichmüthigkeit, als ob sie im offenen Felde gewesen wären. Sobald sie aber das Parapet erstiegen hatten, wurden sie sogleich von den Vertheidigern der Wälle herabgestürzt. Beide Theile stritten endlich Faust gegen Faust mit einer unglaublichen Erbitterung. Ein Irrthum, der durch ein falsches Signal entstand, machte den König auf einige Augenblicke glauben, daß seine Truppen in die Stadt eingedrungen wären; er rückte daher auch mit seiner Reserve an, und glaubte schon eines vollständigen Sieges gewiß zu seyn. Seine Täuschung aber hörte bald auf, als er sahe, wie die feindlichen Kugeln seine Officiere, selbst an seiner Seite zu Boden streckten. Nachdem er nutzlos den vierten Theil seiner Armee aufgeopfert hatte, gab er vom Schmerz zerrissen, endlich das Signal zum Rückzuge.

Während dem Sturm zeigte das Innere der Stadt ein nicht weniger imposantes und schröckliches Schauspiel, als das, was man auf den Wällen sah. Da man über den Ausgang des Gefechts nicht ohne Besorgniß war, so hatte man alle Straßen verrammelt; die Weiber hielten Kessel mit siedendem Theer und andern brennbaren Materialien auf dem Feuer, um solche, wenn die Feinde in die Stadt eindringen sollten, glühend auf dieselben herabzustürzen; andere Weiber bestiegen die Dächer und faßten Posto bei großen Querbalken und Klötzen, die sie ebenfalls beim Angriff auf die Schweden herabschleudern woll-

ten. Die Klerisey befand sich mitten unter den Streitenden, und selbst die Königinn durchstrich, an der Seite ihres Gemahls, die Wälle, entschlossen, sich bis an die Schwelle ihres Pallastes zu vertheidigen.

Zum Andenken dieses glücklichen Sieges ließ Friedrich ein Dankfest halten und eine Münze schlagen, deren eine Seite eine Hand vorstellt, die aus den Wolken hervorragt, und mit einem Schwerdte eine andere Hand, die nach einer Krone greift, abhauet, mit der Umschrift: Gud allene Aeren (Gott allein die Ehre). Auf der andern Seite sieht man den Namenszug Friedrichs gekrönt und auf dem Felsen Ebenetzer ruhend, mit der Umschrift: Herren skal sörge for mich (der Herr wird für mich sorgen).

5.

Ende der Belagerung, Wiederherstellung des Friedens und Einführung der Souverainität in Dänemark.

Obgleich der König von Schweden durch den verunglückten Sturm auf Kopenhagen sehr geschwächt worden war, so blieb er doch noch immer in Seeland, und schmeichelte sich mit dem Wahne, die Uebergabe der Residenz durch Hunger zu erzwingen. Die Feindseligkeiten dauerten daher in Seeland und in andern Provinzen beinahe noch drey Vierteljahre fort. Das Glück hatte aber jetzt den Schweden ganz den Rücken gekehrt, denn sie wurden von den brandenburgischen, polnischen und österreichischen Truppen, die Dänemark zu Hülfe gekommen waren, aus Holstein, Schleswig und Jütland völlig vertrieben. Darauf giengen diese Truppen nach Fühnen, wo sie mit den Dänen vereiniget den Feind bei Nyborg gänzlich schlu-

gen,

gen, und den Tag darauf die Stadt selbst einnahmen, als der berühmte holländische Admiral Ruyter mit seinem Geschwader sich vor derselben gelegt hatte und sie von der Seeseite beschoß. Diese glückliche Schlacht, welche dem Kriege in Dänemark ein Ende machte, ward am vierzehnten November des Jahres Ein tausend sechshundert und neun und fünfzig geliefert.

Karl, der sich während des Treffens bei Nyborg in Korsöer aufgehalten hatte, verließ hernach Dänemark und gieng nach Schweden, von wo aus er einen Einfall in Norwegen machte, der indeß ohne sonderliche Wirkung blieb. Kurz hernach starb er an einem hitzigen Fieber in Gothenburg, und hinterließ das Reich seinem fünfjährigen Sohne, Karl dem Eilften. Sterbend hatte er seiner Gemahlinn angelegentlich empfohlen, einen schnellen Frieden zu schliessen. Versuche dazu waren von allen alliirten Mächten lange vorher gemacht worden, allein da jede dabei ihren eigenen Vortheil am meisten sicher zu stellen bedacht war, so kam man zu keinem Entschlusse. Nach Karls Tode wurden die Versammlungen der Gesandten so ungestümm und lärmend, als wolle man die zu beruhigenden Völker vielmehr zerreissen, denn beschützen. Da trat ein verständiger dänischer Reichsrath, Hannibal Sehested, ins Mittel, und stellte den dänischen und schwedischen Bevollmächtigten mit Liebe und Nachdruck vor, wie entehrend es sey, sich von Franzosen, Engländern und Holländern Gesetze vorschreiben, und sich durch ihre Zänkereyen von dem ihnen beiden so heilsamen Friedensschlusse abhalten zu lassen. Diese Ermahnung bewirkte, daß beide Partheyen sich ohne die Vermittler verglichen, und am sieben und zwanzigsten May des Jahres Ein tausend sechshundert und sechszig den Frieden zu Kopenhagen abschlossen. Daß Dänemark den Schweden ansehnliche Opfer bringen

mußte,

mußte, fällt hauptsächlich der Handelspolitik der Holländer zur Last.

Der Krieg hatte Dänemark in eine höchst traurige Lage versetzt. Ein Drittheil des Landes war verwüstet; die Staatskassen waren leer, die Menge der Schulden sehr beträchtlich; die Krongüter befanden sich entweder in den Händen der Gläubiger, oder in der Gewalt der Schweden; die Bürger waren entweder durch Plünderungen, oder durch Kriegskontributionen, verarmt. Es fehlte an Geld, die Soldaten zu bezahlen, und diese erlaubten sich daher allerley Gewaltthätigkeiten. Dieser traurige Zustand erfoderte die Ueberlegungen einer Reichsversammlung, die auch wirklich zu Kopenhagen gehalten wurde. Den Absichten des Adels, die übrigen Stände unter dem Drucke zu halten, und besonders die Last der nöthigen Auflagen fast gänzlich auf Bürger und Bauren fallen zu lassen, widersetzte sich der Stand der Geistlichen und der Bürger. Der Stolz und Hohn, womit verschiedene vom Adel beiden Ständen und ihren Häuptern begegneten, erregte den Gedanken, zur Demüthigung des Adels die Macht des Königes unumschränkt werden zu lassen. Um sich an den Unterdrückern zu rächen, opferte man die Nationalfreiheit auf. Die Versammlung der Stände erklärte die Krone für ganz und gar erblich in dem Hause Friedrichs, und übertrug ihm die völligste Souverainität, ohne daß der Adel etwas dawider ausrichten konnte. Der König empfieng aufs neue von allen Ständen öffentlich die Huldigung als Erbherr und Souverain, und die Regierungsform ward so eingerichtet, wie sie großentheils noch jetzt besteht.

IX.

IX. Tumult und schauerliche Exekutionen in Thorn.

Im Jahr 1724.

I.

Jesuitische Arroganz und Intoleranz.

Die Stadt Thorn wurde von den Rittern des deutschen Ordens erbaut. Als die Oberherrschaft des Ordens ihr lästig zu werden anfieng, begab sie sich im Jahr Ein tausend vierhundert und vier und fünfzig unter den Schutz der Krone Polen. Die Fackel der Reformation begann zu leuchten, auch ein großer Theil der Einwohner Thorns folgte ihrem Licht und Luthers Lehre. Der König von Polen, Siegmund August, verstattete auch im Jahr Ein tausend fünfhundert und sieben und fünfzig der Stadt Thorn die Freiheit, den evangelischen Gottesdienst zu halten, nnd bestätigte sie in dem Besitze von vier Kirchen.

Indessen suchten die Katholiken, besonders die Jesuiten, die sich in Thorn einstellten, den Dissidenten *) nach und nach die erlangten Freiheiten zu entreissen; und es gelang ihnen durch die Begünstigung der

*) Dissidenten heissen in Polen alle, die der herrschenden katholischen Religion nicht zugethan sind, aber freie Religionsübung haben; also Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausschluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker.

der Könige Polens nur zu glücklich. Endlich besaßen die Protestanten nur noch die einzige Marienkirche in der Stadt; aber auch diese wußte man ihnen auf eine schändliche Weise zu rauben.

Am sechszehnten Julius des Jahres Ein tausend siebenhundert und vier und zwanzig hielten die Katholiken auf dem Kirchhofe der Jakobskirche einen feierlichen Umgang. In Unschuld und Einfalt standen einige lutherische Bürgerkinder, mit ihren Hüthen unter dem Arme, ausser dem Kirchhofe und sahen zu. Ein Jesuiterschüler ermahnte sie mit kräftigen Schimpfworten und noch kräftigeren Ohrfeigen, auf die Knie zu fallen. Im Getümmel machte diese Begebenheit wenig Aufsehen; die lutherische Knaben hatten ihre Ohrfeigen mit nach Haus genommen, ohne sich irgend gegen jemand zu beschweren, und alles wäre ruhig abgelaufen, wenn es nicht dem Jesuiterschüler, durch den guten Erfolg seiner Tapferkeit kühn gemacht, beliebt hätte, zwey Stunden nachher, nebst einigen seiner Gesellen, alle ihm begegnenden Lutheraner auf der Straße anzufallen, und auszuprügeln. Der Zulauf wurde immer stärker, und Koth und Steine saußten um die Köpfe der streitenden Partheyen. Was war wohl natürlicher, als daß die Stadtsoldaten sich endlich zu Friedensmittlern aufwarfen, und den Rädelsführer auf frischer That in Verhaft nahmen? Der ungezogene Haufe der Jesuiterschüler ward dadurch noch mehr in Harnisch gejagt. Zügelloß schwärmten sie Tages darauf durch die Straßen, verfolgten einen Bürger bis in sein Haus, und drangen mit Ungestümm auf die Loslassung ihres Kameraden; und als endlich die Bürger wieder zusammenliefen, um dem Verfolgten beizustehen, schlugen sie auf mehrere loß. Die Stadtwache hielt es für Pflicht, auch hier zu zeigen, daß sie

Stadt:

Stadtwache sey, und nahm den Urheber dieses zweyten Unfugs abermal in Verhaft. Den ersten Gefangenen hatte der ehrliche Präsident Rösner, ein gerechter, aber auch ein zum Verzeihen geneigter Mann, bereits ohne einige Strafe entlassen, und sich begnügt, an die Buben einige väterliche Lehren und Warnungen zu verschwenden. Ein mehreres glaubte er für dießmal überflüssig, weil er den ganzen Unfug für nichts mehr noch weniger hielt, als einen unbesonnenen Jugendstreich. Da aber dieser zweyte Tumult ihn fürchten ließ, daß eine zu gelinde Ahndung nur Oehl ins Feuer gießen möchte, so ließ er den zuletzt aufgefangenen jungen Frevler einsperren, um vom Pater Rector des Jesuiterkollegiums eine angemessene Genugthuung zu fodern.

Man hätte glauben sollen, daß eine so vorsichtige Behandlung, mit Ernst und Milde verbunden, die unruhigen Jünglinge beruhiget haben würde; allein vergebens, am andern Morgen fiengen sie neuen Unfug an. Nachdem die zügellosen Buben fruchtlos den tollen Versuch gewagt hatten, ihren gefangenen Kameraden mit Gewalt zu befreien, so verfolgten sie wüthend mit bloßen Säbeln einen lutherischen Bürger, der sich fliehend in den Pallast des königlichen Burggrafen rettete. Nun schwärmten sie von Straße zu Straße, fanden einen deutschen Studenten im Schlafrocke vor seiner Hausthüre, der, weil er Krankheit halber einige Wochen das Zimmer hatte hüten müssen, herabgekommen war, um frische Luft zu schöpfen, und von allem, was bisher vorgegangen war, nichts wußte, schleppten ihn über Hals und Kopf nach dem Jesuiterkollegium, und warfen den kaum Genesenen, unter Bedrohung ihn gar todt zu schlagen, in ein stinkendes Loch. Hier liessen sie ihn liegen, überschwemmten von neuem die Straßen,

fielen

fielen mit bloßen Säbeln alles an, was ihnen aufstieß, und wurden endlich auf Befehl des Präsidenten von den Stadtsoldaten verfolgt, und in das Jesuiterkollegium zurückgejagt.

Nun ließ der alte Rösner die Bürgerschaft zusammen rufen, befahl ihr bei schwerer Strafe sich ruhig zu verhalten, und schickte einen Secretair an den Pater Rector, um den unschuldigen gefangenen deutschen Studenten loszubitten. Der Herr Pater Rector aber meinte, daß seine Schüler wohl eben so viel Recht hätten, den ersten den besten mit sich fortzuschleppen, und in ein Loch zu werfen, als die ordentliche Obrigkeit der Stadt einen öffentlichen Ruhestörer festsetzen zu lassen; er drang daher auf die Auswechslung der beiden Gefangenen gegen einander.

Es war gerade ein Festtag; die Einwohner spazierten müssig auf den Strassen herum, und sammelten sich endlich haufenweise, jedoch ohne irgend jemand das geringste Leid zuzufügen, auf dem Johanniskirchhofe, um die Rückkunft des Sekretairs und den Ausgang der Sache abzuwarten. Unter diesen wehrlosen Haufen beliebten die großmüthigen Jesuiterschüler, aus den Fenstern ihres Kollegiums, mit Steinen zu werfen, welches natürlicherweise den versammelten Bürgern so ungezogen und heimtückisch vorkam, daß sie sich endlich entschloßen, ihnen alle ihre Steine ohne Umstände zurück zu schicken, wodurch es denn geschah, daß kein Fenster im ganzen Kollegium unzerbrochen blieb. Während dieses neuen Lärms erschien der Secretair, besänftigte durch gütliches Zureden die vernünftigsten unter den Bürgern, die auch sogleich ihre Steine von sich warfen; und die Hartnäckigen ließ er durch die Wache aus einander jagen. Hierauf besetzte er das Thor des Jesuiter-

kolle-

kollegiums mit Soldaten, um einen Einbruch des Pöbels zu verhindern, und gieng seiner Wege.

Die Ruhe wurde, durch diese vorsichtigen Anstalten auf einige Augenblicke wieder hergestellt; die Jesuiterschüler aber hatten an der Steinkanonade Geschmack gefunden, und fiengen von neuem an, ihre Batterien aus den zertrümmerten Fenstern spielen zu lassen. Jetzt stand das Volk im Begriff, das Kollegium in seiner gerechten Wuth zu stürmen, als der Sekretair zum zweytenmal erschien, und den Pöbel durch die Erklärung beruhigte, daß der deutsche Student in Freiheit gesetzt sey. Ein frohes Gemurmel erfolgte auf diese erwünschte Nachricht; man drängte sich haufenweise um den Sekretair, um es aus seinem eigenen Munde zu hören, und dann sich ruhig nach Hause zu begeben, als mitten unter den dicksten Haufen ein Steinhagel von neuem so groß und dicht herabflog, auch sogar von Flintenschüssen begleitet wurde, daß weder die königlichen Soldaten, welche der Hauptmann zu Hülfe schickte, noch auch die Stadtwache sich nähern konnte. Der Pöbel gerieth daher endlich in die heftigste, und nun nicht mehr zu zähmende Raserey. Das Kollegium wurde mit stürmender Hand erobert, alle Zimmer erbrochen, alle Möbeln zerschmissen, alles vorgefundene Holzwerk heraus auf den Platz getragen, und ein großes Feuer angezündet. Die Wache drang endlich durch, und machte dem Tumulte ein Ende. Unwahr und unerwiesen ist aber die Behauptung der nachmaligen Inquisitoren, als hätte das Volk die sämmtlichen Bilder der Heiligen, als des Ignatius, des Antonius, der Magdalena ꝛc. ins Feuer geworfen.

2.

Widerrechtliche Verurtheilung der Protestanten. Sieg der Intoleranz.

Residenz und Provinz ertönten bald von der Erzählung der Greuel, die die Ketzer in Thorn verübt hätten, und die Jesuiten suchten durch die bittersten Klagen über den ihnen zugefügten Schimpf und Schaden alle Katholiken gegen die protestantischen Dissidenten aufzuhetzen. Diese durften sich an den meisten Orten nicht mehr öffentlich sehen lassen, ohne in Gefahr zu kommen, gemißhandelt zu werden. Den Deputirten der Stadt Thorn wurde es auf die Seele gebunden, auf dem bevorstehenden Reichstage die Sache scharf zu betreiben, und der König von Polen, August der Zweyte, der auch Churfürst von Sachsen war, verordnete endlich eine Kommission zur Untersuchung der Begebenheiten des sechszehnten Julius. Zugleich ward auf seinen Befehl der Kommandant von Thorn in Verhaft genommen, und die Besatzung mit zwey Kompagnien von der Garde verstärkt.

Dieses Verfahren der Krone Polen gegen die Einwohner von Thorn war ungerecht, da sie, vermöge ihres Vertrages mit dieser Stadt, nur Majestätsverbrechen zu bestrafen befugt war, die ordentliche Obrigkeit aber zu jeder Zeit die peinliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hatte. Am sechszehnten September ward die königliche Kommission eröffnet. Die erwählten Richter wohnten zuerst dem Gottesdienste in der Johanniskirche bei, und riefen den höchsten Richter unsrer Aller um Erleuchtung und Beistand an. Dieß war aber bei den Meisten von ihnen Heucheley, weil sie schon vorher beschlossen hatten, der Bürgerschaft in Thorn Unrecht zu geben. Hierauf ward der An-

fang mit Abhörung der Zeugen gemacht. So lange der Bischof von Plocko und der Woivode von Kulm, beide würdige Männer, zugegen waren; so lange hatten auch Gerechtigkeit und Billigkeit Sitz und Stimme in der Versammlung. Als aber diese beiden, leider nur zu früh! das unglückliche Thorn seinem Schicksale überliessen, erlaubten sich der Bischof von Kujavien, und der Kronkämmerer, Fürst Lubomirsky, beide geschworne Feinde dieser Stadt, jeden Gräuel einer entflammten Rachsucht. Der Gerechtigkeit entfiel die Wage, die Religion weinte, und die Menschenliebe entfloh. Gebrandmarkt sey euer Andenken, ihr Henker der Unschuld, bei euren Zeitgenossen und bei der spätesten Nachwelt!

Jeder Zeuge, den der angeklagte Rath vor Gericht stellte, ward als Mitschuldiger verworfen; wer aber gegen einen Bürger der Stadt zeugen wollte, ward mit Frohlocken bewillkommt, wäre es auch ein erkaufter Landstreicher, eine mißvergnügte Magd, oder ein geschwätziges altes Weib gewesen. Ein Schuster ward aus Rachsucht von seiner katholischen Magd angegeben, und sogleich in Verhaft genommen. Da aber bald darauf das Nagen ihres Gewissens sie quälte, lief sie bleich und zitternd zu einem Pater, und zeigte die Unschuld ihres Herrn an. Der Pater aber fertigte sie mit den Worten ab: „Hast du einmal deine Aussage beschworen, so packe dich fort.“ — Ein Nadler hätte sich mit zwölf polnischen Gulden loskaufen können, weil er sich aber mit seiner Unschuld loskaufen wollte, so mußte er sterben. Ein Weißgerber, dem seine Freiheit fünf Ellen holländisches Tuch kosten sollte, wurde als Mitschuldiger verhaftet. Am sechs und zwanzigsten September saßen bereits beinahe achtzig Personen gefangen, und unter diesen Einige, die augenscheinlich beweisen konnten, daß sie an

dem

dem unglücklichen Tage gar nicht in der Stadt gewesen waren. Wer die katholische Religion annahm, war frei, wenn er auch der verruchteste Bösewicht gewesen wäre. Die Rathsdiener wurden mit der Tortur bedroht, weil sie nicht bekennen konnten, daß nemlich der Präsident Rösner selbst Befehl zum Aufruhr ertheilt habe. Nachdem diese saubere Kommission zwei Monate also gewirthschaftet hatte, ließ sie sich noch zum Schlusse für ihre gehabte Bemühung zwei tausend neun hundert und fünfzig Dukaten auszahlen, und zog mit Hinterlassung von sechs und sechszig Gefangenen von dannen.

Die Stadt sandte zwei Deputirte an den Hof — umsonst! sie lud die Jesuiten, wegen falscher Zeugen-Aussage, vor das königliche Hofgericht umsonst! ihr Untergang war beschlossen. Der Reichstag übertrug die Entscheidung dem königlichen Assessorialgerichte, welches einseitig folgendes Urtheil sprach:

„Da die Ketzer in Thorn die ihnen verstattete Religionsduldung schon oft gemißbraucht haben; da nunmehr sogar ein gewisser Heyder sich unterfangen hat, an einem katholischen Studenten sich zu vergreifen; da man diesen in die Wache geworfen, und der Präsident Rösner ihn, ungeachtet alles Bittens, nicht losgelassen; da der Präsident Rösner ferner dem daher entstandenen Tumulte nicht gesteuert, sondern ruhig zugesehen, daß der heilige Ignatius, der heilige Antonius und mehrere andere Heilige auf die schändlichste Weise gemißhandelt und verbrannt sind, und da endlich der Vicepräsident Zernecke sich gleiches Verbrechens schuldig gemacht hat: so sollen die Herren Ankläger zuvörderst ihre Anklage beschwören, „so wahr ihnen Gott und das Leiden Christi helfen wolle zeitlich und ewig!" und darauf sollen dem Präsidenten und Vicepräsidenten die Köpfe abgeschlagen, und die

Güter

Güter des Präsidenten Rösner gerichtlich eingezogen werden. Die vornehmsten Rädelsführer (hier folgen ihre Namen) sollen gleichfalls ihrer Köpfe verlustig seyn; denjenigen aber, die den heiligen Ignatius und das Skapulier*) der Mutter Gottes verbrannt haben, soll, ehe sie ihre Köpfe verlieren, noch die rechte Hand abgehauen werden. Karvis aber soll gevierstheilt und sein Körper ausser der Stadt verbrannt werden. Noch viele andere soll man ihrer Aemter entsezen, sie auf ein paar Jahre ins Gefängniß werfen, und wenn sie lebendig wieder heraus kommen, mit einer ansehnlichen Geldstrafe belegen. Von diesem Gelde soll man alsdann der Mutter Maria und ihrem verbrannten Skapulier zu Ehren eine marmorne Säule gerade auf dem Platze, wo es verbrannt worden sey, errichten. Die Kaufdiener und Jungen, die an dem Tumulte Theil gehabt haben, soll man mit Hundepeitschen züchtigen. Ferner soll, zur Strafe der Stadt, künftig die Hälfte des Raths und ihrer Schöppen katholisch seyn, wie auch die Hälfte der Stadtsoldaten, damit die rechtglaubigen Jesuitenschüler Schutz finden. Die Marienkirche soll man den Bernhardinern des Franziskanerordens nebst der Bibliothek und dem Kirchengeräthe einräumen. Wenn in Zukunft jemand sich unterfangt, die Rechtglaubigen auf einige Weise zu hindern, wenn sie das Skapulier der Maria herumtragen, so soll er fünfhundert Dukaten Strafe zahlen. Schließlich soll sich niemand unterstehen, dieses Urtheil zu tadeln, bei Vermeidung des Scheiterhaufens; und das alles von Rechtswegen."

Dieß mit himmelschreiender Ungerechtigkeit abgefaßte

*) Skapulier heißt das Schulterkleid, das die Nonnen und Klosterleute an seidenen Fäden oder Schnüren umhängen. — Auch der Rosenkranz wird Skapulier genannt.

faßte Urtheil ward am sechszehenden November in Warschau öffentlich bekannt gemacht. Der russisch-kaiserliche, der römisch-kaiserliche und der königlich-preußische Minister machten Vorstellungen dagegen, und der Rath von Danzig schrieb an den König; aber alles war vergebens. Der schwache August wollte oder durfte nicht darauf achten. Der Fürst Lubomirsky wurde zum Exekutor ernannt, der aus Furcht, daß der König sich endlich rühren lassen werde, über Hals und Kopf in sechs und zwanzig Stunden nach Thorn jagte. Die beiden ehrlichen Greise Rösner und Zernecke waren eben in der Kirche, und wurden vom Altar weggerissen. Der Rath appellirte an die Gnade des Königs, der dieß erste heilige Recht, das den Monarchen zum Vater seines Volks macht, nicht kannte. Die zum Tode verurtheilten Bürger liessen folgende Bittschrift an den König abgehen:

„Gnädigster König und Herr!"

„Euer Majestät vertreten hier auf der Erde Gottes Stelle, und wie kann ein König Gott ähnlicher werden, als durch Gerechtigkeit und Gnade! Wir armen Unglücklichen und unschuldig Verurtheilten fallen mit unsern Weibern und Kindern zu Ew. Majestät Füßen, und bitten um Gnade und Gerechtigkeit. Man höre uns, ehe man unser unschuldiges Blut vergießt; man richte uns nach deutschen Rechten und preußischen Gewohnheiten; man überführe uns durch unverwerfliche Zeugen. Der göttlichen Allwissenheit ist es bekannt, und wir sind es zu erweisen erbötig, daß die gegen uns aufgestellten Zeugen theils nicht einmal in der Stadt gewesen, theils ihr Zeugniß nachher selbst bereuet haben, theils durch Drohungen verleitet und nie mit uns konfrontirt worden sind. Mägde und alte Weiber können unmöglich gegen Euer königlichen Majestät treue Bürger und geschworne Unterthanen

thanen zeugen. Wir appelliren daher mit Vertrauen an Euer königliche Majestät Gnade und Gerechtigkeit, und berufen uns auf unsere jederzeit geleistete Treue, wie wir oft mit duldender Ergebung in Euer Majestät Willen es angesehen haben, daß man unsere Häuser in Steinhaufen verwandelt, unser Rathhaus verbrannt, unsere Thürme gesprengt, unsere Mauren und Wälle geschleift, und uns selbst mit harten Brandschatzungen belegt hat. Gnädigster König und Herr, lassen Sie sich rühren durch die Thränen der Unschuld, die wir vergiessen! Lassen Sie sich rühren durch das Seufzen und Winseln unserer armen Weiber und unmündigen Kinder, die nach unserm Tode ihr Brod würden betteln müssen. Wir sind bereit, mit Gut und Blut zu erweisen, daß wir bis in den Tod sind und bleiben wollen, Euer Majestät getreueste Unterthanen."

Auch dieser Schritt blieb ohne Wirkung! Die armen Unglücklichen wurden von dem schwachen Könige keiner Antwort gewürdiget.

3.

Die Verurtheilten erdulden den Tod.

Das Blutgericht versammelte sich am fünften December. Als Kläger erschienen der Pater Wolensky und der Kronfiskal. Die Gefangenen wurden herbeigeführt, und das Urtheil verlesen. Da es lateinisch abgefaßt war, die meisten Verurtheilten aber kein Latein verstunden, so war der Pater Wolensky so gefällig, ihnen mit seiner Sprachkunde behülflich zu seyn. Hierauf traten die unglücklichen Schlachtopfer wieder ab, und es blieb nun nichts mehr zu beobachten übrig, als die kleine Formalität des Eides,

den der Kläger schwören sollte. Der Pater Wolensky verdrehte höchst andächtig die Augen, faltete die Hände über seinem Bauche, stieß einen frommen Seufzer aus, und versicherte die Herren Richter, daß er als Geistlicher keinen Gefallen am Blutvergießen habe. So sprach sein Mund, aber sein rollendes Auge schoß aus dem linken Winkel des linken Augapfels einen bedeutenden Blick auf einen seiner Ordensbrüder. Der Jesuit und mit ihm sechs bestochene Zeugen fielen nieder auf die Kniee, erhoben ihre Finger und schworen den verlangten Eid: „So wahr mir Gott und das Leiden Christi zeitlich und ewig helfen wolle!" —

„Aber um des Himmels willen, sprach einige Tage nachher ein Bekannter zu Einem von denen, die den Eid geschworen hatten, wie hast du ein solches Zeugniß ablegen können, da du doch an dem Tage des Tumults nicht in der Stadt warest?" — „Ey, versetzte der Verblendete: die Ketzer sind ja ohnehin verdammt, und der Pater Wolensky sagt, daß wir ein verdienstliches Werk gethan haben." —

Noch an demselben Abend wurde den beiden Burgermeistern sowohl, als den übrigen Verurtheilten angekündiget, sich zum Tode zu bereiten, und Tages darauf sahen die Bürger mit starrem Blicke und stummem Schaudern auf öffentlichem Markte eine Blutbühne errichten. In der Nacht des siebenten Decembers wurden noch einige polnische Fahnen in die Stadt gelassen, und der Markt ringsum besetzt.

Der Morgen brach an, die Sonne blieb verhüllt, dicker Nebel lag um die Stadt, giftig und kalt, wie die Herzen der Blutrichter. Schweigend verließ jeder Bürger die schlaflose Ruhestätte, die er in der vergangenen Nacht naß weinte; schweigend kniete mancher Hausvater in eine Ecke seines Zimmers; um für seine unglücklichen Brüder zu beten. Niemand

wein=

weinte, denn niemand konnte vor Angst weinen. Still und schwer athmend öfnete hin und wieder Einer das Fenster, und blickte nach der Johanniskirche. Der Nebel machte das Kreuz unsichtbar. Es herrschte eine fürchterliche Stille in der ganzen Stadt, die Strassen waren leer, die Häuser verschlossen. Wenn ein einzelner Dragoner über die Gasse gieng, so klang es dumpf und hohl bis zu dem entferntesten Thore. Sieben Frauen und sechs und zwanzig Kinder, die nun bald sieben Wittwen und sechs und zwanzig Waisen werden sollten, wimmerten zu den Füßen ihrer Männer und Väter, die halb wahnsinnig auf sie herabsahen. Der Pater Wolensky schlurfte eine Tasse Chokolade, und sah nach der Uhr.

Es war fünf Uhr des Morgens, als ein Hauptmann mit fünfzig Mann den alten Präsidenten aus seinem Hause abholte. Der ehrwürdige Greis wankte ein wenig, als er auf die Straße kam, doch wollte er sich nicht führen lassen. Sein Antlitz war heiter, der kalte Nordwind spielte mit seinen weissen Haaren. So wie die Gipfel der Alpen in Schnee gehüllt, auf die Wetterwolken unter sich blicken, so sah er herab auf seine Henker. Aengstlich lauschend, mit zurückgehaltenem Athem und bleichen Gesichtern, standen die Bürger hinter den Vorhängen ihrer Fenster, und sahen den sechs und sechzig jährigen Greis zum Tode führen, der ihnen und seiner Vaterstadt vierzig Jahre lang die treuesten Dienste geleistet hatte. Er war von Jesuiten und Bernhardinern umgeben, die seit der Bekanntmachung des Urtheils alles versuchten, ihn von seinem Glauben abtrünnig zu machen. „Begnügt euch an meinem Kopfe! versetzte der standhafte Biedermann, die Seele soll mein Jesus haben!" So wurde er bis in den innern Platz des Rathhauses geführt,

führt, und ihm sein altes graues Haupt vor die Füße gelegt.

Um acht Uhr begann das Trauerspiel auf dem Markte; das Blutgerüst war mit polnischen Soldaten umgeben; kein Bürger ließ sich blicken. Zitternd und mit aufgehabenen Händen wurden die unglücklichen Schlachtopfer herbei geschleppt. Sie hatten kaum die Kraft, die Lippen zu bewegen; die lutherischen Prediger beteten für sie. Ihre Weiber hiengen an ihnen, und blieben ohnmächtig liegen, als sie die Blutbühne betraten; die kleinen Kinder wimmerten. Man bot ihnen Gnade an, wenn sie zur katholischen Religion übertreten würden; aber keiner nahm sie an. Der Henker lächelte tückisch, und fieng an zu metzeln. Kein Kopf flog auf den ersten Hieb vom Rumpfe, jeder Ketzer sollte die Bitterkeit des Todes tausendfach schmecken. Erst ward die Hand abgehauen; dann ließ man dem Verstümmelten Zeit, das zuckende Glied zu betrachten; dann brüllte er heulend seinen Brüdern den Schmerz entgegen, der auch ihrer harrte, und das war Musik in den Ohren der heiligen Henkersknechte; dann ward ihm der Kopf abgeschlagen, aber nicht auf einmal. Einer, Namens Gutbrod, empfieng drei Hiebe, und richtete sich dreimal wieder in die Höhe, um den letzten tödtenden Hieb zu erflehen. Sein Weib wurde wahnsinnig, mußte weggeführt werden, und starb zwei Tage nachher unter den Anfällen der schröcklichsten Raserey. Man hatte die Bühne nicht mit Sand beschüttet, das Blut floß auf nackter Erde, und tröpfelte durch die Fugen der Breter herab, wo es von den Hunden aufgelekt wurde. Die zulezt Herbeigeführten glitschten im Blut, knieten im Blut, und legten ihr Haupt auf den blutigen Block. — Karvis, der sich gegen die Jesuitenschüler vertheidiget hatte, wurde geviertheilt, und ihm das Herz aus dem

Leibe

Leibe gerissen, welches der Henker rauchend und zuckend emporhielt, und dabei ausrief: „Sehet da, ein lutherisches Herz!" Darauf wurden die Körper unter den Galgen geführt und verbrannt. Die lutherischen Prediger mußte man mit Wache nach Hause begleiten, um sie vor der Wuth des hohen und niedern katholischen Pöpels zu schützen.

Der Vicepräsident Zernecke ward aus höchstköniglicher Milde begnadiget, um wie es in dem Gnadenbrief heißt, seine väterliche zärtliche Liebe gegen die gute Stadt Thorn zu erkennen zu geben. Sein eigentliches Verbrechen aber war, daß sein Haus zu nahe an der Jesuitenschule, und den Herren Patribus sehr bequem lag. Er versprach freiwillig auszuziehen, und sechzig tausend polnische Gulden zu bezahlen — und so schenkte man ihm das Leben!

X. Revolution auf Corsika.

Um die Mitte des achtzehenten Jahrhunderts.

I.

Natürliche Beschaffenheit und frühere Geschichte der Insel Corsika.

Die Insel Corsika, nordwärts von Sardinien, erhebt sich als ein Eiland, voll wilder Schönheiten, aus den Wellen des Mittelmeers. Ihr Flächenraum beträgt ein hundert und fünf und neunzig geographische Quadratmeilen; die Zahl der Einwohner beläuft sich auf zweimal hundert tausend. Die ganze Insel ist sehr gebürgigt; besonders wird sie von einer gro-

ßen

ßen Bergkette von Nordwest und Südost durchschnitten und in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die hohen Berge sind mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, auf den niedrigern weidet das Vieh, und die Ebenen sind ungemein fruchtbar. Das Klima ist sehr angenehm, da es im Sommer durch die beständigen Seewinde abgekühlt, erfrischt und im Winter ziemlich warm erhalten wird; in den Thälern aber ist die Luft oft erstickend heiß und über den Sumpfgegenden feucht und ungesund. Freigebig verlieh die Natur der Insel große Waldungen von Eichen, Fichten und Tannen; ganze Haine von Maulbeer- Lorbeer- Myrthen- Wachholder- Castanien- Feigen- und Orangenbäumen, und wohlriechende Kräuter bedecken fast die ganze Insel. Die Wälder wimmeln von Wildpret aller Art. An Pferden, Schaafen, Kühen, Ziegen und Schweinen ist so wenig ein Mangel, als an zahmem und wildem Geflügel. In den reinen Bergwassern giebt es die schmackhaftesten Fische, und mancherlei Mineralien und mineralische Wasser fehlen ebenfalls nicht. Das angebaute Land beträgt nur etwa den fünften Theil des Ganzen, und überhaupt wird der Ackerbau nur sehr nachläßig betrieben. Künste und Wissenschaften sind auf Corsika ziemlich unbekannt; Fabriken und Manufacturen unbedeutend, der ausländische Handel aber ist ziemlich blühend.

In den ältesten Zeiten war Corsika ein Zufluchtsort für Abentheurer oder Vertriebene aus den benachbarten Gestaden. Die Fruchtbarkeit und der milde Himmel der Insel, ihre zahlreichen Häfen und Ankerplätze, ihre üppigen Waldungen, ihre vielen Quellen und Ströme, lockten die Lüsternheit der Phönicier an, der ersten kühnen Schiffahrer und Entdecker, die hier Kolonien gründeten für den Welthandel, welchen sie führten. Bald siedelten sich von allerlei Völkern

Ita-

Italiens Auswanderer an, die nun ein Volk wurden, nach eigenen Gesetzen lebten und frei auf ihren Berghöhen wohnend, die Oberherrschaft der Fremden verschmähten. Corsika kämpfte schon um seine Unabhängigkeit gegen das London der alten Welt, gegen das meerbeherrschende Karthago, welches in seiner abscheulichen Handelspolitik sogar die Oel- und Weinberge der Corsen zu verwüsten befahl, und den Wiederanbau bei Todesstrafe untersagte, damit es nur seinen Waaren desto bessern Absatz verschaffen, und Corsika in ewiger Abhängigkeit erhalten könne. Endlich verschlang Rom den karthaginensischen Staat, und auch Corsika, welches Lucius Cornelius Scipio eroberte. Die Last der Corsen ward durch den Uebermuth und das Räubersystem der Römer nicht erleichtert. Livius allein erzählt uns von dreimaligen blutigem Aufruhre und eben so vielen Niederlagen der Corsen. Wild in ihren Sitten, und abgeneigt gegen jede bürgerliche Ordnung, gelangten sie nicht zur innern Einheit und Stärke, so daß sie sich mit gleichen Waffen hätten wehren können.

Als Rom von den Barbaren verschlungen ward, setzten sich die Gothen in den Besitz von Corsika, und die Thäler der Insel wurden Jahrhunderte lang mit Blut gefüllt, durch auswärtige und Bürgerkriege, zu welchen das eingeführte Feudalsystem das Schwerdt bot. Die Macht der Gothen ward von den Saracenen vernichtet, die der Insel den Titel eines Königreichs gegeben zu haben scheinen, und sie lange beherrschten, bis die Franken die Unglaubigen vom Eilande trieben. Sie gaben fromm ihre große Beute dem römischen Stuhl, als ein heiliges Land. Die Päbste aber zu schwach und zu entfernt, die Schenkung bald gegen die Anfälle der Saracenen, bald gegen die Begierde der Genueser zu behaupten, schenk-

ten

ten das kleine Königreich den Pisanern. Diese blieben im Besitz desselben bis gegen das Ende des dreizehenten Jahrhunderts, um welche Zeit die Genueser die Herrschaft über den westlichen Theil des mittelländischen Meeres erkämpften. Aber die Corsen nährten auf den Gebirgen ihres Vaterlandes den Geist der Unabhängigkeit und des Widerstandes, und sie verhielten sich nur so lange leidend, als sie von den furchtbaren Flotten ihrer Gebieter umlagert waren. Die Regierung der Genueser war nicht so weise und nicht so billig, daß sie die Unterjochten endlich mit sich ausgesöhnt hätte; der Eitelkeit der stolzen Nobilis wurde durch die königliche Würde geschmeichelt, die jeder von ihnen geltend zu machen strebte. Schlau und gewaltig organisirten sie das System der Unterdrückung. Kolonien griechischer Flüchtlinge wurden auf Corsika etablirt, um die Eingebohrnen des Landes zu beobachten. Man unterhielt künstlich bürgerliche Zwietracht und Partheyen, um die Corsen zu schwächen, und der Meuchelmord verwüstete ungestraft die Insel. Es wurde berechnet, daß im Lauf von zwei Jahren mehr als ein tausend und siebenhundert Corsen durch Meuchelmord umkamen, ohne daß Genua dieser gräßlichen Sitte zu steuren suchte. Je grausamer aber die Herrscher waren, desto widerspenstiger die Beherrschten, und sobald Genua durch innere Unruhen und äußere Kriege geschwächt ward, ergriffen die Corsen die Waffen.

2.

Der Baron von Neuhof wird König von Corsika.

Ein genuesischer Einnehmer kam eines Tages (es war im Jahr ein tausend siebenhundert und neun

und

und zwanzig) zur Hütte einer armen alten Frau, und foderte ihr die Abgaben, nur einen Paolo (gegen vier Groschen) mit Härte ab. Sie hatte den Paolo nicht, und bat flehentlich um Frist von einigen Tagen. Der Einnehmer blieb unbeweglich, und legte Hand an die letzten geringen Habseligkeiten der Armen. Ihr Wehklagen gieng den Nachbarn so nahe, daß sie sich der Armen annahmen. Es kam zu heftigem Wortwechsel; und da der Einnehmer mit Tod und Kerker drohte, so ward er zum Dorfe hinaus gesteiniget. Der genuesische Gouverneur schickte Truppen in das Dorf. Alle Nachbardörfer eilten zum Schutz ihrer Brüder zusammen. Die geschlageneu Genueser wollten große Rache üben, allein Corsika steckte die Fahne der Insurrection auf, und der Wahlspruch der Empörten war: „Unabhängigkeit von Genua's Tyranney."

Von dieser Zeit an gelangte Genua nie wieder zur ruhigen Herrschaft über das Inselreich. Ein langer, blutiger, verzweiflungsvoller Krieg ward um Freiheit und Sklaverey geführt. Kaiserliche Truppen, unter Anführung eines Prinzen von Würtemberg, schlichteten den Kampf nur auf kurze Zeit; kaum waren sie entfernt, so brach er mit neuer Wuth aus. Genua nahm darauf Schweizer und Bündner in Sold, um die Insel zu unterjochen, und erklärte selbst alle Mörder, Räuber und Verbannte ihres Gebiets für straflos, wenn sie in Corsika für Genua fechten wollten. Aus diesen Banditen wurden zwölf Kompagnien gebildet.

Bei dem wilden Getümmel der Leidenschaften und der Roheit der Corsen gelang es einem fremden Abentheurer, durch sein kriegerisches Ansehen und durch prahlerische Versprechungen, sich einen großen Anhang auf der Insel zu verschaffen. Dieser Abentheurer, der sich an die Spitze der Mißvergnügten stell-

stellte, war Theodor Anton, Baron von Neuhof. Er stammte aus der Grafschaft Mark, wo sein Geschlecht ehedem in großem Ansehen stund. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der unter dem französischen Militair gedient hatte, wurde seine Mutter, von bürgerlicher Abkunft aus dem Lüttichschen, die Maitresse eines französischen Grafen, und Theodor Page bei der Herzoginn von Orleans. Durch Begünstigung eines Freundes erhielt er zu Paris eine Kompagnie unter einem Regimente zu Pferd, ergab sich dem Spiel, gerieth in Schulden, und entzog sich den Verfolgungen seiner Gläubiger durch die Flucht. Im Haag, wohin er sich wandte, nahm ihn der bekannte schwedische Minister von Görz, als Secretair in Dienste, und sandte ihn in geheimen Verrichtungen nach Spanien. Hier gewann er die Gunst des Kardinals Alberoni und heurathete ein Kammerfräulein der Königinn. Seiner Gattinn bald überdrüßig, bemächtigte er sich heimlich ihres Schmucks und ihrer übrigen Kostbarkeiten, und floh damit nach Frankreich. In Paris nahm er Antheil an den Finanzspekulationen und Intriken des berüchtigten Schottländers John Law. Eine Weile lebte er auf einem glänzenden Fuße, allein plötzlich verwandelten sich seine eingebildeten Reichthümer in werthlose Bankozettel. Abermals von seinen Gläubigern gedrängt, flüchtete er nach England, und spielte hier in mancherlei Gestalten die Rolle des Glücksritters. Aus England wandte er sich nach Amsterdam, und wußte sich daselbst durch seine Beredsamkeit und Ränke bei den reichsten Kaufleuten und portugiesischen Juden so viel Kredit zu erwerben, daß er mit einer beträchtlichen Geldsumme nach Livorno abgieng.

Die Aufmerksamkeit des kühnen Abentheurers lenkte sich um diese Zeit auf die Unruhen in Corsika, und

und er beschloß für die Insel das zu werden, was entweder Wasa für Schweden, oder Braganza für Portugall, oder Wilhelm Tell für Helvetien geworden war. In seinem Entschlusse bestärkten ihn sowohl die Lage des bergigten und waldigten Landes, als auch der verzweiflungsvolle Muth seiner Bewohner. In Livorno machte er sich mit den Häuptern der Corsen bekannt, und wurde von ihnen als der weiseste Rathgeber verehrt. Er begab sich nach Tunis und Algier, und erhielt von den Deys beträchtliche Anlehen. Hierauf segelte er mit Kriegsbedürfnissen nach Corsika, streute Gold aus, versprach die Zerbrechung des genuesischen Joches, und ward am fünfzehenten April des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs und dreissig von einer Generalversammlung der Mißvergnügten einmüthig als König proklamirt. In der Wahlkapitulation, die ihm und seiner männlichen Descendenz die Krone zusicherte, wurde ihm ein Reichsrath von vier und zwanzig der würdigsten und getreuesten Unterthanen an die Seite gesetzt, ohne deren Einwilligung er weder in Kriegs- noch Friedensangelegenheiten etwas beschließen sollte.

Bald nach seiner Wahl errichtete König Theodor viele Würden des Reichs, ernannte Reichsräthe, Siegelbewahrer, Großkanzler, und erhob die zu solchen Würden beförderten Personen in den Stand des Grafen und Marquis. Dann übte er das hohe Regale der Münzgerechtigkeit aus, und ließ goldene, silberne und kupferne Münzen schlagen *).

So

---

*) Auf einer dieser Münzen sah man das Brustbild Theodors mit der Ueberschrift: Theodorus D. G. unanimi consensu electus Rex et Princeps regni Corsici; auf der andern aber las man die Worte: Prudentia et industria vincitur Tyrannis. Man sah

auch

So sehr sich das ganze kultivirte Europa über das neu errichtete Königreich Corsika wunderte — denn Revolutionen der Art waren in jener Zeit seltener, als sie es durch den Corsikaner Napoleon geworden sind —, so aufgebracht waren darüber die Genueser. Sie erklärten den König Theodor in einem scharfen Edict für einen Betrüger und Beleidiger der Majestät. Dieser blieb aber die Antwort nicht schuldig; er erließ eine Gegenerklärung mit dem Eingang: „Theodor, König von Corsika, dem Doge und Senat seinen Gruß und viele Geduld. Mich wundert, woher der Republik ihre Majestät kommt, daß sie mich für einen Beleidiger derselben erklären darf? Der Hochverrath, dessen sie mich beschuldigt, setzt Verbindung voraus, und eine solche Verbindung hatte zwischen mir und Genua nie statt; auch bewahre mich der Himmel davor, mit einer Republik Freundschaft zu haben, die keinen Freund hat."

Die Genueser erließen ein neues Dekret, worinn sie jedem, der den Betrüger Theodor todt lieferte, tausend Thaler, dem aber, der ihn lebendig bekäme, zwei tausend Thaler versprachen. Es fand sich aber nie-

---

auch Münzen, auf deren einer Seite sich eine Krone zeigte, welche von drei Palmen getragen wurde, mit den Buchstaben in der Mitte T. R. und im Revers: Pro bono publico Corsico. Auf einer dritten Gattung stellte die eine Seite die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria mit der Ueberschrift: Monstra te esse matrem, die andere aber das Wappen des Königreichs und des Königs vor, mit den Worten: Theodorus Rex Corsicae. Das Wappen des neuen Königs bestund aus drei silbernen kleinen Ringen in einem schwarzen Schilde, worüber ein Mohrenkopf, als das ordentliche Wappen von Corsika zu sehen war. Um das Siegel her stunden die Worte Theodorus Rex Corsicae.

niemand, der das Geld verdienen wollte. Theodor spielte vielmehr den Herrn auf der Insel, und bemächtigte sich des größten Theils derselben. Der wichtigste Ort, den die Genueser in ihrer Gewalt hatten, war die Hauptstadt Bastia. Theodor belagerte sie, allein aus Mangel an hinreichendem Geschütz sah er sich genöthiget, seine Absicht auf die Stadt aufzugeben. Glücklicher war er in verschiedenen Gefechten, und der Verlust der Genueser an Mannschaft, Geld, Gewehr und Munition war nicht unbeträchtlich.

König Theodor war der Liebling der Corsen, so lange das Glück ihn begünstigte, und er die Wünsche der Insulaner befriedigte. Als er aber im Kampfe gegen die Genueser einigen Verlust erlitt, und besonders, als sein Geld zusammenschmolz, da verminderte sich sein Anhang. Ohnehin war, durch die vielen Staatsveränderungen, Wankelmuth ein Hauptzug im Character des Volks geworden. Unter dem Vorwande, sich nach Beistand umzusehen, überließ der corsische Monarch nach acht Monaten die Regierung einem Reichsrathe, und begab sich in der Kleidung eines Abbe nach Livorno, gieng von da nach Florenz und dann nach Holland. Da er nirgend die gewünschte Hülfe fand, so wandte er sich nach Portugal, Spanien, England und Deutschland, ohne in seinen Bemühungen sonderlich glücklich zu seyn. Indessen kam er doch noch einmal mit zwei Schiffen an der Küste von Corsika zum Vorschein, setzte Kriegsvorrath zu Isola Rosa ans Land, und kreuzte in den dasigen Gewässern. Die Genueser hatten sich aber mit Hülfe der Franzosen wieder in den Besitz der Insel gesetzt, und Theodor zog als irrender Ritter in trauriger Gestalt aus einem Land nach dem andern. Da er in immerwährender Lebensgefahr schwebte, so begab er sich endlich nach London, und lebte hier von Almosen. Für

seinen

seinen Unterhalt gab Garrik ein Schauspiel, und der Ertrag der Wochenschrift: die Welt, kam dem armen Könige zu gute. Mehrmals wurde er wegen Schulden verhaftet, und er starb den eilften December des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs und fünfzig in kümmerlichen Umständen bei einem gutmüthigen Schneider, da er kaum, gegen die Verpfändung seiner Ansprüche auf sein Reich, aus dem Schuldgefängnisse entlassen worden war. Sein Sohn, der Oberste Friedrich, gerieth, nachdem er mancherlei Hofnungen scheitern gesehen hatte, in eine Lage, die ihm die Pistole in die Hand gab, womit er am ersten Februar des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs und neunzig seinem elenden Daseyn ein Ende machte. Seine Enkelinn sah sich gedrungen, zur Unterstützung ihrer Familie — Romane zu schreiben.

3.

Unruhen auf Corsika in den Jahren 1738 bis 1755.

So lange der Schattenkönig Theodor unstät und flüchtig umher irrte, war Corsika fast ununterbrochen der Schauplatz revolutionairer Gährungen. Da die Genueser zu schwach waren, die empörten Insulaner wieder unter das Joch zu bringen, so wandten sie sich an den König von Frankreich, um mit Hülfe desselben wieder zum Besitz der Insel zu gelangen. Dem zufolge wurde im Jahr ein tausend siebenhundert und acht und dreissig der Graf von Boisseaux mit einem Korps französischer Truppen abgeschickt; aber er mußte vor den Corsen weichen. Der Marquis von Maillebois folgte ihm mit einem größeren Heere, und dämpfte mit grausamer Härte die Empörung. Die

Cor-

Corsen wurden unter sich selbst uneinig, und waren eben darum um so unfähiger, ihren Feinden den nöthigen Widerstand zu leisten. Unwillig verließen mehrere der edelsten Patrioten das Eiland, und zerstreuten sich in Italien.

Genua, voller Freude, Corsika gedemüthiget zu sehen, trat nun mit einem langen Manifest hervor, das mit der Phrase anhob: „Die landesväterliche Milde, mit welcher die Republik ihre Völker beherrscht, ist der ganzen Welt so bekannt, wie die Huld und Zuneigung, mit welcher sie besonders die Corsen behandelte" u. s. w. Aber die Republik ward durch diese Scheinheiligkeit der Welt und Nachwelt zum Spott, und die Freude über die Unterjochung der Corsen währte nur eine kurze Zeit. Bei der ersten Gelegenheit fuhren sie wieder auf, wie wilde, ergrimmte Thiere der Wüste; alles grief wieder zu den Waffen, selbst Mönche, selbst Weiber und Kinder. Die Härte der genuesischen Regierung war den Corsen so verhaßt, daß sie sich lieber dem Könige von Frankreich unterwerfen, als unter die Despotie der Republik Genua zurückkehren wollten. Die Insel regierte sich mehrere Jahre unabhängig nach eigenen Gesetzen, und die Genueser wurden in einige wenige Plätze eingeengt.

Frankreich stellte sich abermals zum Schiedsrichter zwischen Genua und Corsika dar. Der Marquis von Cursay, Befehlshaber der französischen Truppen, die auf der Insel zurückgeblieben waren, hielt im Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und neun und vierzig eine Versammlung mit den Mißvergnügten zu Corte. So sehr er sich durch sein Betragen und seine einschmeichelnde Beredsamkeit der Herzen zu bemächtigen wußte, so gelang es ihm doch nicht, die Corsen zu bereden, sich ihren alten despotischen Oberherren von neuem zu unterwerfen, und blos mit

dem

dem Schutze des Königes von Frankreich sich zu begnügen. Da man sich nicht vereinigen konnte, so kam es endlich zwischen den Franzosen und Corsen zu so lebhaften Streitigkeiten, daß die erstern den Entschluß faßten, die Insel zu verlassen, und die Bewohner derselben der Republik Genua Preis zu geben. Doch ehe diese Trennung erfolgte, näherten sich die Partheyen noch einmal, und suchten einen Vergleich zu stiften. Die Corsen ließen sich bewegen, eine Unterwerfungsformel anzunehmen, deren erster Artikel die genuesische Oberherrschaft über Corsika festsetzte, wenn gleich die folgenden den Vorrechten und Freiheiten der Einwohner günstig waren. Doch das Mißtrauen war so groß, daß auf Verlangen der Corsen und mit Genehmigung der Genueser, die französischen Truppen noch nicht abziehen sollten. Und nicht lange währte es, so äußerte sich bei den Corsen Unzufriedenheit über den Unterwerfungsvergleich, und zwischen den Franzosen und Genuesern öffentliche Mißverständnisse.

Das Signal zu Unruhen und Gewaltthätigkeiten war gegeben. Die Corsen selbst waren mit einander uneins, der Vergleich ward nicht mehr gehalten, und jeder Theil beschloß seine Ansprüche mit den Waffen geltend zu machen. Selbst die Oberhäupter mordeten; Feuer und Schwerdt wütheten von allen Seiten. Die Corsen überlegten, ob sie sich nicht einer fremden Macht, etwa den Engländern, Holländern oder Spaniern unterwerfen sollten. Ihre Erbitterung gegen die Franzosen wuchs, als der Marquis von Cursay, der sich ihre Liebe zu erwerben gewußt hatte, auf Befehl seines Hofes in Verhaft genommen und nach Frankreich geführt wurde. Sie sammelten ein Heer von fünfzehntausend Mann und foderten die den Franzosen eingeräumten Plätze zurück, besonders da sie sahen, daß diese Anstalten zum

Ab=

Abzug von der Insel machten, und da sie befürchteten, man möchte sie den Genuesern in die Hände spielen. Als die Franzosen den Foderungen der Corsen kein Gehör gaben, brachen die Feindseligkeiten aus. Die Corsen blockirten die Franzosen in ihren Posten, liessen ihnen keinen Vorspann zum Abzug, nahmen die Proviantzufuhren weg, fielen die abziehenden Detaschements an, tödteten, blessirten und machten viele Gefangene. Die Franzosen vertheidigten sich so gut sie konnten, bis endlich im März des Jahres Ein tausend siebenhundert und drey und fünfzig französische Transportschiffe kamen, welche die Truppen nach Frankreich führten.

Die Republick Genua war nach dem Abzuge der Franzosen auf ihre eigene Macht beschränkt, um die unruhigen Corsen zum Gehorsam zu bringen. Gemäßigte Maßregeln und billige Vorschläge lagen nicht im Plane der despotischen Zwingherren; um so weniger waren die Corsen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der genuesische Befehlshaber Grimaldi wandte abwechselnd List und Gewalt an, um seiner Republick die Oberhand zu verschaffen, aber der Chef der corsischen Insurgenten Gafforio vereitelte alle seine Anschläge. Er sammelte die Corsen unter seine Fahnen, nahm viele, die des Verständnisses mit den Genuesern verdächtig waren, in Verhaft, und ließ sogar einige aufhängen. Umsonst plünderte und verbrannte Grimaldi die Wohnplätze der Widerspenstigen. Umsonst befahl er, daß alle, bei Strafe als Rebellen mit Feuer und Schwerdt verfolgt zu werden, in Zeit von vierzehn Tagen unter den Gehorsam der Republick zurückkehren sollten. Sie achteten der allgemeinen Verzeihung nicht, und wollten lieber Haus und Hof verlieren und sich der äussersten Gefahr bloßstellen,

als sich selbst, auf die Bedingungen allgemeiner Verzeihung der Republick wieder unterwerfen.

Der muthvolle Kampf für Sicherung und Bewahrung der Freiheit versprach einen glücklichen Erfolg; allein, was schon oft die schönste Plane vereitelt hat, verschlug auch die Corsen von ihrem Ziele: Uneinigkeit derer, die so viele Gründe hatten, fest an einander zu halten.

Der tapfere und talentvolle Gafforio hatte einen nicht unwürdigen Rivalen in Lenkung der corsischen Angelegenheiten an dem General Giuliani. Beide entzweiten sich über die Maßregeln, die sie zu ergreifen hätten. Gafforio verwarf alle Vorschläge zur Wiederkehr unter den Gehorsam von Genua. Giuliani aber meinte, unter billigen Bedingungen dürfte vielleicht die Wiederherstellung eines guten Vernehmens nicht zu verschmähen seyn. Um seine Meinung geltend zu machen, ließ sich Gafforio zu heftigen Maßregeln verleiten, und da ihm Giulianis Ansehen dabei allzusehr im Wege stund, so nahm er ihn in dessen eigenen Hause gefangen. Als die Diener und Anhänger desselben Widerstand leisten wollten, ließ er Feuer auf sie geben, so daß acht von seinen Leuten auf der Stelle blieben, und verschiedene verwundet wurden. Seinen bisherigen Kollegen ließ er in ein schweres Gefängniß werfen.

Eine solche Gewaltthat erregte bei dem zahlreichen Anhang, den Giuliani hatte, großen Unwillen. Die Parthey des Verhafteten beschuldigte den Gafforio, daß er nach der Krone von Corsika strebe, und nur darum die Erbitterung gegen Genua aufs höchste treibe. Aufgebracht über diese Vorwürfe bewafnete er seine Getreuen, und überfiel Giuliani's Anhänger in einem Gefecht, das manchem von beiden Theilen das Leben kostete. Die Rach-

sucht entflammte beide Theile zu neuen blutigen Unternehmungen. Als Gafforio einst in einem Lusthause mit seinem Freunde über die Mittel berathschlagte, die Parthey Giulianis zu unterdrücken, verließ er auf einige Augenblicke mit seinem Neffen die Gesellschaft, und gieng in den am Schlosse liegenden Garten. Kaum war er einige Schritte weit gegangen, so fielen zwei Schüsse; einer tödtete den Gafforio auf der Stelle, der andere traf seinen Neffen so heftig, daß er nach wenigen Minuten den Geist aufgab. Sobald diese beide gefallen waren, erhob sich in der Nähe des Gartens das lärmende Geschrey: „der Verräther ist todt! Es lebe die gute Regierung!"

Die Freunde Gafforio's, die im Saale beisammen waren, eilten auf das Geschrey in den Garten, und fanden sogleich ihren Anführer getödtet und dessen Neffen mit dem Tode ringend. Der gräßliche Anblick versetzte sie in solche Wuth, daß sie sogleich in allen umliegenden Orten die Sturmglocken anziehen, und alle ihre Anhänger zu den Waffen rufen liessen. Es folgte eine furchtbare Scene des Mordens; Feuer und Schwerdt sollte Gafforio's Tod rächen. Die Wuth lief durch beide Theile der Insel, und wer jemanden wußte, dem er gerne das Leben geraubt hätte, der schlug ihn todt, als einen Anhänger des Giuliani.

Für die Genueser war es allerdings ein günstiges Ereigniß, daß der kühne Gafforio ihnen nicht mehr schaden konnte. Zwar legten seine Freunde, und wohl nicht ohne einen ziemlich wahrscheinlichen Verdacht, diesen schändlichen Mord den Genuesern zur Last, führten sein Bild in ihren Fahnen, errichteten ihm Ehrensäulen, und opferten seinem Schatten jeden Genueser, der ihnen in die Hände fiel. Aber es fehlte ihnen ein Anführer, der, so wie er, Klug-

 heit

heit und Verwegenheit in seiner Person vereinigte. Manifeste, die sie ergehen liessen, und selbst eine Belagerung von Bastia, die sie unternahmen, aber bald wieder aufheben mußten, halfen ihnen wenig. Fremde Officiere, welche die corsischen Truppen kommandirten, verliessen die Insel, weil sie unregelmäßig, zum Theil gar nicht bezahlt wurden. Das unglückliche Land war allen Plagen der Anarchie preis gegeben; aus der Erbitterung und dem Hasse der Gafforisten und den Giulianisten gegen einander entstund eine solche Verwirrung, daß niemand mehr auf der Insel seines Lebens sicher war. Dieß veranlaßte verschiedene griechische und andere Familien, die seit mehr als zweihundert Jahren sich auf Corsika niedergelassen hatten, die Insel zu verlassen, und sich auf Sardinien neue Wohnsitze zu suchen. Als endlich Erschöpfung, Winter und Kälte einen Zustand scheinbarer Ruhe herbeiführten, schmeichelten sich die Genueser abermals mit baldiger Unterjochung. Allein der Erfolg zeigte, daß die Corsen nur so lange ruhten, bis unter ihnen der Held auftrat, der sie zu Kampf und Sieg führte.

4.

Pascal Paoli führt die Corsen zu Sieg und Freiheit.

Eines der edelsten und angesehensten corsischen Geschlechter war die Familie Paoli von Rostino. Aus ihr stammte der General Hyacinth Paoli, ein weiser und tapferer Mann, der die corsischen Nationaltruppen lange mit Ruhm und Würde kommandirte. Als aber die Franzosen, und nach deren Abzuge die

die Genueser die Tyrannen abermals zu spielen anfiengen, verließ er im Jahr Ein tausend siebenhundert und vierzig die Insel, und begab sich nach Neapel, um kein fernerer Augenzeuge des Elendes seines Vaterlandes seyn zu müssen. Mit sich führte er seine beiden, in Corsika gebornen, hofnungsvollen Söhne, Clemens und Pascal, entschlossen, fortan ganz der Erziehung seiner Kinder zu leben.

Pascal wurde als ein Edelmann von guter Familie mit Sorgfalt erzogen. Von seinem Vater selbst empfieng er die erste Richtung seines Geistes; er flößte ihm jede edle Gesinnung ein, und vergaß nicht, ihm den Geschmack an Wissenschaften beizubringen. Da er selbst, bei seinem höheren Alter, darauf Verzicht thun mußte, die geliebte Insel jemals wieder zu erblicken, so suchte er seinen Geist, seine Vaterlandsliebe, und seine Plane zur Befreiung Corsika's auf den thätigen Pascal zu vererben. Er sandte ihn in die Militairschule zu Neapel, ließ ihn die Thaten der großen Griechen und Römer studieren, bereitete ihn zu kühnen Unternehmungen vor, und flößte ihm frühe, wie der Vater Hannibals seinem Sohne, den Haß gegen Genua ein. Von der Militairschule kam Pascal als Officier in neapolitanische Kriegsdienste. Immer aber behielt er, mitten unter den glänzenden Zerstreuungen der Königsstadt, zu welchen ihn Jugend, Gemüthsstimmung, Stand und Altersgenossen leiteten, die hohe Bestimmung vor Augen, Befreier und Gesetzgeber seines Vaterlandes zu werden. Nur diesem Ziele nachjagend, kannte er keine andere Leidenschaft. Man sah ihn in ewiger Thätigkeit; nirgends weilte er lange; kein Spieltisch konnte ihn fesseln, keine Schöne ihn binden. Sein Vater hatte ihn mit großer Strenge erzogen, und republikanische Einfalt und Tugend ihm heilig gemacht. Neapels frivole

vole Jugend begriff das Wesen des in sich verschlossenen Jünglings nicht; man hieß ihn nur den Sonderling.

Der Ruf seiner Tugenden erscholl endlich in seinem Vaterlande, und er ward im Jahr Ein tausend siebenhundert und fünf und fünfzig durch eine feierliche Gesandtschaft eingeladen, Corsika aus seinem traurigen Zustande zu erlösen. Von edler Ehrbegierde getrieben, gieng er bald darauf zu Schiffe, und entschloß sich das rühmliche Vorhaben auszuführen. Der Abschied von seinem Vater war sehr rührend. Der Greis fiel ihm um den Hals, küßte ihn, gab ihm mit gebrochener Stimme den Segen, und sprach: „Mein Sohn, ich werde dich vielleicht nicht wieder sehen, aber ich werde stets im Geiste bei dir seyn. Dein Vorhaben ist edel und groß, und ich zweifle nicht, Gott wird dich in deinem Unternehmen segnen. Ich will den kurzen Rest meiner Tage deiner Sache widmen, und mein Gebet für dein Glück und deinen Schutz zum Himmel schicken."

Paoli war kaum auf der Insel angelangt, so kamen die Patrioten von allen Gegenden, und bewunderten ihn, als den Einzigen, der sie retten könnte. Er war damals neun und zwanzig Jahre alt. Der hohe Rath von Corsika machte den Einwohnern durch eine Publikation bekannt, daß man den Pascal Paoli zum General und Staatshaupt der Corsen erwählt, und ihn durch Briefe und eine zahlreiche Deputation zur Annahme dieser Stelle bewogen habe. Zwey Staatsräthe und ein monatlich wechselnder Repräsentant von jeder Provinz seyen ihm zur Seite gesetzt; nur in den wichtigsten Landesangelegenheiten dürfte er nicht für sich allein handeln, sondern das Volk müsse darum befragt werden.

Paoli würde ohne Zweifel den Genuesern bald

furcht-

furchtbar geworden seyn, wenn er nicht gleich anfangs innere Unruhen in seiner eigenen Parthey zu bekämpfen gehabt hätte. Der corsische General Matra, den ein Theil der Mißvergnügten lieber zum Anführer gehabt hätte, fand ungemeinen Anhang, und bot seinem Gegner die Spitze. Aber Paoli eroberte mit sieben tausend Mann das Schloß zu Corte, trieb den Matra in die Flucht, streifte mit seinen Leuten auf dem Lande herum, verfolgte Matra's Anhänger mit Raub, Brand und Verheerung, und nöthigte seinen Gegner, von den Ansprüchen auf die Stelle des Heerführers abzustehen, und die Insel zu verlassen. Sobald dieser erste Kampf glücklich geendiget war, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Lage und Organisirung des Staats. Er fand überall die fürchterlichste Verwilderung; zwar Haß gegen Genua, aber im Innern Partheyen gegen Partheyen; zwar Muth zum Kriege, aber keine Kriegszucht, keinen Gehorsam; Geld und Waffen wenig; zwar natürlich lebhaften Geist und Geschicklichkeit zu Vielem, aber keine Bildung, keine Wissenschaft und Kunst geübt, keine Schulen.

Die Corsen, wie die meisten Gebirgsbewohner, von Gestalt klein, aber kernhaft, nervig und ausdaurend, sind von Natur enthaltsam, mäßig in den Freuden des Tisches, keusch, immer rüstig zum Streit, dem mäßigen Hirtenleben gewogen, worinn persönliche Freiheit am fröhlichsten gedeiht, abgeneigt den Gewerben der Städte, stolz gegen andere Völker, streng in der Religion ihrer Väter, den Mönchen folgsam, übrigens mehr innern Trieben als schriftlichen Gesetzen unterthan, großer Leidenschaften fähig, und besonders in der Rache unersättlich, da seit Jahrhunderten die Gerechtigkeit vor den Richterstühlen schlecht gepflogen worden war. Bei der geringsten

Ver-

Veranlassung wurden die Dolche gezückt, und die Privatrache war fast nicht zu bezähmen.

Das neue Oberhaupt der Corsen hatte vor allen Dingen erst Soldaten nöthig, um das Land frei zu machen: dann konnte er durch weise Gesetze die Sitten seiner Mitbürger mildern. Bei einer Bevölkerung von zweimal hundert tausend Seelen war allenfalls auf ein Heer von vierzig tausend Streitern zu zählen, die Paoli den Genuesern entgegen zu stellen hatte. Sein erstes war, dieß Heer zu bilden, und den militairischen Enthusiasmus zu reitzen. Durch die Pfarrer ließ er die Namen aller derer seit dem Jahr Ein tausend sieben hundert und neun und zwanzig sorgfältig auffammeln, welche in den Kriegen für das Vaterland und die Freiheit gegen Genua als Opfer gefallen waren. Ihr Andenken sollte den Familien ehrwürdig, den Nachkommen heilig seyn. Dann bildete er ein kleines Korps stehender, regelmäßig besoldeter Truppen von fünfhundert Mann. Die Hälfte davon diente ihm als Leibwache; die andere Hälfte zum Schutz der öffentlichen Gewalten in den Provinzen. Alles übrige war Nationalmiliz. Jedes Dorf hatte seinen eigenen Hauptmann, jedes Kirchspiel einen Kriegskommissair, unter dessen Befehl die Hauptleute stunden. Alle diese Officiere wurden, mit Genehmigung des Volks, vom General erwählt. Sie empfiengen seine Befehle, und waren jeden Augenblick bereit, die nöthige Mannschaft zum Dienst der Republick zu stellen.

Der corsische Soldat war mit einer Flinte, einem Pistol und einem Dolch bewafnet. Er trägt einen kurzen groben, dunkelfarbigen Rock von Landestuch, Weste und Hosen von gleichem Tuche, meistens Scharlachfarben. Die Munition führt er in einer um den Leib gegürteten Tasche, worinn auch der

Dolch

Dolch steckt; an der linken Seite des Gürtels hängt das Pistol; die Flinte wirft er hinter die Schulter. Die Beine sind mit schwarzledernen Gamaschen bedeckt. Auf dem Kopfe hat er die seit den ältesten Zeiten gebräuchliche Corsenkappe; sie ist von schwarzem, doppeltem Zeuge mit rothem Umschlage, vorn mit einem feinem, bordirten Stück Zeug geziert. An der Seite sind zwey Flügel, die, wenn sie heruntergelassen werden, der Mütze die Form eines Kaskets geben, wie man dergleichen auf der Säule des Trajan häufig sieht. Die Corsen haben keine Feldmusik, nicht Trommeln, nicht Trompeten noch Pfeifen, sondern eine große Tritonsmuschel dient ihnen statt dessen. Sie ist am Ende durchbohrt, und giebt, wenn sie geblasen wird, einen scharfen, hellen Ton, wie ein großes Horn. Sind sie hingegen friedlich um ihre Abendfeuer gelagert, so ertönen die sanften Akkorde der Guitarren, die sie vielleicht von den Sarazenen kennen und üben lernten.

Die Genueser erfuhren bald, daß seit Paolis Ankunft ein neuer Geist die Corsen und ihre Unternehmungen belebte. Es gewann das Ansehen, daß die kleine aber muthige Nation sich nächstens in den vollen Besitz der Freiheit setzen würde, deren jedes Volk zu genießen verdient, welches ihren Werth so gut kennt, daß es zur Erlangung derselben alles wagt. Der Senat von Genua setzte auf Paolis Kopf ein beträchtliches Blutgeld; er aber setzte auf den Kopf des genuesischen Statthalters tausend Zechinen, und versprach allen Ueberläufern einen weit größern Sold, als sie im Dienste der Republick hatten. Den Höfen in Wien, Turin und Rom ließ er eine Schrift überreichen, in welcher er die Genueser als bundbrüchig erklärte. Um sich sowohl bei seinem Volke als auch bei dem Pabste desto beliebter zu machen, schickte er

an

an den Pabst Clemens den Dreizehnten eine schriftliche Rechtfertigung seines Krieges gegen Genua, und verlangte zugleich einen päbstlichen Visitator der corsikanischen Kirche. Dadurch geschmeichelt, trug der Pabst die Visitation dem Bischof Crescens von Angelis auf. Voll Unwillen hierüber, bot Genua auf die Auslieferung des nicht von ihr erbetenen Visitators sechs tausend römische Scudi.

Paoli ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken, den Plan der Befreiung seines Vaterlandes zu verfolgen. Sobald er den bürgerlichen Kriegen ein Ende gemacht, Ruhe und Ordnung in dem Innern der Insel wieder hergestellt hatte, begann er mit Vorsicht und Klugheit den Kampf gegen die Genueser; er schlug sie überall in einzelnen Gefechten, verjagte sie von einer Position zu der andern, und nöthigte sie, sich in den vornehmsten Seestädten von Corsika zu concentriren, ohne gegen das Land selbst etwas unternehmen zu können.

Um die zahlreichen Hindernisse zu bekämpfen, die Paoli bei jedem Schritte antraf, mußte er mit dem Genie eines Staatsmannes den Muth eines Helden vereinigen; auch nannte ihn Friedrich der Große den ersten Feldherrn in Europa. Wo Gefahr war, stand er; wo er stand, war der Sieg. Die Genueser zitterten vor seinem Namen; die Corsen ehrten ihn, wie ein höheres Wesen. Ohne Vertraulichkeit mit einem, war er leutselig gegen alle. Ein sanftes Lächeln milderte seinen tiefen Ernst. Kam er aus einem Treffen, so gab er in gleichem Augenblick Verfügungen in Betreff der öffentlichen Verwaltung; und in derselben Stunde, da er Gesetze für sein Volk entwarf, dictirte er militairische Dispositionen. Jeder nahte sich ihm mit freiem Muthe, keiner ohne Ehrfurcht. In allem, was er that, herrschte etwas Ungewöhn-

gewöhnliches; der große Haufe erblickte selbst in seinen Umgebungen etwas Ausserordentliches. Beständig hatte er fünf bis sechs große corsische Hunde zu seinen treuen Begleitern, von denen immer einige in seinem Zimmer, andere vor der Thür seines Vorzimmers lagen; die corsischen Landleute betrachteten diese Thiere mit abergläubischer Furcht. Man sagte von ihm, er sähe die Ereignisse der Zukunft, in Träumen geoffenbart, voraus. Paoli selbst bestätigte diesen Glauben; obgleich manchmal durch die Visionen getäuscht, behauptete er dennoch, oft das erfüllt gesehen zu haben, was seinem Geiste wahrsagend im Traume erschienen war. Er hatte den Scharfblick, die große, genialische Handlungsweise, die Rastlosigkeit und Selbstaufopferung der Helden, welche wir aus den Tagen der Vorwelt bewundern.

Als die Republick Genua das Gewicht dieses Helden immer drückender fühlte, so beschloß sie einen Versuch zu machen, ob sie auf dem Weg der Güte ihren Zweck nicht eher erreichen könnte. Es wurden in dieser Absicht Gesandte nach Corsika geschickt. Die Genueser kamen aber mit ihren Anerbietungen zu spat; die Mißvergnügten wollten von keinem Vergleiche mehr hören, sondern entschloßen sich, die Feindseligkeiten mit aller Anstrengung fortzusetzen. Der genuesische Oberste, der die Gesandten in sein Haus aufgenommen hatte, ward verjagt und genöthiget, sich nach Bastia zu flüchten. Es wurde ein anderer Weg versucht; was die Waffen und die angebotene Begnadigung nicht vermochte, sollte die geheime Macht des Goldes und Silbers bewirken. Durch diesen goldenen Schlüssel suchten sich die Genueser die Herzen der Mißvergnügten zu öffnen. Allein, die Vortheile, welche dieses Mittel gewährte, waren sehr gering. Die Corsen beharrten bei ihrer Meinung,

und

und erklärten zuletzt, daß sie sich der Republick unter keiner Bedingung unterwerfen würden, wenn es auch Gut und Blut kosten sollte; und wenn sie nicht mehr im Stande wären, ihre Freiheit selbst zu behaupten, so wollten sie sich unter eine andere Macht begeben, und sich Gesetze vorschreiben lassen. So unauslöschlich war der Haß gegen Genua, und das Andenken an die erlittenen Bedrückungen. Sie machten ein Manifest bekannt, wodurch sie die tyrannische Behandlung, mit welcher sie durch so lange Zeit von den Genuesern bedrückt worden, der ganzen Welt vor Augen legten, und liessen an alle europäischen Mächte ein Bittschreiben ergehen, worinn sie dieselben nach den Rechten der Menschlichkeit anriefen, einer Nation, die so viel für ihre Freiheit gethan hätte, Friede zu verschaffen.

5.

Regeneration des corsischen Staats unter Paoli.

Zu eben der Zeit, da Paoli die Befreiung seines Vaterlandes vom genuesischen Joche mit Glück verfolgte, und die Feinde bis in die äussersten Winkel der Insel zurück drängte, war sein Sinn auch auf die Regeneration des Volkes gerichtet. Durch weise Gesetze, der Denkart und Kultur der Nation entsprechend, suchte er sie in ein wohlgeregeltes Leben zu führen. Freilich fand er dabei nicht geringere Schwierigkeiten, als einst Lykurgus und Solon zu bekämpfen hatten, deren Beyspiel er nachahmen sollte. Wilde Anarchie, Haß der Partheyen, Meuchelmord hatten bisher in fürchterlicher Mischung gewüthet; die Fluren waren verwüstet und die friedlichen

Ges

Gewerbe lagen darnieder. Gerechte Bewunderung verdient der Mann, der aus diesem Chaos eine wohlthätige Ordnung schuf; sein Name würde unter den unsterblichen Gesetzgebern und Helden glänzen, wenn nicht die Menschen so ungerecht wären, die Verdienste eines großen Mannes so leicht zu vergessen, dessen Unternehmungen das Glück zuletzt nicht krönt.

Paoli wählte Corte zum Hauptsitze der Regierung, eine Stadt, die durch ihre Lage in der Mitte der Insel die Verbindung mit den innern Theilen derselben leicht unterhalten konnte, und durch hohe Gebürge und den Fluß Golo von den nördlichen Seestädten Bastia und Fiorenzo getrennt war, deren Besitz den Genuesern durch das Meer erleichtert wurde. Hier begann er das große Geschäft der Gesetzgebung und der Nationalerziehung. Ungeachtet ihm die Corsen die Regierung der Insel übertragen hatten, und die Achtung für seine Talente ihm einen unbegränzten Einfluß verschafte, so theilte er doch selber die ihm anvertraute Macht, um der Eifersucht herrschsüchtiger Partheyen zuvorzukommen, und das Wohl des Vaterlandes nicht der Willkühr preis zu geben. Er, der mit größerem Rechte als der Abentheurer Theodor, die Krone von Corsika tragen konnte, war stolz darauf, seinem Vaterlande eine republikanische Verfassung zu geben.

Diese Verfassung gründete Paoli auf ein Repräsentationssystem. Jedes Dorf wählte seine Obrigkeit, aus einem Podesta und zwey andern Mitgliedern, genannt Väter der Gemeinde, bestehend. Der Podesta war der Vollziehungsbeamte; die Väter der Gemeinde besorgten die Oekonomie und Polizey des Orts. In größern Ortschaften gesellte man ihnen noch mehrere Rathsherren bei, alljährlich wurden die Ortsobrigkeiten erneuert oder bestätiget. In der jährlichen

lichen Gemeindsversammlung wurde auch ein Stellvertreter oder Wortführer der Gemeinde (Prokurator) zur General-Consulta erwählt, die sich im Maymonate zu Corte versammelte, um die höheren Angelegenheiten des Landes zu berathen und Gesetze zu geben. Die Prokuratoren jeder Provinz (es waren der Provinzen neun) erwählten zugleich auch die Obrigkeit derselben fürs kommende Jahr. Die Magistratur der Provinz bestand aber aus einem Präsidenten, zwey Konsultatoren, einem Auditeur und einem Kanzler. Ausserdem wählten die Prokuratoren einige angesehene, rechtschaffene Bürger, die als Syndiker die Provinzen bereisten, um die Klagen und Beschwerden des Volks gegen Magistratspersonen zu vernehmen, die ihre Pflicht verletzt hatten. Der General hatte seine Stelle auf Lebenslang; er war beständiger Präsident der neun Provinzen und Oberbefehlshaber aller Truppen. Mit den ihm beigeordneten Personen machte er den hohen Rath oder die Regierung des Reichs aus. Der Podesta in der Gemeinde hatte für sich allein eine richterliche Gewalt über Gegenstände von zehen Lire Werths. Mit Zuziehung der Gemeindsväter konnte er über Streitigkeiten von vierzig Lire Werth absprechen. Die Provinzialobrigkeit richtete in Civilsachen bis auf fünfzig Lire Werthes, hatte aber in Kriminalfällen nur den Instructivprozeß, die Hauptsentenz mußte erst vom hohen Rath genehmiget seyn. In Streitigkeiten über Gegenstände von mehr als fünfzig Lire Werthes konnten die Partheyen an die Rote civile appelliren, ein Tribunal, aus drey Doctoren der Rechte bestehend, vom hohen Rathe erwählt, und nach den besondern bürgerlichen und kanonischen Gesetzen richtend.

Der Ackerbau auf der Insel war in dem unvollkommensten Zustande. Die Werkzeuge des Landmanns

manns waren schlecht, die Benutzung des Düngers fast unbekannt, Gartengewächse vollkommen vernachläßiget. Paoli richtete auch hierauf seine Aufmerksamkeit. Die Regierung ordnete für jede Provinz einige Intendanten an, die über die Kultur des Bodens wachen, und die wirksamsten Maßregeln nehmen mußten, sie in Aufnahme zu bringen. Bei Strafe von vier Lire war jeder Eigenthümer gehalten, jährlich ein Stückchen Land mit Bohnen, Erbsen und anderm Gemüße anzusäen. Eben so wurde mit Eifer für Maulbeerbaumpflanzungen gesorgt, denn Corsika hat alles, um Seide im Ueberfluß hervorzubringen.

Alle diese und ähnliche Bemühungen aber waren noch immer zu schwach, um die Insulaner aus dem Stande der Roheit, Nachläßigkeit und Armuth zu erheben, in welchen sie Jahrhunderte lang versunken lagen. Es fehlte überall an Licht und Kunde des Bessern. Fast allen Republicken des achtzehnten Jahrhunderts war es eigen, daß sie ihre Unterthanen gefliſſentlich in tiefer Unwiſſenheit lieſſen, während größere und kleinere Fürsten nicht genug thun zu können glaubten, ihre Völker aufgeklärter und gesitteter zu machen. Der kleinliche Ehrgeitz der reichen Geschlechter in den Freistaaten wähnte sich höher, je tiefer der Abstand des Volkes von ihm war; freier, je sklavenähnlicher der Unterthan; unbeschränkter, je urtheilloser der Gehorchende war. Egoistisch brachte man jedes Heiligthum der Menschheit seinem Gelüst zum Opfer dar. Auch Genua hatte diese barbarische Politik geübt. Paoli sammelte mit großer Mühe die aufgeklärtesten und gelehrtesten Männer der Insel, die uneigennützig genug waren, um geringen Gehalt dem Vaterlande mit ihren Kenntnissen zu dienen. Da er den großen Einfluß kannte, den die Geistlichen auf die rohen Gemüther der Corsen,

die

die jeder bürgerlichen Ordnung widerstrebten, besaßen, und da auch mehrere würdige Mitglieder derselben die Sache der Freiheit eifrig vertheidiget hatten, so suchte er besonders durch ihre Hülfe das Volk zur Einigkeit und Humanität zu bilden. Die Jesuiten, welche aus Neapel und Sizilien vertrieben wurden, nahm er mit Menschlichkeit und Güte auf, und bediente sich ihrer, die Corsen, und besonders ihre Jugend, in den Wissenschaften zu unterrichten. Er entwarf den Plan zu einer corsikanischen Universität, die auch wirklich am vierten Januar des Jahres Eintausend siebenhundert und vier und sechszig zu Corte eröffnet ward. Hier wurde nun in der Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie unterrichtet. Die Versicherung der Regierung, daß künftig vorzugsweise, bei Besetzung der Aemter, auf die in Corte gebildeten Männer geachtet werden solle, zog in kurzer Zeit aus allen Gegenden der Insel lernbegierige Jünglinge um die neuen Lehrstühle.

6.

Glückliche Unternehmungen der Corsen gegen die Genueser.

Ganz Europa war damals voll von Paolis Ruhm, den er auch verdiente. Der von seiner Nation mit königlicher Gewalt ausgerüstete General gab nicht nur treffliche Gesetze, sondern war auch selbst ein Muster der Tugenden, die er seinen Landsleuten einprägen wollte. Er war tapfer ohne Grausamkeit, ein strenger und unpartheyischer Richter, ohne unmenschliche Härte; er behauptete seine Würde ohne unbescheidene Anmaßungen, ohne äussern Prunk, der

Neid

Neid erwecken konnte; er lebte einfach, und der schönste Schmuck seines Hauses war sein Büchersaal *).

Es

*) Voltaire sagt von ihm: „Paoli war noch mehr Gesetzgeber als Krieger; sein Muth war in dem Geist. Was man auch von ihm geurtheilt hat, es war nicht möglich, daß dieser Anführer nicht große Eigenschaften besaß. Eine regelmäßige Regierung bei einem Volke einzuführen, die sie nicht haben wollte; getheilte und an keine Ordnung gewöhnte Menschen unter die nemlichen Gesetze zu vereinigen; zu gleicher Zeit regulaire Truppen zu formiren, und eine Art von Universität zu stiften, welche die Sitten mildern konnte; Gerichtshöfe zu errichten, den Mordthaten Einhalt zu thun; die Barbarey zur Civilisirung zu führen; sich gefürchtet, und nichts destoweniger auch beliebt zu machen: alles das konnte unmöglich das Werk eines gewöhnlichen Menschen seyn. Europa betrachtete ihn als den Gesetzgeber und den Rächer seines Vaterlandes."

Interessant ist die Erzählung des Engländers Boswell von dem Besuche, den er um diese Zeit bei Paoli abstattete. „Ich ließ, sagte er, meinen Bedienten zurück, gieng durch die Garden, und fand einige Leute des Generals, die mich in ein Vorzimmer führten, wo ich mehrere corsische Edelleute sah, die da warteten. Herr Bocciacampo hatte dem General meine Ankunft gemeldet. Ich ward in sein Zimmer geführt, wo er allein war. Sein Ganzes machte lebhaften Eindruck auf mich. Er ist groß, stark, wohlgebaut. Seine sanfte, offene Gesichtsbildung verkündet Gefühl und Seelengröße. Sein Gang ist männlich, seine Haltung würdevoll. Er war damals im vierzigsten Jahre. Er trug ein grünes Kleid mit Gold; sonst hatte er immer nur die gemeine Corsentracht gehabt, aber seit der Ankunft der Franzosen sie abgelegt. Er glaubte, durch ein wenig Eleganz und Pracht, der Regierung mehr Ansehen zu gewähren. — Ich habe schon mit manchem Fürsten gesprochen, aber das empfand ich nie, was ich in

Es gewann immer mehr das Ansehen, daß Genua, erschöpft durch den langen vergeblichen Kampf, endlich davon abstehen mußte, die tapfere Insulaner unter das Joch zu beugen. Einen Gegner wie Paoli, hatten die stolzen Republikaner noch nie zu fürchten gehabt. Sie machten einen neuen Versuch zu einem Vergleiche, aber ihre Abgesandten wurden von der Nationalversammlung zurückgewiesen, und die Corsen erneuerten den Schwur, nie wieder dem Frieden mit Genua zu trauen. Die Freiheit und Unabhängigkeit Corsika's konnte als vollendet angesehen werden. Man versprach sich überall sehr viel von diesem neu modellirten kleinen Staate, für den Rousseau ersucht wurde, ein Gesetzbuch zu entwerfen, als unvermuthet das große Frankreich seine Macht gegen die kleine Insel aufbot, und mit Aufopferung von vierzig tausend Mann und hundert Millionen Livres, Corsika endlich unterjochte.

Frankreich war an Genua einige Millionen schuldig; statt diese zu bezahlen, gieng es den, seinen zerrüt-

---

der Nähe dieses Mannes empfand. Er ist großer Physiognom. Es ist ihm zur Gewohnheit geworden, alle neue Gesichter, die sich ihm nahen, zu beobachten. Während zehen Minuten, die wir im Zimmer mit einander auf und abwandelten, sprachen wir kaum vier Worte; aber mit festem, durchdringendem Blicke, als wollt' er ins Innere meiner Seele dringen, betrachtete er mich von Zeit zu Zeit. Ich gestehe, diese Unterhaltung war mir einige Augenblicke nichts weniger als angenehm. Nach und nach erst verlor sich seine Zurückhaltung und er redete mehr. Ich wagte es nun, ihm ein Kompliment für die Corsen zu sagen, und erinnerte an die alten Römer. „Ein Eroberer: Volk, sagte er, werden wir nie werden können; aber einen glücklichen, blühenden Statt auszumachen, daran hindert uns nichts.“ “.

rütteten Finanzen vortheilhaften, Vergleich mit Genua ein, Hülfstruppen nach Corsika zu schicken. So erschien im Jahr Ein tausend siebenhundert und vier und sechszig der französische Feldmarschall, Graf von Marböuf, mit sechs Bataillonen auf der Insel. Er schränkte sich indessen blos auf die Defensive ein, und begnügte sich, den Genuesern nur noch das auf der Insel zu erhalten, was ihnen geblieben war, nemlich die Plätze von Bastia, San Fiorenzo, Calvi, Algaliola und Ajaccio.

Paoli war eben im Begriff, die nördlichen Seestädte zu erobern, als er die Nachricht erhielt, daß der König von Frankreich die Vermittelung zwischen der Republick Genua und den Corsen übernommen, und zu dem Ende sechs Bataillonen nach dem Eilande abgesandt habe. So unerwartet ihm diese Nachricht kam, so behielt er doch Fassung und Muth. Er hob die Belagerungen auf, und zeigte sich gegen den französischen General sehr gefällig. Es kam sogar ein Vertrag wegen der Lieferungen der Lebensmitteln und des Handels der Garnisonen zwischen den Franzosen und Corsen zu Stande, und beide Partheyen lebten vier Jahre lang in friedlicher Eintracht. Indessen säumte Paoli während dieser Zeit nicht, den Genuesern zu schaden, und sie wo möglich zu zwingen, ihren Ansprüchen zu entsagen. Da ihm jetzt auf der Insel wenig zu thun übrig blieb, so richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Meer. Schon längst hatte er nicht nur seinen Truppen Regelmäßigkeit und Ordnung gegeben, sondern auch an der Ausrüstung einer Flotte arbeiten lassen. Nachdem er aus London das Modell einer Fregatte von sechs und dreißig Kanonen erhalten hatte, nahm er englische und französische Schiffszimmerleute in Dienst, und erbaute auf seinen Werften zu Formale und San Fiorenzo eine nicht unbeträchtliche

Anzahl von Fregatten und andern Fahrzeugen, deren er sich gegen die Genueser, ihren Handel und ihre Transporte von Volk und Lebensmitteln zu erschweren, bedienen konnte. Zu den Bergwerken, die er anlegte, ließ er Arbeiter aus Sachsen kommen, und bald hatte er das Vergnügen, seine Unternehmungen mit dem besten Erfolg gekrönt zu sehen. Dieß war besonders der Fall bei der Ausführung eines Unternehmens, das seinen Feinden eben so unerwartet kam, als es das übrige Europa in Erstaunen setzte.

Die Insel Capraja, der Küste von Toskana gegen über gelegen, gehörte vor Zeiten zum Königreich Corsika, allein die Genueser hatten sie an sich gezogen. Sie ist über eine deutsche Meile lang und etwa halb so breit, dabei sehr felsigt und bergigt, aber sehr fruchtbar an Wein, wovon sie eine große Menge liefert. Die Anzahl der Einwohner soll sich auf dreitausend belaufen, und die Männer werden für die besten Matrosen im mittelländischen Meere gehalten. Die Insel ist so sehr von Felsen eingeschlossen, daß sie nur einen einigen Landungsplatz hat. Doch ist der Hafen sehr gut, und ein gewöhnlicher Zufluchtsort für die Schiffe, welche durch diese Gegend kommen. Den Genuesern diente die Insel zur Niederlage des Handels.

Paoli ließ vierzehn wohlbewaffnete Fahrzeuge, die dreihundert Mann an Bord hatten, von Maccinaggio auslaufen, um sich der Insel zu bemächtigen. Er wußte seinen Anschlag so geheim auszuführen, daß die erste Nachricht, welche die Genueser davon erhielten, die glückliche Landung seiner Truppen war. Die Republick gab sich alle mögliche Mühe, den Verlust der Insel zu verhindern, und schickte eine beträchtliche Flotte mit einem Korps Truppen dahin. Unterdeß zog die kleine Besatzung der Genueser auf

der

der Insel sich auf das Hauptfort, welches man die Citadelle nannte, zurück. Hier wehrte sich der genuesische Befehlshaber, Bernhard Ottone, mit verzweifelndem Muthe. Er hatte achtzig Leute, unter welchen auch Frauenzimmer waren, und zuletzt blieb ihnen zum Unterhalt nichts als etwas Mehl und Wasser. Da es der Besatzung an Holz gebrach, so wurden die Häuser geplündert. Die Corsen hatten den Landungsplatz so gut besetzt, daß die Genueser bei ihren Versuchen, das Fort zu entsetzen, verschiedentlich zurückgeschlagen wurden. Paoli traf überdieß die klügsten Anstalten, seine Truppen zu verstärken. Unter der Verstärkung befanden sich einige hundert Corsen, die er vormals in das unzugängliche Gebürge verbannt, und nunmehr begnadiget hatte. Sie glichen den Wilden aus dem ersten Zeitalter der rauhesten Völker. Ueber den ganzen Leib mit dicken Borsten bewachsen, und in Thierfelle gehüllt, führte jeder an der Hand einen großen Jagdhund, der eben so grimmig, als sein Führer scheußlich war. Sie trugen ein langes Messer und kurzes Schießgewehr. Nach einer muthvollen Vertheidigung von hundert und zwei Tagen übergab endlich Ottone, vom äussersten Hunger getrieben, die Festung im Angesicht der genuesischen Land- und Seemacht. Dadurch hatte Paoli seinen Anhang durch drei tausend Mann vermehrt, und für seine Marine die kühnsten und erfahrensten Leute bekommen.

Die Genueser fühlten nun die Unmöglichkeit, ihre Ansprüche auf Corsika länger behaupten zu können, besonders wenn Frankreich nach Ablauf des Traktats die Truppen zurückziehen würde; aber die stolzen Nobilis wollten lieber durch einen ungerechten Handel, sich einen mächtigen Freund verbindlich machen, als der durch sie unglücklich gewordenen Insel

sel ihre natürlichen Rechte zugestehen. Voll Verdruß über die Vereitlung aller ihrer Unternehmungen verkauften sie, durch einen förmlichen Vertrag, die ganze Insel, mit aller Oberherrschaft, für vierzig Millionen Livres an die Franzosen, jedoch mit der Bedingung, sie an Genua wieder abzutreten, wenn es die Republick verlangen und das Kaufgeld, nebst den auf die Bezwingung der Corsen verwandten Kosten, erstatten würde *).

Frankreich hofte durch die Besitznehmung von Corsika seiner Monarchie einen neuen Glanz zu verschaffen. Es betrachtete diese Insel als einen Sicherheitsplatz des levantischen Handels, und als eine Pflanzschule der Marine, die sie mit Matrosen und Bauholz reichlich versehen würde, und hofte durch sie die Herrschaft über das mittelländische Meer zu gewinnen. Aber es bedachte nicht, daß die Corsen, die jede fremde Regierung haßten, wenn sie mit Gewalt bezwungen wären, die Ungerechtigkeit der Unterjochung nie vergessen würden, und durch einen größern Aufwand künftig müßten im Zügel gehalten werden, als der Ertrag eines so mißlichen Besitzes einbringen könnte. Der Hauptgesichtspunct blieb nur der, die Einmischung fremder Mächte zu verhüten. Daß England nicht gleichgültig bleiben, daß Paoli dort Hülfe suchen

*) Corsika kostete den Genuesern von jeher weit mehr, als sie Nutzen aus diesem kleinen Königreiche zogen. Aber es war den Nobilis von Genua (wie Richard in seiner Descriptiön historique et critique de Italie T. I. p. 118. sagt) viel zu schmeichelhaft, Herren eines Königsreichs zu seyn. Eine genuesische Dame, sehr unruhig wegen der Fortschritte der Corsen, rief einst bei einer für Genua günstigen Nachricht freudig aus: „Nun, Gott Lob, so sind wir doch noch ein wenig Königinnen!"

suchen würde, war zu erwarten. Aber das französische Ministerium verließ sich auf geschickte Unterhandlungen, und hofte, daß England nicht unmittelbar einen Krieg anfangen würde, da es noch die Folgen des unlängst geendeten unangenehm fühlte, und mit einem Bürgerkrieg in Amerika bedroht ward. Der Vertrag wurde daher im May des Jahres Eintausend siebenhundert und acht und sechszig abgeschlossen, und bald darauf landeten auf der Insel etwa zwanzig Bataillonen französischer Truppen, ausser der königlichen Legion. Zum Zeichen der Besitznehmung steckten die Franzosen ihre Fahnen auf den Mauren von Bastia auf, worauf denn das Te Deum gesungen, die Kanonen auf den Wällen gelöset, das Wappen der Republick abgenommen, und an dessen Stelle das Wappen des Königes von Frankreich aufgestellt wurde. Sie errichteten zwey Lager, das eine bei Bastia, wo der Graf von Marböuf kommandirte, von etwa acht tausend Mann Fußvolk und einem beträchtlichen Korps Reuterey, das andere zu San Fiorenzo, von zwey tausend fünfhundert Mann Fußvolk, theils Franzosen theils Schweitzern, unter den Befehlen des Feldmarschalls von Grandmaison. Diese beide Plätze liegen an den entgegengesetzten Küsten der Insel, nemlich Bastia, die Hauptstadt, an der östlichen, und San Fiorenzo an der westlichen Seite. In dem zwischenliegenden felsigten, bergigten Lande, voll schwieriger Pässe, hatten die Corsen eine Menge kleiner sehr vortheilhaft belegener Posten, welche die Gemeinschaft zwischen beiden Lagern hinderten.

7.

Glückliche Unternehmungen der Corsen gegen die Franzosen.

Als die Corsen von dem Tractat zwischen Genua und Frankreich Nachricht erhielten, und die Invasion keinem Zweifel mehr unterworfen war, gerieth alles in die äußerste Gährung. Wuth und Verachtung erfüllte alle Gemüther. Paoli war jetzt zu der verzweifelten Wahl gezwungen, entweder sich schimpflich zu unterwerfen, oder den ungleichen Kampf mit einer der ersten Mächte von Europa zu bestehen. Er wählte das letztere voll Zutrauen auf den Muth der Insulaner, und in der Hoffnung durch eine tapfere Gegenwehr die Vermittlung fremder Mächte zu verdienen. Nachdem er vor der Nationalversammlung zu Corte in einer feurigen Rede seine Landsleute zu Muth und kühnen Hoffnungen begeistert hatte, wurde einmüthig beschlossen, die Unabhängigkeit mit dem letzten Blutstropfen zu verfechten, den Angrif der Franzosen abzuwarten, und diejenigen mit dem Tode zu bestrafen, die ihnen Lebensmittel liefern würden.

Eine halbe Stunde von dem Lager der Corsen zu San Fiorenzo war eine Anhöhe, die einen Ueberfluß von vortreflichem Wasser hatte. Dieser Posten war von den Corsen besetzt. Weil noch keine Feindseligkeiten vorgefallen waren, so hatten die Franzosen den freien Gebrauch dieses Wassers, und holten es nach Bedürfniß ins Lager. Gleichwohl fanden sie es für gut, diesen Posten anzugreifen. Ein Officier mit dreihundert Mann fiel ein Piket von etwa fünfzehn bis zwanzig Corsen an, die den Posten zwey Stunden tapfer vertheidigten, einen Officier und verschiedene Gemeine tödteten, und die übrigen in die

Flucht

Flucht schlugen. Die Franzosen verschanzten sich in Eile, und erhielten eine noch größere Verstärkung aus dem Lager. Dennoch wurden sie in der folgenden Nacht von den benachbarten Corsen überfallen, welche viele niedermachten, ihnen fast alle Waffen abnahmen, und sich also des Postens wieder bemächtigten. Am folgenden Tage wurden die corsischen Posten sowohl von Bastia als von San Fiorenzo her angegriffen, und es kam nun zu einer Reihe von Gefechten zwischen den Bergen und Defileen, welche drei Tage lang fortdauerten. Jeder Fußbreit des Bodens wurde mit größter Hartnäckigkeit streitig gemacht, und die Franzosen und Schweizer auf der Seite von San Fiorenzo wurden anfangs mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. Endlich aber thaten doch die Vortheile der Reuterey, der Artillerie und der überlegenen Anzahl ihre Wirkung. Alle Posten der Corsen wurden überwältiget, und die Gemeinschaft zwischen beiden Orten zu Stande gebracht. Beide, Franzosen und Corsen, besonders die ersten, verloren in diesen Gefechten viele Leute. Die letztern wehrten sich mit einer Entschlossenheit und mit einem Muthe, der bis zur Verzweiflung stieg.

Die Franzosen dehnten inzwischen ihre Posten immer weiter aus, und besetzten beträchtliche Districte. Nachdem sie sich in einigen Gefechten der Dörfer Patrimonio und Barbaggio und mehrerer Posten bemächtiget hatten, eroberten sie Erbalonga und Nonza, nahmen auch mit beträchtlichem Aufwand von Zeit und Menschen, Furiami und Biguglia ein. In beiden thaten die Corsen den tapfersten Widerstand, und verliessen sie, da sie nicht länger haltbar waren, ohne Verlust. Es fiel eine Menge von Scharmützeln vor, worinn, wegen der Beschaffenheit des Landes und der Unerschrockenheit der Corsen, die Franzosen oft be-

deu-

deutenden Verlust erlitten. Auch thaten diesen Krankheit und Desertion großen Schaden. Die Besatzung von Calvi, welche, etwa tausend Mann stark, mit vier Kanonen ins Feld rückte, wurde von dem Landvolk nachdrücklichst zurückgeschlagen, und mußte sich in größter Unordnung wieder in die Festung werfen.

Der französische Hof übertrug im August des Jahres Ein tausend siebenhundert und acht und sechszig das Oberkommando der französischen Truppen auf Corsika dem Marquis von Chauvelin, einem unerfahrnen General, der zwar im österreichischen Erbfolgekriege unter Conti gedient, aber seitdem auf Gesandtschaften oder im Umgange mit dem Könige, der ihm gewogen war, seine Zeit verlebt hatte. Er brachte einige Bataillonen frisches Kriegsvolk mit; allein das Korps war zu klein, um mit Nachdruck handeln zu können, und zu wenig mit Maulthieren versehen, die ihm auf einem so gebürgigten Boden Lebensmittel zuführen mußten.

Sobald der neue Anführer zu Bastia angekommen war, ließ er ein Manifest bekannt machen, wodurch der König von Frankreich erklärte, daß er, vermittelst eines Tractats mit der Republick Genua, die Oberherrschaft über die Insel desto williger angenommen habe, da er sie blos zum Besten seiner neuen Unterthanen auszuüben hoffe. Große Vortheile wurden zugleich den Corsen versprochen, wenn sie sich ruhig unterwerfen würden. Dagegen sollten alle, die sich der Gewalt des Königes widersetzten würden, als Rebellen behandelt werden. Da diese und andere Edicte einer Versammlung der Repräsentanten des Volks, welche Paoli veranstaltet hatte, vorgelegt wurden, zerrissen sie alles, traten es voll Wuth und Unwillen mit Füßen, und riefen, als sie aus der Versammlung kamen, dem Volke mit großem Ungestümm zu: „Krieg! Krieg!

Krieg!" — Die Versammlung ließ darauf ein Manifest ergehen, worinn sie sich beklagte, daß der französische Hof, nachdem er sich zum Vermittler aufgeworfen, und wenigstens mittelbar die Corsen für ein freies Volk anerkannt habe, jetzt selber in die vorgeblichen Rechte treten wolle, deren Richtigkeit er vormals anerkannt habe. Wenn auch die Corsen den Genuesern die Hoheit über die Insel zugestanden hätten, so beruhe sie nur auf einem Vertrage zwischen beiden Nationen; ein Vertrag, der dadurch vernichtet werde, wenn einer von beiden Theilen ihn abtreten wolle, ohne Einwilligung, ja selbst ohne Vorwissen des andern. Besonders beschuldigten sie den französischen Minister, Herzog von Choiseul der Treulosigkeit, daß er, der den Corsen die schriftliche Versicherung gegeben hätte, daß ihr Schicksal unverändert sey, daß sie über einen Vergleich mit Genua unterhandeln könnten, jetzt diese Corsen als eine erbeutete Nation behandeln wolle.

Alle Gemüther waren voll Begeisterung für ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und mit feurigem Patriotismus zogen die Kämpfer zum Streite. Wenngleich anfangs den Franzosen alles zu gelingen schien, und mehrere bedentende Orte sich ihnen ergeben mußten; wenn gleich die Insel Capraja durch Verrätherey in ihre Hände fiel, der König von Sicilien sich öffentlich gegen die Corsen erklärte, und alle Fahrzeuge, die unter der Flagge und mit den Pässen des Generals Paoli fahren würden, als Seeräuber zu behandeln befahl; so änderte sich doch, eben beim Anschein der größten Gefahr, das Kriegsglück zum Vortheil der Corsen. Sie hatten ihre Hauptmacht auf den Höhen von Nobbio verschanzt, am Anfange jener höheren Gebürge, die in das Innere der Insel nach Corte zu führen, und nur durch den Golo, der sich

von

von den innern Gebürgen herab nach der östlichen Küste ergießt, durchschnitten werden.

Der französische Oberbefehlshaber Chauvelin, von einer Menge junger Officiere umgeben, die mit tiefer Verachtung auf die „braunjackige Kanaille mit Jagdflinten ohne Bajonette bewaffnet," herabblickten, ließ sich verleiten, hier mit einem kleinen Korps von dreitausend Mann einen Hauptangriff zu wagen. Es gelang zwar den tapfern Grenadieren die Posten zu bestürmen, und die Corsen zu zerstreuen: aber diese Zerstreuung wurde die Ursache des Unglückes der französischen Truppen. Zu sehr vertheilt in kleine Haufen, wagen sie es, bis zum Golo vorzudringen; es folgt eine Reihe unglücklicher Gefechte; Marböuf selbst wird verwundet; die Besatzung von Borgo muß sich mit den Fahnen der königlichen Legion und vier Kanonen zu Kriegsgefangenen ergeben. Chauvelin flieht nach Bastia zurück; der Feldzug endet sich zur Schande der Franzosen. Frankreich murrte über den Verlust seiner tapfern Landsleute, und über die unnützen Kosten eines vergeblichen Feldzuges; Europa rief dem Sieger Paoli Beifall zu; aber keine Macht verwendete sich für die Corsen; nur einige Engländer dienten aus Eifer für die Sache der Freiheit unter ihren Fahnen. Paoli bewieß bei seinem Glücke große Gleichmüthigkeit und Mäßigung, und begegnete den gefangenen Officieren mit höflicher Leutseligkeit. Ein Betragen, welches um desto rühmlicher war, da die Franzosen gedroht hatten, diejenigen Corsen, welche sie in den Waffen fänden, als Rebellen zu behandeln. Freigebigkeit und Uneigennützigkeit sicherten ihm die Liebe des Volks.

Tiefgebeugt über die erlittene Niederlage, begab sich der Marquis von Chauvelin nach Paris, um die Absendung neuer Hülfstruppen zu bewirken. Er wur-

de

de aber sehr ungnädig empfangen und verlor das Kommando. In seiner Abwesenheit kommandirte Marboeuf, der einen Beweis seiner Schwäche dadurch gab, daß er mit den Corsen einen Waffenstillstand schloß, der aber mitten im Winter wieder gebrochen wurde. Die Franzosen schifften im December nach Isola Rossa, auf welcher kleinen Insel die Corsen einen Waffenplatz und Magazine hatten. Sie landeten glücklich und vertrieben die Corsen aus verschiedenen Posten. Sobald aber bei diesen die erste Bestürzung vorüber war, kehrten sie muthig zum Angriff zurück, und eroberten nicht nur wieder, was sie verloren hatten, sondern vertrieben auch den Feind mit großem Blutvergießen in seine Schiffe zurück. Bei dieser Gelegenheit sollen die Franzosen an Todten, Verwundeten und Gefangenen neunhundert Mann verloren haben. Und dieß Seeunternehmen brachte ihnen eben so wenig Ehre und Vortheil, als alles, was sie bisher zu Land unternommen hatten.

8.

Die Corsen müssen der französischen Uebermacht unterliegen.

So glücklich die Corsen bisher ihre Freiheit vertheidiget hatten, so war doch vorauszusehen, daß sie in die Länge nicht im Stande seyn würden, einem Feinde die Stirne zu bieten, der ihnen an Hülfsquellen so sehr überlegen war. Ihr Muth, ihre Freiheitsliebe, ihr unüberwindlicher Abscheu vor einem fremden Joche, und der natürliche Schutz eines gebirgigten unwegsamen Landes war nicht vermögend, sie zu retten, wenn sie nicht fremde Unterstützung fanden. Als aber, nach einem harten und mühselig durch-

fochte-

fochtenen Feldzuge, und nach einem langen Winter, aller tapfere Kampf der Corsen, ihnen nicht den entferntesten Anschein von Schutz und Unterstützung erwarb: so war es kein Wunder, daß sie nun über die Fruchtlosigkeit ihrer Bestrebungen, und über die Gefahr sowohl, als über die Ungereimtheit, sich einzeln der Gewalt einer der größten Mächte widersetzen zu wollen, nachdachten. Die begüterten Oberhäupter bedauerten den Verlust ihrer Renten, und die Verwüstung ihrer Güter durch einen Krieg für eine Sache, die, wie sie jetzt einsahen, ganz hoffnungslos war. Der Bauer beklagte, daß, wenn gleich Felsen und Gebirge gelegentlich seiner Person eine vorübergehende Sicherheit gewähren könnten, sie doch bei weitem nicht hinreichend wären, sein Eigenthum zu schützen. Vermuthlich brauchten auch die Franzosen, um die Corsen zu gewinnen, alle jene Hülfsmittel, die ihnen ihr Verhältniß gegen sie gab: Geld, Ehre, Reichthümer, jeden Vortheil der neuen Bedienungen, welche eine Regierungsveränderung nach sich zieht, und eine große Monarchie zu ertheilen vermag. Die Angelegenheiten der Corsen verschlimmerten sich immer mehr, und der alte Geist und Muth waren in ihren Handlungen nicht länger sichtbar.

Diese Wirkungen äußerten sich indessen nicht auf einmal. Im Anfange des Jahres ein tausend siebenhundert und neun und sechzig machten die Corsen einen Versuch, San Fiorenzo zu überfallen. Zuvor hatten sie einen, vielleicht verstellten, Angriff auf Oletto unternommen. Wenigstens glückte der Angriff nicht, und die Truppen wurden zum Rückzuge genöthigt, ob sie gleich bis an die äußersten Verschanzungen vorgedrungen waren. Dadurch scheinen sie die Aufmerksamkeit der Franzosen von dem Hauptunternehmen abgelenkt zu haben. Denn der Angriff auf

San

San Fiorenzo geschah so unerwartet und so lebhaft, daß sie bereits Anstalt machten, die Mauren stürmend zu ersteigen. Zum Unglück waren die Leitern zu kurz, und so wurde dieß so wohl angelegte und ausgeführte Vorhaben vereitelt. Die Besatzung war in den Waffen, ehe dieß Versehen abgeändert werden konnte, und die Corsen wurden genöthiget, mit beträchtlichem Verlust wieder abzuziehen.

Bald darauf machten sie einen Versuch auf Biguglia, welcher mißlang. Bei dieser Gelegenheit schlugen sie aber einen Haufen Franzosen, die Lebensmittel nach Oletta zu bringen suchten. Ein neuer Versuch auf Oletta war vergeblich. Mehr Glück hatten die Corsen zu Barbaggio, aber die Folgen ihrer Unternehmung waren sehr unglücklich. In diesem Platze lag eine Besatzung von fünf Kompagnien französischer Infanterie, die in der Nacht von einem Haufen Corsen angegriffen, und sich zu ergeben gezwungen wurden. Die Corsen verzögerten unvorsichtig an diesem Orte, ungeachtet er nicht haltbar war, und die französische Hauptmacht in der Nähe stand. Sobald Marboeuf diesen Fehler erfuhr, schickte er von verschiedenen Seiten her Truppen ab, die sich aller Defileen bemächtigten, und ihnen jede Möglichkeit des Rückzuges abschnitten. Die Corsen fochten verzweifelt. Da sie aber über die Hälfte ihrer Leute verloren hatten, waren die übrigen gezwungen, sich zu ergeben, unter der einzigen Bedingung, daß sie nicht nach Frankreich gebracht werden sollten. Colonna, einer der angesehensten corsischen Anführer, gerieth bei dieser Gelegenheit mit mehr als zweihundert seiner Landsleute in Gefangenschaft. Der Graf Marboeuf, die tapfere Gegenwehr der Corsen bewundernd, sagte zu ihrem Anführer: „Für den General Paoli ist Ihre Gefangennehmung ein großer Verlust.“ Colonna

erwie-

erwiederte: „Jedes Dorf in meinem Vaterlande erzeugt Männer von größerer Tapferkeit als ich, und täuscht mich meine Hoffnung nicht, so werden Sie das bald selbst erfahren.“

So stark und entschlossen äußerte sich damals noch die Denkart der Corsen. In einem außerordentlich hohen Grade zeigte sie sich auch noch bei einer Generalversammlung, worinn beschlossen wurde, daß die Geistlichkeit ersucht werden sollte, für die gemeinschaftliche Sache die Waffen zu ergreifen, um dadurch den Muth des Volks zu befeuren. Die Diener des Altars, weit entfernt, die geringste Unschlüssigkeit blicken zu lassen, erklärten sich sogleich bereit, ihr Leben für die Vertheidigung des Vaterlandes zu wagen. Fünfhundert Priester verließen ihre friedlichen Beschäftigungen, und stellten sich in die Reihen der Kämpfer für die Unabhängigkeit der geliebten Heimat.

Ein solcher Enthusiasmus hätte verdient, mit einem schönern Erfolge gekrönt zu werden. Aber das Glück wandte den Corsen immer mehr den Rücken. Bei Orminio fielen den Franzosen zwölf große Feldstücke, achthundert Musketen, siebenhundert Fässer Pulver, und eine große Summe Getreide in die Hände. Einen solchen Verlust konnten die Corsen nicht leicht ersetzen; abgesehen davon, daß die Niedergeschlagenheit, die im Gefolge des Unglücks ist, dem Fortgange ihrer Unternehmungen schadete. Um die bösen Eindrücke wieder auszutilgen, und den gesunkenen Muth zu heben, rief Paoli die Oberhäupter zusammen und benachrichtigte sie, daß an Nahrungsmitteln kein Mangel zu besorgen sey, denn er habe auf den Fall Rücksicht genommen, daß in diesem Jahre keine Erndte zu hoffen seyn dürfte. Es sey schon Getraide zu Zwieback angekommen, und er könne sie versichern, daß es ihm weder an Waffen noch an Kriegsvorrath,

vorrath, noch an Gelde fehlen werde. Allein allmählich machte das Geld der Franzosen und ihre Versprechungen stärkern Eindruck als Paolis feurigste Beredsamkeit und der Gedanke an die Freiheit, an deren Erringung die meisten verzweifelten. Jemehr das Mittel der Bestechung wirkte, um so häufiger wurde es gebraucht. Dieses Mittel brachte selbst den Sohn des Großkanzlers Massesi's dahin, daß er Paoli's Auslieferung versprach. Sein Anschlag wurde entdeckt, und er büßte dafür auf dem Schaffot.

Paoli selbst erhielt die glänzendsten Versprechungen und Anerbietungen, wenn er den König von Frankreich für seinen rechtmäßigen Oberherrn erkennen wollte. Als corsischer Epaminondas antwortete er: „Was ich suche, ist das edelste der zeitlichen Güter, die Freiheit. Das Anerbieten geht gegen meine Ehre und gegen die Freiheit, die in meinem Blute wallet, und mein Herz bis in den Tod beleben wird. Eher schmelzen die mich umgebenden Felsen, als daß ich die Freiheit und mein Volk Preis geben werde. Edel begann ich meine Laufbahn; nicht unedel verlaß ich sie. Wenn mich irgend jemand hätte gewinnen können, so hätte mich Marboeuf gewonnen: allein mit der Freiheit hat es dieselbe Beschaffenheit wie mit der Gesundheit; nie lebhafter empfindet man ihren Werth, als bei der Gefahr ihres Verlustes."

Das französische Ministerium verdoppelte indessen seine Anstrengungen, um die Unterjochung der Insel zu beschleunigen. Es sandte im Frühling des Jahres ein tausend siebenhundert und neun und sechszig den Grafen von Vaux nach Corsika, um das Oberkommando aller französischer Truppen zu übernehmen. Fünfzehn frische Bataillonen wurden auch zu Toulon eingeschifft, und landeten auf der Insel, mit vielem Kriegs- und Mundvorrath versehen. Ein Manifest,

das der neue Befehlshaber bekannt machen ließ, versprach zwar allen denen, die sich gutwillig unterwerfen würden, Gnade und Verschonung, enthielt aber auch die Drohungen, daß unverschanzte Dörfer, welche, ohne von einem außerhalb stehenden Korps ihrer Leute unterstützt zu seyn, Feindseligkeiten gegen die königlichen Völker ausüben würden, verbrannt, und ihre Einwohner gefangen nach Frankreich geführt, die Einwohner von Dörfern aber, welche sich unterworfen hätten, und dennoch wieder bewafnet angetroffen würden, als Straßenräuber angesehen, und auf die Galeeren gebracht werden sollten.

Nicht nur die furchtbare Zurüstung, sondern auch der Name des Generallieutenants Vaux verbreitete Schrecken unter den Insulanern. Er hatte im siebenjährigen Kriege den Ruf eines hartherzigen, strengen Officiers erhalten; aber es war nicht Grausamkeit, sondern Liebe zur Ordnung und militairischer Zucht, die seine Handlungen leitete. Er hatte schon im Jahr ein tausend siebenhundert und neun und dreissig als Major gegen die Corsen gefochten, und ein Bauer von Sartene hatte ihm die rechte Hand durch einen Flintenschuß gelähmt. Nach langem Forschen gelang es ihm, bei seinem zweiten Feldzuge in Corsika diesen Mann zu entdecken. Der Unglückliche sank hofnungslos zu seinen Füßen; aber der großmüthige General hob ihn auf, nahm ihn an seine Tafel, und entließ ihn mit Geschenken für seine Familie.

Als der neue Oberbefehlshaber sich durch die nachgesendeten Truppen verstärkt hatte, entwarf er einen Plan, der die ganze Insel umschlang. Zwei Hauptkolonnen, jede von zwölf Bataillonen, marschirten in gerader Richtung, die eine über St. Nikolas, die andere über St. Antonio, und näherten sich immer mehr dem Mittelpunkt der Insel. In

ver=

verschiedenen Gefechten wehrten sich die Corsen tapfer, und erkämpften sich nicht unerhebliche Vortheile. In andern unterlagen sie theils der feindlichen Macht, theils der Verrätherey ihrer erkauften Landsleute. Isola Rossa, und mehrere Plätze von Erheblichkeit, fielen, es sey durch Verrätherey oder durch das allenthalben verbreitete Schreken, den Feinden in die Hände. Der Muth der unglücklichen Corsen wankte immer mehr; jede Aussicht auf fremde Hülfe war verschwunden. So lange die feindliche Armee noch nicht über den Golo gedrungen war, wehrten sie sich noch immer mit verzweifelnder Wuth, und erschwerten den französischen Truppen den Uebergang über jenen Fluß. Als sie aber sahen, daß die französischen Fahnen vor Corte wehten, da ergrief verschiedene ihrer Anführer die Liebe zur Selbsterhaltung, und die Hofnung, durch eine schnelle Ergebung ihr künftiges Schicksal zu erleichtern. Die Franzosen bildeten aus den Corsen, die zu ihren Fahnen traten, Bataillonen, welche ihrer Armee zur Avantgarde dienten. Zwietracht und Verrätherey lähmte die kleine Schaar der Insulaner.

Der unglückliche Paoli zog sich mit denen seiner Anhänger, die ihm noch treu blieben, in den District von Vivario zurück, wo sie von den Franzosen unaufhörlich beunruhiget und verfolgt wurden. Sein Muth verließ ihn nicht; er war in seiner Niederlage größer als je. Zwei Jahre lang hatte er nun allein mit seinen Getreuen, ohne fremde Unterstützung, gegen die erste Macht von Europa gekämpft. Endlich, ermattet mehr als besiegt, nachdem tausend blutige Opfer für Corsika's Freiheit gefallen waren, mußte das Volk sich beugen vor der gewaltigen Uebermacht. Paoli, in seinen erhabenen und schönen Zielen vom Schicksal selbst verlassen, durch keinen günstigen Umstand in seinen Anstrengungen belohnt, mußte sich

 dem

dem eisernen Arm des Verhängnisses unterwerfen. Er hatte zuletzt nicht mehr als fünfhundert und sieben und dreissig Waffenbrüder bei sich, deren Namen wegen ihrer Treue, Unerschrockenheit und Vaterlandsliebe in der Geschichte der Unsterblichen zu glänzen verdienten. Als ihn ein überlegenes feindliches Korps von allen Seiten einschloß, hielt er an die Helden folgende Rede: „Tapfere Brüder! wir sind jetzt zu der traurigen Wahl zwischen Tod oder Sklavenketten gezwungen, wenn wir länger in unserm Vaterlande verweilen. Was weder ein dreissigjähriger Krieg, was weder der unversöhnliche Haß der Genueser, noch die Waffen gewaltiger Mächte vermochten, das hat jetzt das Gold bewirkt. Unsere unglücklichen Mitbürger, von bestochenen Anführern verrathen, sind den Fesseln selber entgegen geeilt. Unsere glückliche Verfassung ist vernichtet; unsere treuen Freunde sind todt oder gefangen, und wir stehen hier an den Trümmern unsers Vaterlandes, um sie zu beweinen. Wäret ihr fähig, um den kurzen Rest eines verächtlichen Lebens zu verlängern, Sklaven der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung zu werden? Nein, meine Brüder, laßt uns diesen schändlichen Gedanken verachten! Weder Frankreichs Gold noch glänzende Versprechungen konnten mich zur Schande verführen; und ich hoffe, meine Handlungen werden mein Andenken nicht beschimpfen. Nach dem Ruhme, gesiegt zu haben, ist nichts so wünschenswerth, als ein ehrenvoller Tod. Auf, meine Brüder, die Stunde schlägt! Laßt uns mit dem Schwerdte in der Hand mitten durch die Feinde dringen, um in einem fremden Lande glücklichere Tage zu hoffen, und dem Vaterlande Rächer zu erhalten; oder laßt uns im wilden Getümmel den ehrenvollen Tod erkämpfen."

Er umarmte hierauf die treuen Gefährten seines

Schick-

Schicksals. Noch in derselben Nacht führten sie ihren Vorsatz, sich durch die französischen Truppen durchzuschlagen, mit eben so viel Glück als Entschlossenheit aus. Paoli hielt sich zwei Tage in den Ruinen eines Klosters an der Seeküste verborgen, und entgieng glücklich den Nachforschungen der Feinde. Ein englisches Schiff, das zu Porto Vecchio lag, nahm ihn mit vielen seiner Gefährten auf, und brachte ihn nach Livorno. Nach einigen Tagen brachte ein anderes englisches Schiff seinen Bruder Clemens, der in dem ganzen Freiheitskriege rühmlich gefochten hatte, und mehrere vornehme Corsen auf ähnliche Weise in Sicherheit.

Die Aufnahme, die der corsische General zu Livorno fand, hatte mehr das Ansehen eines Triumphs als einer Flucht. Alle englischen Schiffe in dem Hafen ließen ihre Flaggen wehen, und löseten ihre Kanonen. Ungeachtet es eben sehr stark regnete, so liefen doch unzählige Menschen aus allen Ständen an die Küste, um ihn landen zu sehen, und empfiengen ihn mit den lautesten Zurufungen. Der General begab sich gerades Weges in das Haus des englischen Konsuls John Dick, wo ihn einige andere Engländer erwarteten, die ihn vorher schon in Corsika besucht hatten. Nachdem er sich einige Zeit daselbst verweilt hatte, reisete er durch Italien, Deutschland und die Niederlande nach England. Wo er hinkam, ward er von den Angesehensten der Länder, selbst an den Höfen und von den Souverains, mit auszeichnender Achtung aufgenommen. Die Britten empfiengen den Helden mit besonderen Beweisen des Wohlwollens, und gewährten ihm eine ehrenvolle Freistätte. Wenn also gleich die Staatsverhältnisse es der brittischen Nation nicht verstattet hatten, den bedrängten Corsen in der Vertheidigung ihrer Freiheit öffentlich beizustehen, so

waren

waren es doch Britten, die sich des tapferu Heerfüh-
rers annahmen, als er der Gewalt seiner Feinde,
und der Verrätherey seiner Mitbürger zu weichen ge-
nöthiget war.

9.

Schicksale der Insel Corsika nach ihrer Unterjochung.

Das Schicksal von Corsika war nnn entschieden; die Franzesen vollendeten bald nach Paolis Abreise die Unterwerfung der Insel. Die vornehmsten Einwohner wurden zu Einer Versammlung nach Corte berufen, wo sie den Huldigungseid schwören mußten. Der alte Rath ward entsetzt, und ein neuer ernannt, dessen Mitglieder künftig von dem Parlemente der Provence bestätiget werden sollten; und die Rechte der gallikanischen Kirche wurden auf Corsika ausgedehnt. Aber nie versöhnten sich die Unterjochten mit ihren Eroberern. Der Adel verschmähte die angebotenen Officiersstellen zu einer corsischen Legion, die aus den Insulanern gebildet werden sollte; die Künste des Friedens blieben verachtet, und viele Corsen verließen ihr Vaterland, ungeachtet die Franzosen sich alle Mühe gaben, die Auswanderungen zu verhüten, und die Gemüther des Volks zu gewinnen. Die Ausgewanderten wurden von den italiänischen Fürsten mit grosser Gastfreundschaft aufgenommen, traten zum Theil in deren Dienste, oder ließen sich in ihren Staaten nieder. Wo diese Flüchtlinge hinkamen, betrachtete man sie mit Mitleiden und Verwunderung; ihr edler Kampf zur Vertheidigung ihrer Freiheit verschaffte ihnen Achtung selbst in Staaten, wo man jenes Wort kaum kannte.

Die

Die Franzosen, welche durch einen mörderischen Krieg und durch Aufopferung ungeheurer Geldsummen Corsika erobert hatten, konnten sich im Besitz der Insel nur durch eine militairische Regierung behaupten, die dem Kabinete jährlich sechsmal hundert tausend Livres mehr kostete, als die Abgaben der Insulaner betrugen. Viele von denen, welche nicht auswandern konnten, verschmähten die angebotene Amnestie, und zogen sich in die unzugänglichsten Oerter zurück, wo sie den Franzosen noch lange sehr beschwerlich fielen. Zwar nahm die französische Regierung alle nöthigen Maaßregeln, um Corsika unwiderruflich mit der französischen Monarchie zu verbinden, und traf mancherlei Einrichtungen, die der öffentlichen Ruhe des Staats gemäß und zugleich geschickt schienen, das Wohlgefallen des Volks zu erwerben. Gleichwohl sah man die Antipathie der Corsen gegen ihre Ueberwinder, bei der natürlichen Wildheit des Volks, in Handlungen der unmenschlichsten Barbarey ausarten. Allenthalben wurden die Franzosen meuchelmörderisch angefallen, und auf diese Art selbst viele Officiere von hohem Range ums Leben gebracht. Selbst die härtesten Strafen vermochten diese Raserey kaum etwas einzuschränken.

Paoli nahm an dem allen ferner keinen Antheil. Er lebte in tiefer Abgeschiedenheit in London, und betrauerte sein und seines Vaterlandes trauriges Loos. Umsonst machte der Hof von Versailles ihm die glänzendsten Anerbietungen, um ihn zur Heimkehr in sein Land zu bewegen; er zog die Stille seiner dunkeln Einsamkeit vor. Erst, als Frankreich durch die ungeheuren Ereignisse der Revolution neu umgestaltet ward, als im Jahr ein tausend siebenhundert und neun und achtzig Corsika durch die Nationalversammlung in den Rang der französischen Provinzen aufgenommen wor-

den

den war, verließ er London, und gieng nach Paris, wo er der konstituirenden Versammlung dankte. Dann eilte er, als einfacher Bürger, in den Schooß der vaterländischen Insel zurück; aber mit dem Titel eines Bürgers, dem einzigen, wornach er strebte, wurde er gleichwohl als ein Monarch aufgenommen. Er wurde im Februar des Jahres ein tausend siebenhundert und neunzig zum Kommandanten von Bastia ernannt, und kam im April wieder nach Frankreich. Lafayette stellte ihn Ludwig dem Sechszehenten vor; er trat vor die Schranken der Nationalversammlung, und leistete den Bürgereid. Die Erscheinung des greisen Helden erregte in der revolutionairen Hauptstadt des Königreichs lebhaften Enthusiasmus; jeder wollte den edlen Vertheidiger der corsischen Freiheit sehen. Das Volk überhäufte ihn, wo er sich zeigte, mit Freudenbezeugungen.

Als Paoli Frankreich verlassen hatte, und nach Corsika zurückgekommen war, wurde er zum Chef der Nationalgarden und zum Präsidenten des Departements erwählt. Er behielt diese Stellen bis zum Jahr ein tausend siebenhundert und drei und neunzig. Das Vertrauen und die Liebe der Corsen zu ihm verjüngten sich bei seinem Anblick; aber er weckte auch alte schöne Erinnerungen in der Brust der Freiheitsliebenden Insulaner, Erinnerungen, die sie kaum aussprechen durften. Die wachsende Anarchie im Innern Frankreichs regte endlich selbst in Paoli's Herzen die fast erloschenen Hofnungen wieder an. Der siebenzigjährige Greis fühlte noch mit der Glut eines Jünglings die Liebe für sein Volk. Er sah in Frankreich den tausendjährigen Königsthron gestürzt, und eine entzweite Nation sich unter den Trümmern der alten Verfassung zerfleischen. Die Hinrichtung des Königs und die Aufhebung aller Religion, die man

auch

auch auf Corsika ausdehnen wollte, erzeugte allgemeines Mißvergnügen. Dieser Zeitpunkt schien dem Helden der gelegenste, seinen schönsten Wunsch, dem er ein ganzes mühevolles Leben hingeopfert hatte, Corsika's Unabhängigkeit, zu erfüllen. Noch einmal wollte er sein Schicksal versuchen; er bereitete kühn die Corsen zu dem großen Wagestück vor.

Die Schreckensmäuner in Paris traueten Paoli nicht, und als sie seinen Plan entdeckten, beriefen sie ihn vor die Schranken des Nationalkonvents, um sich zu rechtfertigen. Er kam nicht, weil er voraus sah, daß er ohne Verantwortung der Guillotine würde übergeben werden. Am zweiten April des Jahres ein tausend siebenhundert und drei und neunzig wurde ein Anklagedecret wider ihn abgefaßt, den fünften Junius wurde dieses Decret zurückgenommen, aber den siebenzehenten Julius erklärte ein anderes Decret ihn für einen Verräther gegen die Republick, der vogelfrei wäre.

Solche Decrete können den Ruf Paoli's nicht verdunkeln oder schmälern; sie waren nur die Wirkung der Rache und der Factionen; und wenn man, während der Schreckensregierung, diesen großen Mann aufzuopfern suchte, so traten seine Landsleute immer hervor, ihm zur Aegide zu dienen und mit ihren Personen eine Brustwehr für ihn zu bilden. Als er eine Insurrection befahl, erhoben sie sich zu Tausenden unter seinen Fahnen. Eine Consulta erneuerte seine alten Würden: er ward ihr Präsident und Generalissimus der Corsen.

Paoli sah es, und traurige Erfahrungen waren seine Lehrerinnen gewesen, daß Corsika, ohne Beistand einer fremden Macht, den Kampf mit Frankreich nicht aufnehmen könnte. Er machte daher das Volk den Britten geneigt, und verband sich förmlich mit

den-

denselben, um mit Hülfe der entfernteren Macht die Herrschaft der näheren abzuwerfen. Im Februar des Jahres ein tausend siebenhundert und vier und neunzig landeten in Corsika englische Truppen; er erleichterte ihre Landung, und die Franzosen wurden mehr durch ihn und seine Corsen, als durch die gelandeten Britten vertrieben. Abermals galt Paoli als der Befreier seiner Nation; seine Büste ward im Versammlungssaale der Consulta aufgestellt. Die Freude des Volks und seines Befreiers war aber nur von kurzer Dauer. Corsika ward förmlich dem brittischen Scepter unterworfen, und in einer allgemeinen Versammlung der Deputirten der Corsen zu Corte, nahm der brittische Vicekönig Elliot im Namen seines Monarchen von ihnen die Huldigung ein. Die Insel ward als ein viertes Königreich konstituirt, und ihm die Verfassung und Gesetze Englands und ein besonderes Parlement, wie Irland hatte, gegeben. Damit war Paoli so wenig zufrieden als seine Landsleute, denn sie lernten bald einsehen, daß die Insel mehr wie eine Eroberung, als ein bundgenossisches Land betrachtet wurde. Eifersüchtig beobachtete der Vicekönig die Schritte des vom Volke angebeteten Paoli; Kälte trat zwischen diese beiden Männer ein. Paoli, von Alter und Verdruß gebeugt, entzog sich allen Regierungsgeschäften, und kehrte in seine ehemalige Einsamkeit nach London zurück. Die Corsen, sobald sie ihre Täuschung entdeckten, und in den Britten, statt der vorgespiegelten Bundesgenossen, Herren fanden, änderten mit Paoli's Verschwinden die Sprache. Das brittische Joch ward ihnen bald unerträglich; sie wollten frei seyn, und da das republikanische Frankreich festere Formen zu gewinnen schien, so breitete sich die französische Parthey bald wieder auf der Insel aus. Es entstanden Aufstände, hierzu

kamen

kamen noch verheerende Krankheiten, und da die englische Uebermacht durch die französische Besitznahme von Livorno im Jahr Ein tausend siebenhundert und sechs und neunzig in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten die Engländer Corsika wieder. Seitdem blieb die Insel mit Frankreich verbunden, und der Corse Napoleon beherrschte eine Zeitlang die Welt.

Paoli verließ die Einsamkeit nicht wieder. Er war noch einige Zeit stummer Beobachter des großen Weltganges, und starb, des Lebens müde, zu London am fünften Februar des Jahres Ein tausend achthundert und sieben. Nie wird das Andenken seines Genies, seiner Bürgertugenden, seines republikanischen Betragens, seines Eifers, seiner Liebe für die Freiheit und das Beste seines Vaterlandes in den Herzen seiner Mitbürger verlöschen.

XI. Tumult in Madrid.

Im Jahr 1766.

I.

Der König Karl der Dritte von Spanien, und sein Minister Squillace.

Von allen Nationen in Europa scheinen die Spanier am stärksten an ihren alten Gewohnheiten und sonderbaren Gebräuchen zu hängen. Stolz auf die Vorzüge ihrer Geburt, ihres Landes, ihrer Religion und ihrer politischen Einrichtungen, halten sie sich

gerne

gerne für die erste Nation der Erde, und verabscheuen nichts mehr, als die Aufopferung des Alten und Hergebrachten, gegen das Neue und Fremde. Diese Anhänglichkeit an das Alte erstreckt sich auch auf ihre Kleidung. Zu den wesentlichen Stücken derselben gehört ein Mantel, ein niedergeklappter Huth und ein langer Degen; drei Stücke, die der Spanier seit undenklichen Zeiten als Nationalehrenzeichen betrachtet. Ein Angriff auf dieselben von Seiten der Regierung war im Stande, im Jahr Ein tausend siebenhundert und sechs und sechszig einen Tumult zu erregen, der den Thron erschütterte, den Regenten zur Flucht nöthigte, und seinen geliebtesten Minister unter drohender Lebensgefahr aus dem Reich jagte.

Der König, in dessen Regentenleben dieser Tumult fällt, war Karl der Dritte, ein Sohn Philipps des Fünften von Elisabeth von Parma. Da es von frühen Jahren an die Hauptabsicht seiner Mutter war, ihm ein eigenes Land zu verschaffen, so erhielt er zuerst Parma, als Infant, und darauf wurde ihm Toskana zugetheilt. Im Jahr Ein tausend siebenhundert und vier und dreissig eroberten die spanischen Waffen für ihn Neapel und Sizilien, und von diesem Jahre an, sass er auf dem Throne beider Sizilien bis 1759, da er von Neapel abberufen wurde, um seinem Halbbruder Ferdinand auf dem spanischen Thron zu folgen. Karl liebte sein Neapel und den schönen Himmel Italiens, und bedachte sich eine Weile, ob er den spanischen Thron mit dem neapolitanischen vertauschen sollte? eine Bedenklichkeit, die ihm die stolzen Spanier kaum verzeihen konnten. Indessen übergab er die Regierung von Neapel seinem dritten Sohn Ferdinand, und schwur den Ständen von Kastilien, die er in Madrid versammelt fand, den gewöhnlichen Eid. Vor ihnen erklärte er seinen ältesten

testen Sohn wegen Geistesschwäche des Thrones unfähig, und sie erkannten seinen zweiten Sohn als den rechten Thronerben an.

Karl der Dritte hatte den spanischen Thron mit unumschränkter Macht bestiegen; und das Schicksal seines Reichs hieng an der Richtung seines Willens und seinen Fähigkeiten, und an der Wahl seiner Minister. Als König von Neapel hatte er von frühen Jahren an Gelegenheit gefunden, in einem weiten Wirkungskreise Erfahrungen zu sammeln. Die Eindrücke fremder Sitten hatten zwar seinem Geiste eine größere Gewandtheit gegeben; aber es fehlte ihm an innerer Kraft, um zu einer festen Selbstständigkeit zu gelangen. Indessen hatte sein Umgang mit italiänischen Staatsmännern, und seine Vorliebe für das Vaterland seiner Vorfahren auf seine Regierung einen wichtigen Einfluß. Er haßte den stolzen Ton des spanischen Hofes, und lebte mehr in einer einfachen Einsamkeit, wo er theils seine Neigung für die Jagd befriedigte, theils eines freieren Umganges mit erleuchteten Staatsmännern genoß. Die Gärten von St. Ildefonso, die sein Vater Philipp mit einem Aufwande von fünf und vierzig Millionen Piaster — einer wüsten gebirgigen Landschaft abgezwungen hatte, waren der Lieblingsaufenthalt des Königes. Wenn er des Morgens von der Jagd zurückkehrte, so pflegte er nach der Sitte seiner Vorfahren dem Beichtvater eine Stunde Gehör zu geben. Der König liebte die Religion seiner Väter, aber sein Herz war zu wohlwollend, als daß er lange ein Spiel der Priesterkabale bleiben konnte. Der Beichtvater behielt zuletzt nur einigen Einfluß auf die Besetzung geistlicher Stellen, und nur einigemal schien er einen größeren Wirkungskreis zu erlangen; aber der Sieg des sich emporhebenden Priesterthums war von kurzer Dauer,

und

und die Stimme der Vernunft gewann bald wieder den mißgeleiteten König.

Die Regierungsgeschäfte theilte Karl mit einigen Ministern, die sich beständig in seiner Nähe aufhielten. Vom Getümmel der Hauptstadt entfernt, lebten sie mit den Dienern ihrer Departements unter den Augen des Monarchen, der sie nur in den wichtigsten Angelegenheiten zu einem Rathe versammelte, gewöhnlich aber einem aus ihrer Mitte sein unumschränktes Vertrauen schenkte. Dieses genoß in den ersten Jahren der Marquis von Squillace, der mit der Schlauheit eines Italiäners die Gewandtheit eines französischen Hofmannes vereinigte, und als Finanzminister den größten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte hatte.

Es ist unverkennbar, daß der spanische Hof, seit Karls Thronbesteigung, die innere Staatsverwaltung nach den Grundsätzen einer erleuchteten Politik zu verbessern begann. Aber in einer so verderbten Staatsmaschine, als die spanische war, konnten die Wirknngen nur langsam erfolgen, und der Nationalcharacter widerstand ausserdem jeder Eile. Es wurde der Regierung schwer, das Zutrauen eines mißtrauischen Volkes zu gewinnen, dessen Vorurtheile und Nationalstolz mit Schonung behandelt werden mußten. Dazu kam die Macht und der Einfluß der Geistlichkeit, die den großen Haufen auf ihrer Seite hatte, und gegen Neuerungen abgeneigt machte. Eine Hauptquelle der Geisteslähmung der Nation, deren traurige Folgen in der ganzen Staatsmaschine tief gefühlt wurden, war die Macht des Großinquisitors und des verrufenen Inquisitionsgerichts. Denn was ist eine Gesellschaft von Menschen ohne freien Gebrauch der Vernunft? Zwar hatte jenes Gericht seit dem Absterben der schwermüthigen Beherrscher aus der

öster-

österreichischen Familie den blutdürstigen Character, der sein Andenken in der Geschichte der Menschheit schändet, vor den Augen des Hofes unterdrücken müssen. Im Jahr Ein tausend sechshundert und achtzig war das letzte Auto da Fe *) gefeiert, bei welchem Karl

*) Auto da Fe, eigentlich ein Urtheilsspruch in Religionssachen, heissen die schröcklichen Exekutionen, welche die Inquisitionsgerichte der Geistlichkeit in Spanien und Portugal gegen die sogenannten Ketzer vollzog. Gewöhnlich wurde das Auto da Fe an einem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der Adventszeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Glaubigen zu dem grausen Schauspiele. Die Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter der Verurtheilten anzubieten. Barfuß, mit dem scheußlichen Sanbenito angethan, und einer spitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquisition, eröffneten den Zug. Voran giengen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreutze, das hinter diesen getragen ward, folgten die Unglücklichen, die zum Tode wandelten. Die Bildnisse der Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen liegend, erschienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstrassen der Stadt gieng es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündiget ward. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöschten Wachskerze in der Hand vor einem Krucifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gewalt mehr über ihn hätte. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten,

Karl der Zweyte „der Beschützer der Kirche, der Pfeiler des Glaubens, der Chef der Miliz Gottes, der Jupiter der Christenheit, der die Ketzer, wie einst Jupiter die Titanen, zu Boden donnerte," sein christliches Auge an der Hinrichtung der unglücklichen Schlachtopfer der kaltblütigsten Grausamkeit weidete, „Es war, sagt der Verfasser der Geschichte jenes Glaubensfestes, ein großer Trost für die Andächtigen, eine Beschämung für die Lauen und erweckte das Erstaunen aller Anwesenden, als sie Zeugen waren von einer Ausdauer, die Jahrhunderte lang bewundert zu werden verdient. Von früh acht Uhr an stund des Königs Majestät auf dem Balkon, ohne daß ihnen die Hitze zu beschwerlich, oder die zuströmende Menge zu lästig, und die lange daurenden Ceremonien zu langweilig wurden. Ihr heiliger Eifer überwand alle Bedürfnisse der Erholung, so daß Sie sich nicht einmal eine Viertelstunde zum Essen abmüßigten, und sogar nach Beendigung der Ceremonie fragten, ob noch etwas zu sehen wäre, oder ob man nun fortgehen könnte?"

Zu

ten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen, und bald nachher sie zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wollte? den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt, die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Auto's da Fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, schaulustig hinströmte, und selbst Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesem Schauspiele beizuwohnen. Vom Jahr Ein tausend vierhundert und zwey und achtzig bis Ein tausend fünfhundert wurden in Spanien über hundert tausend Ketzer verbrannt.

Zu einer solchen stupiden Grausamkeit hatten sich die Nachfolger Karls des Zweyten, die Könige aus der Bourbonischen Familie nie erniedriget. Aber dennoch fielen in den Provinzen unbemerkt noch einige Schlachtopfer des Fanatismus im achtzehnten Jahrhundert. Im Jahr Ein tausend siebenhundert und fünf und zwanzig entdeckte die Inquisition in Granada eine maurische Familie und verdammte sie zum Feuer; und im Jahr Ein tausend siebenhundert und drei und sechszig wurden zu Llarena einige Ketzer verbrannt, ungeachtet der Hof ein Jahr vorher einen merkwürdigen Beweis seiner Gesinnung gegen das heilige Gericht gegeben hatte. Der Großinquisitor ward von Madrid nach einem entfernteren Kloster verwiesen, weil er ein französisches Buch wider den Willen des Königes durch eine Bulle verboten hatte. Der König begnadigte ihn zwar nach einigen Monaten; aber nachdem er seine Minister und den Rath von Kastilien befragt hatte, gab er im Januar des Jahres Ein tausend siebenhundert und zwey und sechszig eine Verordnung, worinn er festsetzte, daß der Großinquisitor nicht eher Edicte bekannt machen sollte, bis sie dem König vorgelegt und von ihm gebilliget wären; und daß das heilige Gericht, ehe es ein Buch verurtheilte, den Verfasser vorladen sollte, um seine Vertheidigung zu vernehmen. Dieser erste Sieg der neuen Regierung über das furchtbare Tribunal der geistlichen Macht war aber nicht von langer Dauer. Der König widerrief das Edict im folgenden Jahre, und es verflossen wieder mehrere Jahre, bis man es wagte, die Mißbräuche der Inquisition mit größerem Nachdrucke anzugreifen.

Für das neue Regierungssystem war der vorgeschlagene Versuch des Ministeriums gegen die Inquisition von nachtheiligen Folgen. Ohne das Gute mit

Festigkeit zu behaupten, hatte man nur den Gegnern der Neuerung Gelegenheit gegeben, die Absichten des Hofes verdächtig zu machen. Das Volk würde indessen nicht Parthey ergriffen haben, wenn es nicht durch die Unvorsichtigkeit des Ministers Squillace gereitzt worden wäre. Das mißtrauische Volk verkannte nicht nur das Gute, das unter seiner Leitung bewirkt wurde, sondern es haßte sogar dasselbe, weil es von einem Ausländer eingeführt war, der eine Menge seiner Landsleute in öffentlichen Geschäften den Spaniern vorzog, der ein erklärter Freund des französischen Hofes war, und der einen Minister (den Irländer Wall) verdrängt hatte, dessen politischem Systeme und dessen Landesleuten die Nation wegen der Handelsverbindung zugethan war.

Squillace vermehrte das Mißvergnügen der Einwohner von Madrid dadurch gar sehr, daß er die Lieferung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse einer Gesellschaft als Monopol überließ, die den Preis derselben nach einer unbilligen Willkühr steigerte. Er suchte daher sein Ansehen durch eine strengere Policey zu behaupten; aber er bedachte nicht, daß es wohl den Machthabern eher gelungen sey, das Volk durch List in Sklavenketten zu locken, als ihm mit Gewalt eine seiner Lieblingslaunen und Sitten zu nehmen. Durch die nächtliche Beleuchtung der Hauptstadt beugte er zwar vielen Unordnungen vor; aber die spanische Nationaltracht begünstigte noch immer die verkappte Rachsucht. Er gab daher ein Edict, wodurch es aufs strengste verboten wurde, niedergeschlagene Hüte, lange Mäntel und verborgene Waffen zu tragen. Der beleidigte Nationalstolz beflügelte jetzt den duldsamen Unwillen des Volks, und es gelang den listigen Gegnern des Hofsystems, einen Tumult zu bewirken, der die politische Gesinnungen

des

des Volkes und seinen eigenthümlichen Charakter in auffallenden Zügen darstellt.

2.

Ausbruch, Fortgang und Ende des Tumults. Vertreibung der Jesuiten.

Am drey und zwanzigsten Junius des Jahres Ein tausend siebenhundert und sechs und sechszig zeigte sich, dem Edicte zum Trotz, ein junger Edelmann öffentlich in den Straßen von Madrid in einem langen Mantel und niedergeklappten Huthe. Als ihn in der Nähe des königlichen Pallastes die Wache anhalten wollte, zuckte er seinen Dolch und drohte sie niederzustossen. Die Wache hielt ihm das Gewehr entgegen, ohne jedoch zu feuren. Ohne sich lange zu besinnen, fieng der junge Edelmann an zu pfeifen, und auf dieses, wie es scheint, verabredete Zeichen stürzten einige hundert vom Volk zur Hülfe herbei. Der Auflauf war allgemein. Die wallonische Wache feuerte auf die Rottirer, tödtete einige, und zerstreute die übrigen. Sie versammelten sich aber bald wieder in ungeheuren Haufen, und überwältigten die Wache, die mit einem Verlust von etwa achtzig Mann in die Flucht geschlagen wurde.

Der wüthende Strom des Volkes wälzte sich mit furchtbarem Getöse zur Wohnung des Ministers. Aber Squillace war entflohen, und ließ den rachesschnaubenden Haufen durch seinen ledigen Wagen mit niedergelassenen Vorhängen auf einen entgegengesetzten Weg locken. Die Tumultuanten holten den Wagen ein, und wurden, als sie ihn leer fanden, so erbittert, daß sie ihn in Stücken rissen. Unter drohendem Geschrey kehrten sie zur Wohnung des Ministers

zurück, und da sie ihn selbst nicht fanden, ward alles geplündert, verwüstet und zerstört, was zu seinem Eigenthume gehörte. In der Hofnung, ihn in dem Palais des holländischen Gesandten anzutreffen, zog sich der Tumult dahin, allein Squillace, der sich wirklich dahin gewendet hatte, entkam auch hier den Nachstellungen seiner Verfolger. Diese liessen nun ihre Wuth an den verhaßten Lampen aus, welche der Minister zur nächtlichen Erleuchtung hatte aufrichten lassen, zerschlugen sie insgesammt, und zwangen einen jeden, der ihnen begegnete, seinen Huth niederzuklappen. Die Leichname der wallonischen Wache, von denen einige noch nicht todt gewesen seyn sollen, schleiften sie durch die Straßen, und überliessen sich allen jenen Ausbrüchen empörter Gemüther, die von Volksunruhen meistens unzertrennlich sind.

Die Nacht unterbrach den Muthwillen des zügellosen Pöbels, und wiegte seine Rache in ruhigen Schlaf ein. Aber am folgenden Tage marschirte er, dreissig tausend an der Zahl, nach dem königlichen Pallaste, und bestand darauf, den König selbst zu sprechen. Der Monarch zeigte sich endlich gegen Abend auf dem großen Balkon, in der Mitte des Pallastes. Die Aufrührer verlangten, er solle seine italiänischen Minister abdanken, indem sie sich nur von ihren eigenen Landsleuten regieren lassen wollten; er solle die seit kurzem ergangenen beleidigenden Edicte widerrufen; den Preis des Brodes und Oehles herabsetzen, und das Monopol der Lebensmittel aufheben. Wenn der König diese Foderung bewilligte, und zugleich sein königliches Wort gebe, daß niemand jemals wegen dessen, was bei dieser Gelegenheit vorgefallen, zur Verantwortung gezogen werden solle, so wollen sie ruhig auseinander gehen, und gehorsame Unterthanen bleiben. Der König bewilligte die Foderun-

derungen, und die Empörer entfernten sich unter lautem Jubel von dem Pallaste. Bei ihrer Rückkehr begegnete ihnen der englische Gesandte, Graf von Rocheford, welchen sie mit dem allgemeinen Zurufe: „es lebe die Freiheit!" begrüßten. Als Rocheford sich sogar bewegen ließ, einen niedergeklappten Huth aufzusetzen und einen Mantel umzuhängen, rief ihm der Haufe begeistert entgegen: „Keine französische Moden! Friede mit England und dann Krieg mit der ganzen Welt!"

Wenn sich die Zügel der Ordnung lösen, und das Volk im wilden Taumel seine Kraft zu fühlen beginnt, dann ist die Gegenwart eines entschlossenen und Ehrfurcht einflößenden Mannes das wirksamste Mittel, den Strom zu hemmen, und ihn mit der Zauberkraft der Achtung und des Zutrauens zu fesseln. Aber wie oft verscherzten nicht die Fürsten in ähnlichen Fällen die großen Vortheile, die ihnen der Glanz ihrer erhabenen Würde darbietet, und die es ihnen so leicht macht, durch eine dreiste Gegenwart und kluge Einwirkung der Gefahr zu rechter Zeit zu begegnen!

Der aufrührerische Haufe war auf das Wort des Königes zerstreut; eine allgemeine Stille herrschte bei einbrechender Nacht. Nur der König, von Mißtrauen beunruhiget, verließ nach Mitternacht mit seiner Familie und der wallonischen Garde, die in dem Handgemenge so sehr gelitten hatte, die Hauptstadt, und begab sich nach Aranjuez. Als das Volk am folgenden Morgen die Entfernung des Königes erfuhr, fühlte es sich durch diesen Beweis des Mißtrauens so tief gekränkt, daß es sich von neuem versammelte. Nur der Charakter dieses empörten Haufens rettete die Hauptstadt von einer Gefahr, die durch die Abwesenheit des Königs vermehrt wurde. Etwa zehen tausend Mann nahmen den Invaliden, die sich ganz

leis-

leidend verhielten, die Gewehre ab, besetzten alle Thore der Stadt und ließen weder Wagen noch Maulthier, noch Menschen heraus. Die spanischen Wachen blieben ruhige Zuschauer. Die Straßen und öffentlichen Plätze verwandelten sich in Scenen eines Bacchusfestes. Einige vom Pöbel brachen die Schenken und Materialläden auf, und berauschten sich in starken Getränken. Weiber, welche besonders ausgelassen waren, tanzten bei Nacht in wildem Getümmel durch die Straßen, schwangen, gleich Bachantinnen, Palmzweige und brennende Fackeln über ihre Häupter, und tausend Stimmen riefen: „es lebe Spanien!“ Des Lärms und der Unordnung ungeachtet wurde an diesem wilden Fest kein Blutstropfen vergossen.

Die Aufrührer schickten indessen eine Deputation nach Aranjuez an den König, die sich über sein Mißtrauen gegen ihre Treue beklagen, und ihn bitten mußte, mit dem Hofe nach der Hauptstadt zurückzukommen, um wie gewöhnlich mit der Procession am grünen Donnerstage durch die Stadt zu gehen. Die Deputation kehrte noch in der Nacht mit dem Bescheid zurück: der König könne unmöglich kommen, er sey unpäßlich, und habe sich zweimal zur Ader gelassen. Er bewillige ihnen aber einen allgemeinen Pardon, werde den Marquis von Squillace auf ewig aus Spanien verbannen, und den Musquiz zum Finanzminister nehmen. Allein das einzige Mittel, ihn zu bewegen, jemals wieder nach Madrid zurückzukommen, sey, daß sie augenblicklich auseinander giengen und seinen Befehlen gehorchten. Das Volk wurde durch diese Antwort völlig beruhiget, die Bewaffneten gaben den Soldaten mit dankbarem Händedruck die Waffen zurück, und jedermann gieng nach Hause.

Indessen verbreitete sich ein Geist der Unruhe

durch

durch mehrere Provinzen des Reichs; in Barzellona mußte der Gouverneur durch die härteste Drohung den Ausbruch eines Aufruhrs verhindern, und allenthalben las man Drohungen und Schmähschriften. Der König ließ in der Nähe von Madrid ein Korps von zehen tausend Mann versammeln. Aber die Verbannung des Marquis von Squillace wirkte mehr als alle Gegenanstalten. Der verhaßte Italiäner reiste mit seiner Familie unter einer starken Bedeckung nach Karthagena, und schiffte sich daselbst nach Neapel ein. Jetzt strömten von allen Seiten Dankadressen und freiwillige Geschenke herbei, und als der König nach Verfluß von acht Monaten in die Residenz zurück kam, wurde er von den Einwohnern mit den größten Freudensbezeugungen empfangen.

In dem ganzen Tumulte hatte sich der Charakter der spanischen Nation stark ausgesprochen. Kein einziger Mensch, die wallonische Garde und die erklärten Gegenstände der Erbitterung ausgenommen, kam durch die Versammlung so vieler Tausende an seiner Person oder an seinem Eigenthum zu Schaden. Im Gegentheil weigerte sich das Volk, Geld, das man ihm anbot, anzunehmen. Sie verlangten, sagten sie, nichts als das Blut des Squillace. Sobald die Sache vorbei war, gab das Volk freiwillig alle Waffen zurück, deren es sich bemächtiget hatte. Andere giengen verhüllt und unbekannt in die Schenken, und bezahlten die mit Gewalt weggenommenen Getränke. Ein außerordentliches Beispiel eines wüthenden und zahlreichen Pöbels, der, beim Tumult in einer großen Stadt, dennoch Ordnung und Achtung für die Gesetze bewies.

Als der Hof durch Verbannung des verhaßten Ministers dem beleidigten Nationalstolze das verlangte Opfer gebracht hatte, richtete er seine Aufmerksam-

keit auf diejenigen, die das Volk irre leiteten, und denen man zunächst den Ausbruch des Tumults zur Last legte. Die Jesuiten waren es, welche schon lange den Unwillen der Regierung gereitzt hatten, und nun schlug die letzte Stunde des gefürchteten Ordens. Im Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und sieben und sechszig wurde die Aufhebung desselben in einem geheimen Gerichte beschlossen, und am ein und dreißigsten März wurde sie ungeahnet, mit überraschender Schnelligkeit vollzogen. Zwischen eilf und zwölf Uhr in der Nacht wurden die sechs Häuser der Jesuiten in Madrid von großen Detachements regulairer Truppen umringt, worauf man die Thore erbrach, sich der Glocken versicherte, und die Thüre jeder Zelle mit einer Schildwache besetzte. Die Jesuiten erhielten Befehl aufzustehen. Als sie sich versammelt hatten, kündigte man ihnen die königlichen Befehle an und half ihnen einpacken. Unterdessen hatte man alle Miethkutschen in Madrid und verschiedene andere Wagen herbeigeschafft, so daß sie ohne Zeitverlust früh Morgens, unter Bedeckung einer starken und zahlreichen Wache, ihre Reise nach Karthagena antraten. Alles geschah ohne das geringste Geräusch. Die Einwohner von Madrid lagen in ihren Betten, und wußten nichts von allem was vorgieng, bis sie es zu ihrem großen Erstaunen des Morgens hörten, da alles schon vorbei war. Am dritten Tage darauf traf in einer und derselben Stunde das nemliche Schicksal alle Jesuiten in jedem Theile von Spanien; die Verbannung erstreckte sich auf alle Provinzen des spanischen Reichs in und außerhalb Europa. Die Jesuiten in Mexiko, siebenhundert an der Zahl, wurden schon im Julius, und fast zu gleicher Zeit alle Mitglieder dieses Ordens in den übrigen Kolonien, eben so unerwartet eingezogen, und nach Europa eingeschifft.

Kaum

Kaum hatte man zu Rom mit großer Bestürzung von der Vertreibung der Jesuiten aus Madrid Nachricht erhalten, als schon vierzehen Transportschiffe, unter Bedeckung von drei spanischen Kriegsschiffen, zu Civita Vechia landeten, welche neunhundert und siebenzig Jesuiten an Bord hatten. Der Gouverneur weigerte sich, sie ans Land treten zu lassen, weswegen er einen Expressen nach Rom abfertigte. Die Ankunft desselben setzte das Volk in große Gährung. Der Pabst rief sogleich eine Kongregation von Kardinälen zusammen, um über die Sache zu rathschlagen. Der Erfolg dieser Berathschlagungen war, die Aufnahme der Jesuiten im päbstlichen Gebiete durchaus zu untersagen. Es begannen Verhandlungen mit dem spanischen Hofe, die ohne Wirkung blieben. Indessen erhielt die Flotte Befehl nach Bastia zu segeln; denn der französische Hof vermittelte in Genua die Erlaubniß, die Jesuiten auf Corsika auszusetzen. Aber ehe man über die Bedingungen einig wurde, kamen noch drei Transporte, vom Kirchenstaate abgewiesen, nach Bastia und San Fiorenzo, und erst am achten Juli erhielten die Jesuiten, die nicht ein Opfer des Grams und der Beschwerden eines dreimonatlichen Aufenthalts auf den Schiffen in der heissesten Jahreszeit geworden waren, noch zwey tausend dreihundert an der Zahl, die Erlaubniß ans Land zu gehen.

Ohne auf die Religions- und politischen Grundsätze und Lehren dieser Gesellschaft zu sehen, kann man ihnen, als Menschen, das Mitleid über das Elend nicht versagen, welches sie in ihrer Verbannung erdulden mußten. Eine Menge Menschen von jedem Alter und Gesundheitszustande, der Beschwerden ungewohnt, zum Theil unter wissenschaftlichen Beschäftigungen grau geworden, von Schrecken und Gram verzehrt, mußte, bei der gewaltsamen Tren-

nung

nung von den schätzbarsten Gütern und Freuden, Beschwerden dulden, die selbst Leuten von der stärksten Leibesbeschaffenheit gefährlich geworden wären. Die Folgen davon waren, daß sie in großer Menge starben. Für einen Theil von ihnen wurde das allgemeine Elend dadurch noch vergrößert, daß einige Schiffe durch Stürme von den übrigen getrennt, und einige Wochen lang auf der See umher geworfen wurden.

XII. Die Belagerung von Danzig.

Im Jahr 1813.

I.

Die französische Garnison in Danzig beim Anfange der russischen Belagerung.

Danzig, am westlichen Ufer des Ausflusses der Weichsel in die Ostsee, ist durch seine Größe, seinen Handel, seine Reichthümer und seine Festungswerke, eine der ansehnlichsten Städte des festen Landes. Sie enthält fünf bis sechs tausend Häuser und vierzigtausend Einwohner, in ältern Zeiten achtzig tausend. Ihr schöner Hafen und ihre vortheilhafte Lage verschaften ihr von jeher einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, so daß sie auch ein bedeutendes Mitglied der alten Hansa war. Dänen und Schweden, Pommern und die deutschen Ritter stritten um den schönen Besitz, und die Stadt mußte manche harte Belagerung erdulden, bis sie im Jahr Ein tausend siebenhundert und drei und neunzig von

den

den Preußen in Besitz genommen wurde. Das Volk griff zu den Waffen; ein kurzer Kampf erhob sich, der nach wenigen Tagen mit einer völligen Unterwerfung der Stadt endigte. Der König Friedrich Wilhelm der Zweyte von Preußen hatte den Einwohnern die Zusage gegeben, daß er alles für ihren Wohlstand thun werde, und wirklich erlangte Danzig unter Preußens Herrschaft einen nicht geringen Flor. Es genoß Ruhe und vielfältiges Glück bis zum Ausbruche des preußisch-französischen Krieges. Am siebenten März des Jahres Ein tausend achthundert und sieben ward es von einem französischen Belagerungskorps eingeschlossen, und mußte sich, nachdem es vier Wochen lang ein furchtbares Bombardement ausgehalten hatte, ergeben. Nur der Mangel an Munition und ein menschenfreündlicher Blick auf den Zustand der Stadt und ihrer treuen Bewohner konnten den heldenmüthigen Kommandanten, Grafen von Kalkreuth, bewegen, die Festung an den Marschall Lefebvre, nachmaligen Herzog von Danzig, auf dieselben ehrenvollen Bedingungen zu übergeben, die er diesem einst bei der Eroberung von Mainz zugestanden hatte.

Im Frieden von Tilsit erklärte Napoleon Danzig für einen Freistaat, der ganz nach den Gesetzen regiert werden sollte, die vor dem Verlust der ehemaligen Unabhängigkeit bestanden hatten. Aber die Stadt hatte wenig Ursache, sich ihrer Freiheit zu erfreuen. Ein französischer Generalgouverneur war im Besitz der höchsten Gewalt, das napoleonische Gesetzbuch ward eingeführt, das Continentalsystem legte den Handel in Fesseln, und eine starke französische Besatzung konnte nichts dazu beitragen, die bedrängten Einwohner zu erleichtern. So blieb es bis zum Anfange des Jahres Ein tausend achthun-

dert

dert und dreizehn, da der unglückliche Feldzug in Rußland die Stadt abermals einer Belagerung bloßstellte, die von den Russen mit großem Muth unternommen wurde, und der die Franzosen eine seltene Tapferkeit und Ausdauer entgegen stellten.

Die Behauptung von Danzig war für den französischen Kaiser von besonderer Wichtigkeit. Er hatte in diesem Platze nicht nur große Magazine, sondern auch hundert und zwanzig tausend neue Gewehre, für zehen Millionen Franken Getraide, für fünfzehn Millionen Montirungsstücke und einen Schatz von zwölf Millionen, der im Voraus auf Curland erhoben worden war. Die Besatznng bestund aus drei und dreissig tausend Mann von zwei und zwanzig verschiedenen Nationen, auf den Wällen stunden sechshundert Kanonen, und Gouverneur war Graf Rapp, ein erfahrner und kluger Krieger, der besser als einer zu diesem schwierigen und gefahrvollen Posten taugte. Seine glänzende Tapferkeit konnte zur Unterhaltung des Muthes der Truppen dienen; das Ansehen, in welchem er um seines Diensteifers willen bei Napoleon stand, konnte die Hofnung jener schmeicheln, welche nach Ehren und Beförderung strebten, und durch seine Leutseligkeit und seinen persönlichen Charakter wußte er das verschiedene Interesse so vieler fremder Soldaten zu vereinigen. Dabei ward der Gouverneur von vortreflichen Generalen würdig unterstützt. Allein gleich Anfangs hatte die Garnison mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die unermeßlichen Werke, welche Napoleon angeordnet hatte, waren noch nicht vollendet, und liessen das System der Vertheidigung unvollständig. Was aber die Besatzung hauptsächlich beunruhigen mußte, war, daß von dem strengen Frost die großen Ueberschwemmungen im Norden zugefroren waren, so daß die

Schleu-

Schleußen und Moräste, die gleichsam als Wasserwälle dienen sollten, sich in feste Flächen verwandelt hatten, die den Belagerern den Zugang des Platzes öffnen konnten. Um dem Feinde diesen Vortheil zu entziehen, wurde das Eis gebrochen; eine Arbeit, bei der sehr viele Soldaten ihr Grab fanden. Vom Feinde beunruhiget, vom Frost erstarrt und in steter Gefahr einzusinken, schritten die Soldaten von einer Eisscholle zur andern, und zerstörten bei Tage, was die Kälte in der Nacht wieder herzustellen trachtete.

Die Trümmer der französischen Armee, welche aus Rußland zurückkamen, hinterließen in den Städten, durch die ihre Flucht gieng, eine große Anzahl Kranker und Verwundeter. In Danzig allein blieben zehen tausend solcher Elenden zurück, die aber hier zu ihrem Empfange weder Spital noch Arzney, ja nicht einmal Lebensmittel fanden. Umsonst flehten diese von Elend und Krankheit verzehrten Menschengerippe, für die weder Obdach noch Pflege bereitet war, die Bürger um ein wenig Stroh an, wo sie ihr fiebererhitztes Haupt niederlegen möchten. Sie mußten in wenig Tagen verschmachten, und die pestilenzialische Ausdünstungen solcher haufenweise an einem Orte zusammengeschichteten Leichname verbreiteten eine Epidemie, welche Soldaten und Bürger ohne Unterschied überfiel. In Lumpen gehüllt, irrten die Sterbenden wie Gespenster in den Straßen umher, und wandten sich an die Vorübergehenden mit dem Grinzen der Narrheit und den seltsamen Zeichen des Schwindels und des Wahnsinns, womit sich gewöhnlich das Uebel andeutete; täglich starben dreihundert. Die Leichenzüge der Personen jedes Geschlechts, Standes und Alters schloßen sich einer an den andern an, und durchkreuzten sich in den Vierteln dieser großen Trauerstadt. Das Leichengerüste des Senators begegnete

der

der Bahre des Lieutenants, und auf Einem Todtenacker ruhte der Pole, Toskaner, Holländer, der Sachse, Spanier, Westphale, Baier und Neapolitaner.

Um den Belagerern den Verlust möglichst zu verheimlichen, den die Seuche in der Festung anrichtete, verbot der Gouverneur alles Leichengepränge, alle Trauerzüge und Begräbnißfeierlichkeiten. Bei militairischen Beerdigungen hörte man nicht mehr den dumpfen Ton der Trauertrommel und die Ehrensalven; wann der Bürger zur Gruft getragen wurde, sah man nicht mehr den Trauerzug seiner mit Flor bekleideten Verwandten und Freunde. Heimlich trugen die Todtengräber den Leichnam davon, und nur hie und da folgte eine Wittwe mit ihren Waisen, oder Geschwistern und Freunde der Baare des Geliebten, im Uebermaase ihres Schmerzes noch gezwungen ihr Schluchzen zu ersticken. Die Seuche rafte in Kurzem zwölf tausend Einwohner und Ein und zwanzig tausend Soldaten weg; kaum blieben zehen tausend Mann unter Waffen.

So unzureichend diese kleine Zahl schon für den befestigten Umkreis von Danzig schien, so beschloß der General Rapp dennoch, nicht blos die eigentliche Festung, sondern auch die ungeheuren Vorstädte zu vertheidigen, die sich gegen Süden in einer sehr großen Entfernung von den Wällen ausdehnen, und in denen man sich nicht ohne unerhörte Anstrengungen und Wachsamkeit behaupten konnte. Allein der Gouverneur wollte das Möglichste aufbieten, jene Vorstädte zu retten, die durch ihre Ausdehnung, die Pracht ihrer Gebäude, ihrer Reichthümer und ihrer Bevölkerung den nicht mindesten Theil von Danzig ausmachten. Den barbarischen Regeln des Krieges nach mußte er sie, sobald er ihre Vertheidigung aufgab,

gab, niederbrennen und zerstören, um ihren Besitz dem Feinde zu entziehen. Dadurch, daß der Graf Rapp von diesem schröcklichen Rechte keinen Gebrauch machte, bewog er die Einwohner, der Besatzung mit wenigem Widerwillen die verschiedenartigen Bedürfnisse zu liefern.

2.

Die Russen wagen einen Sturm auf Danzig.

Als die Russen in die Nähe von Danzig gekommen waren, schnitten sie sogleich die Zugänge ab, und manövrirten in die Umgebungen des Platzes. Es war für die Belagerten wichtig, die Zahl, die Absichten und die Stellungen des Feindes kennen zu lernen; allein was man auch aufbieten mochte, die Habsucht der Eingebornen zu blenden, so konnte man doch in den ersten Monaten keine taugliche Spionen finden. Dieß setzte den Gouverneur in nicht geringe Verlegenheit. Aus Furcht vor einem Ueberfall oder einer Kriegslist mußten die Wachen und Patrouillen vervielfältiget werden, ja nicht selten mußte die ganze Garnison unter die Waffen gerufen werden. Diese ängstliche Wachsamkeit, wodurch der von den Arbeiten des Tages ermüdete Soldat auch der Nachtruhe beraubt wurde, schwächte, bei allem unerschütterlichem Diensteifer, die Kräfte der Besatzung ausserordentlich.

Es war aber während der ganzen Belagerung ungemein schwer, die Bewegungen und Stellungen der Russen zu beobachten. Denn um diese Zeit verfolgten sie die fliehende große Armee aufs hitzigste, liessen sich oft nur in der Nähe von Danzig sehen, und setzten dann ihren Marsch weiter fort. Bisweilen schloßen sie die Festung einige Tage ein, dann wur-

wurden sie von andern Korps abgelößt, die zu ihrer Zeit wieder neuen Bataillonen ihre Stellungen überliessen. Danzig bekam auf diese Weise beinahe alle Abtheilungen der russischen Armee zu sehen, im Innern der Festung aber konnte man nicht einmal auf den muthmaßlichen Stand der Streitkräfte kommen, die in der Umgegend vertheilt waren. Man erfuhr blos, daß zuerst der General Platow an der Spitze von acht tausend Mann zum Theil Kosaken und Baschkieren, herbeizöge. Täglich wurden aus der Festung Ausfälle von zwei bis drei Stunden in der Runde gemacht, theils um die Stellung der Feinde zu rekognosciren, theils um in den Feldern Vieh und Futter zu erbeuten, wovon die Festung ganz entblößt war. Diese gewagte Unternehmungen, und die häufigen Scharmützel, die dabei vorfielen, gaben den Soldaten vielfache Gelegenheit, Beweise ihres Muthes und ihrer Kaltblütigkeit abzulegen.

Die Seuche häufte noch immer ihre Opfer, und die Besatzung sank in den zwey ersten Monaten des Jahrs Ein tausend achthundert und dreizehn bis auf ein Drittheil ihrer anfänglichen Stärke herab. Da dieß den Russen trotz aller Vorsicht des Gouverneurs, nicht verborgen blieb, so glaubten sie, ein nachdrücklicher Sturm auf allen Puncten würde hinreichend seyn, einen Platz wegzunehmen, den eine fortdauernde Krankheit entvölkert hatte. Dem zufolge griffen sie am fünften März, mit Anbruch des Tages die Vorstädte Stolzenberg, Ohra, Schildlitz und Langfuhr an. Bei ihrer Annäherung versammelten sich von freien Stücken die französischen Truppen, denen die Vertheidigung dieser Vorstädte übertragen war. Der Feind brach mit seiner Hauptmacht aus den Hohlwegen hinter Langfuhr hervor, und wollte sich der Häuser am Eingange der Vorstadt bemächtigen, die

mit

mit Schießscharten versehen waren. Ein tapferer Widerstand vereitelte allenthalben seine Plane. Nichts desto weniger wurden nach großen Anstrengungen von beiden Seiten die Russen Meister des Dorfes Stries, und mit ihm der ersten Häuser von Langfuhr.

Die Vorstädte Stolzenberg und Schildlitz wurden mit eben so viel Hitze angegriffen als vertheidiget. Dreimal nahm der Feind die Letztere und dreimal verlor er sie wieder. Die mittägliche Seite der Festung hallte wieder vom Donner der Kanonen, vom Geklirre der Waffen, vom Geschrey der Kämpfenden, vom Jammern einer Menge Bürger und Weiber, deren Häuser der Schauplatz des Gemetzels wurden. Mehrere Posten waren in der Gewalt der Russen; sie waren selbst schon in einen Theil der Vorstadt Ohra eingedrungen, ungeachtet die Franzosen sich aufs äusserste anstrengten, den Strom eines ungestümmen Feindes aufzuhalten. Indem die Russen die zweyte Kolonne anrücken liessen, sandte der General Rapp, von dem allgemeinen Angriffe benachrichtiget, die Truppen aus der innern Festung. Voll Ungestümm drangen diese aus Danzigs Thoren, und stürzten sich mit Begeisterung in die Vorstädte. Auf diese Verstärkung zogen sich die Feinde zurück, überrascht von dem Widerstande derer, die sie von der Epidemie entkräftet und verzehrt geglaubt hatten. Indem die Russen auf der ganzen Linie eine rückgängige Bewegung machten, blieben mehrere Tausende von ihnen in den Häusern von Ohra und Langfuhr zurück. Im Wahne ihre Kameraden seyen Meister der Stadt, dachten sie an nichts als sorglos die Früchte des Sieges zu genießen, und stillten nach Lust ihren Durst in den kostbaren Liqueren, womit die Keller der Bürger angefüllt waren. Unversehens fielen aber die Franzosen über die Zecher her, und stiessen vierhun-

dert von ihnen mit dem Bajonet nieder; eine gleiche Anzahl gab sich gefangen. Auch aus Langfuhr wurden die Russen mit ansehnlichem Verlust verjagt, und bis in die Ebene verfolgt. Erst bei einbrechender Nacht verstummte der Kanonendonner, die siegreiche Besatzung kehrte in die Festung zurück, und dem Geräusch dieses blutigen Tages folgte in Kurzem eine Stille, welche in der Stadt und umliegenden Gegend nur das Wer da! der Wachen unterbrach. Der Verlust der Russen bestund in zwei tausend Mann und einer Kanone; die Franzosen zählten ungefehr hundert Todte und dreihundert Verwundete.

Seit diesem verunglückten Sturme wurden die Russen vorsichtiger in ihren Angriffen, und hörten auf, die französischen Vorposten unüberlegter Weise zu necken. Sie fühlten, daß ein Platz, der so vertheidiget wurde, nicht anders unterliegen könnte, als durch eine regelmäßige Belagerung, wo die Geduld nöthiger war, als die Verwegenheit. Sie hielten sich von jetzt an, in einer achtbaren Entfernung, und beschränkten sich darauf, die Pässe und Zugänge der Festung zu besetzen.

3.

Schlimme Nachrichten, welche die Belagerten erhalten. Ihre glücklichen Ausfälle.

Je größer die Beschwerden waren, mit denen die Belagerten während des strengen Winters zu kämpfen hatten, desto mehr sehnten sie sich nach der Ankunft des Frühlings, der die Natur electrisch zu berühren und alle Wesen zu verjüngen scheint. Ihre Hofnungen täuschten sie nicht. Sobald die Witterung gelinder wurde, löste sich das Eis, die Ueberschwim-

schwimmungsgewässer bespülten einen Theil der Wälle, und unter diesem natürlichen Schutze konnte man den geplagten Soldaten mehr Ruhe gönnen. Am wohlthätigsten wirkte der Frühling auf die Kranken; die Wuth der Epidemie verminderte sich, und mit jedem Tage nahm die Sterblichkeit ab. Der Zustand der Spitäler hörte auf beunruhigend zu seyn, die darinn befindliche Soldaten waren auf vollem Wege der Besserung, und nach den Plagen eines tödtlichen Winters empfanden sie den wohlthätigen Einfluß der Märzsonne. Selbst die Gesundgebliebenen fühlten sich neu gestärkt und achteten der Beschwerden nicht, die ihrer warteten. Glänzende Hoffnungen und Träume von Ruhm und Glück umgauckelten schmeichlerisch die Tapferen, welche in der weiten Entfernung von ihrem Vaterlande ihr einziges Gut und Ziel in ihrem Muth und ihren Waffen zu suchen hatten. Im Andenken an früher erfochtene Siege hoften sie ihren Kaiser, der sie mehr als einmal reissend von Norden nach Süden geführt hatte, bald wieder im Siegesfluge an den Ufern der Weichsel und des Niemen erscheinen zu sehen. In dieser Erwartung frohlockten sie, durch ihren Widerstand die großen und kostbaren Vorräthe gerettet zu haben, in denen die Nahrung eines Krieges lag, der, ihrer Hofnung nach, wieder in das Herz von Rußland gespielt werden sollte.

Indem die Bethörten sich solchen ehrgeitzigen Gedanken überliessen, waren sie weit entfernt zu ahnden, wie tief das ermüdete Glück den stolzen Napoleon hatte sinken lassen. Es konnte ihnen nicht in Sinn kommen, daß derjenige, den sie im Geiste schon wieder vor ihren entsetzten Wällen siegreich erscheinen sahen, schimpflich die Reste seiner Armee verlassen hatte, während die Russen in Berlin einzogen und bis nach Magdeburg vordrangen. Es war ihnen un-

bekannt, daß ganz Preussen gegen Frankreich zu den Waffen gegriffen hatte, mit einem Enthusiasmus und einer Wuth, die den festen Entschluß zu siegen oder zu sterben ankündigten, und daß dasselbe schon eine Armee von zweimal hundert tausend Streitern versammelt hatte; sie wußten endlich nicht, daß sich mehrere Verbündete Napoleons auf die Seite seiner Gegner neigten, daß Oesterreich sich gegen ihn rüstete, und daß Schweden die Koalition mit einem trefflichen Heere unter den Befehlen des Kronprinzen verstärkte.

Solche Neuigkeiten waren für die Besatzung zu ängstigend, als daß die Belagerer hätten verabsäumen sollen, sie ihnen mitzutheilen. Alle Nächte kamen die Kosaken mit eben so vieler Kühnheit als Schnelligkeit bis an die französischen Wachtposten, und pflanzten neben sie eine Lanze hin, woran in Form eines Anschlags Proklamationen, Berichte und Zeitungsblätter befestiget waren, die die Belagerten aus ihrem Irrthum reissen, und sie über die großen politischen Ereignisse, von denen Europa der Schauplatz war, aufklären konnten. So gerecht das Mißtrauen in solchen Fällen ist, so konnte sichs der Gouverneur doch nicht verbergen, daß die Sache sich wirklich so verhalten könnte, denn nur gar zu oft bekämpften gleichlautende Berichte seine Zweifel, und wenn das Bild der Flucht von Moskau ihm ins Gedächtniß kam, so sah sich sein Unglaube gänzlich in die Enge getrieben. Noch dazu ließ der Feind zur Verkündigung vorgeblicher Siege sehr oft Artillerieſalven hören; alle waren auch nicht erdichtet, und der Donner der Kanonen mit Freudengeschrey begleitet, that die Einnahme von Spandau und Thorn, den Einzug in Dresden und die Besetzung von beinahe ganz Sachsen kund.

So wenig sich die Belagerten das Mißliche ihrer Lage verbergen konnten, so verloren sie doch den Muth nicht. Sie erkannten wohl, daß Napoleon, wenn er auch im nächsten Feldzuge glücklicher seyn sollte, doch allzuviele Hindernisse antreffen würde, um bald bis zu ihrem Entsatze vordringen zu können. Zudem war der Platz nur von einer schwachen Mannschaft vertheidiget, die sich in eine Menge Posten, Forts, Verschanzungen und Vorstädte vertheilen mußte; man war mit nichts versehen als mit Getraide; was sonst an Lebensmitteln und Fütterung für die Pferde, die sehr oft Mangel litten, nöthig war, konnte man sich nur mit den Waffen in der Hand verschaffen. Es war aber vorauszusehen, daß die umliegende Gegend in Kurzem erschöpft seyn würde. Ueberdieß gieng der Garnison jetzt die moralische Beruhigung ab, sich in der Nähe einer befreundeten Nation zu glauben. Die Besetzung Polens durch die Russen, und die Kriegserklärung Preussens gaben der ohnehin geschreckten Einbildungskraft Stoff genug zu Vorstellungen von endlosen Gefahren. Durch unübersteigliche Schranken von Frankreich getrennt, schienen die Vertheidiger von Danzig keine andere Wahl zu haben als die, zwischen Sklaverey oder Tod.

Es wurde indessen einmüthig beschlossen, sich aufs äusserste zu vertheidigen. Um den Mitteln dieser Vertheidigung einen höhern Grad von Nachdruck zu geben, wurden neue Arbeiten in der Festung unternommen, und eigene Kommissionen mußten für die Lebensmittel, die Finanzen, Spitäler und andere Bedürfnisse Sorge tragen. Die armen Einwohner von Danzig wurden durch unerschwingliche Lieferungen an die Garnisonen, welche mit militairischer Strenge eingetrieben wurden, zu Grunde gerichtet. Auf diese Weise verschaffte man sich Betten, Wäsche, Lebensmittel,

mittel, Holz und selbst zwey Millionen baares Geld. Das Elend, welches die Besatzung drückte, wurde gänzlich auf die unglücklichen Einwohner zurück geworfen.

Alle Nachrichten, die dem Gouverneur seit einiger Zeit vom Gang des Krieges zugekommen waren, hatte er nur durch die Geschäftigkeit der Feinde erhalten. Jemehr er geneigt war, diese Nachrichten, wo nicht für erdichtet, doch wenigstens für sehr übertrieben zu halten, um so mehr suchte er, sich glaubwürdigere zu verschaffen, theils durch Erkundigungen bei den benachbarten Dorfrichtern, theils dadurch, daß er alles, was sich in ihren Wohnungen von Zeitungen und öffentlichen Bekanntmachungen vorfände, wegnehmen liesse. In dieser Absicht wurde auf den vier und zwanzigsten März ein Ausfall veranstaltet, und hauptsächlich auf das große Dorf Albrecht gerichtet. Die Russen hatten nach diesem Dorfe das Flüßchen Radaune geleitet, das vorher bei der Stadt einige Mühlen trieb. Auf das erste Zeichen der Kanone stiessen mit Tagesanbruch alle beorderten Truppen der Besatzung bei dem Thore von Petershagen zusammen, das geraden Weges nach der Vorstadt Ohra führt. Während ein Theil der Truppen auf verschiedenen Puncten falsche Angriffe machte, manövrirten die übrigen über Ohra hinaus, wo es zu einem Gefechte kam, und die Kavallerie mit einem Schlage zweyhundert Gefangene machte. Zu eben der Zeit rückte die polnische Infanterie von der Besatzung gegen ein Korps Russen an, und zwang sie durch das Feuer seiner Artillerie zum Rückzuge. Der Damm von St. Albrecht war mit Leichen bedeckt. Die Besatzung that Wunder der Tapferkeit, der Feind räumte das Dorf, die Franzosen kehrten mit einigen Gefangenen, Lebensmitteln und Fütterung siegreich in

den

den Platz zurück, und brachten dem Gouverneur die ausführlichen Berichte der Dorfrichter und Landbewohner mit, wodurch einstimmig die Fortschritte der Verbündeten in Sachsen bestätiget wurden. Der wichtigste Gewinn dieser Unternehmung aber war, daß der Gouverneur die Schwäche der Belagerungsarmee erfuhr.

Am Osterfeste, den achtzehnten April, gerade am hundertsten Tage der Blockade, beschloß der Gouverneur in einem Augenblick ritterlicher Laune, die Parade ausserhalb seinen Vorposten zu halten. Sieben tausend Mann Infanterie und Kavallerie marschirten fünf Viertelstunden weit hinaus vor die Stadt in die schöne Ebene, welche den Wald von Oliva begränzt. Mit einer unbegreiflichen Verwegenheit zogen die Franzosen langsam mit Trommeln und Pfeifen kaum fünfzehn Schritte weit von der feindlichen Linie vorbei, die vor Erstaunen wie versteinert war. Voll Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg hielt es der Gouverneur jetzt für die günstigste Zeit, das Land bestreichen zu lassen, um Vieh und Fütterung in hinreichender Menge einzutreiben, bis die Erndte herbei käme.

Im Osten von Danzig liegt eine weite und fruchtbare Landschaft, die Nehrung genannt. Eine ihrer Seiten bespielt das baltische Meer, und wirft auf ihre Küste den wohlriechenden Bernstein aus; andererseits mündet sich in ihrer Nähe die Weichsel, und bildet aus ihr eine Halbinsel, wo Seen, Obstgärten, weite Ebenen, Tannenwälder, zerstreute Landbewohnungen und mit zahlreichen Heerden bedeckte Viehweiden abwechseln. In diesen Sitz des Friedens und der Arbeitsamkeit beschlossen die Belagerten einen Einfall zu machen, um dem Platz einen Vorrath von Lebensmitteln zu verschaffen. Fünfzehnhundert Mann leich-

tes

tes Fußvolk und zweihundert Reuter zogen am sieben und zwanzigsten April aus der Stadt. In Kurzem stiessen sie auf die Russen, welche die Zugänge deckten. Der Ungestümm des Angriffs überwältigte diese Schranken, und die Franzosen drangen bis acht Stunden von Danzig in die Landschaft vor, und blieben vier volle Tage ausserhalb der Festung, in einer Segend, die nach allen Richtungen von zahlreichen Bataillonen des Feindes überschwemmt und von Bauern bewohnt war, welche die Sturmglocke jeden Augenblick gegen sie versammeln konnte.

Höchst traurig waren die Folgen dieses Ausfalles für die Bewohner dieses ganzen Striches. Furcht und Schrecken füllten jede Hütte, in welche die Verwegenen ganz unerwartet hineinstürmten. Nichts entgieng ihrer Gierde; nicht das Heu in der Raufe durfte hinter dem geraubten Vieh zurück bleiben. Ein Theil lud eilig die Beute auf, andere führten sie nach der Weichsel, wo schon Schiffe bereit waren, welche den Vorrath bis unter die Mauren von Danzig führen sollten. Die Bauren wurden gezwungen, die großen Heerden forttreiben zu helfen, welche von Dorf zu Dorf anwuchsen. Seufzend führte der Landmann hier die Kuh, deren Milch seine Kinder ernährte, dort die Stiere, welche ihm seinen Acker pflügten, in die Schlachtbank der Besatzung. So kehrten die Franzosen am dreissigsten April mit achthundert Stück Vieh und Fütterung für zwey Monaten in die Festung zurück. Der Jubel der Besatzung beim Empfang dieser Vorräthe war ausserordentlich, da sie nunmehr ohne Sorgen die Heu- und Kornerndte abwarten konnte.

Die Umgebungen von Danzig, so weit sie bis daher durch die Anstrengungen der Garnison gegen die Russen behauptet worden waren, prangten in üppigen Pflanzungen, und mit jedem Tage trieb der Saft

mehr

mehr in die Frucht. Auf diesen Bezirk richtete die Besatzung ihr hauptsächlichstes Augenmerk; auf diese Erndten zählte sie, um ihre Vertheidigung verlängern zu können. Da aber die Russen gleichsam die Hungersnoth zu ihrem Bundesgenossen nehmen wollten, um Danzigs Uebergabe zu beschleunigen, so mußten sie vor allem darauf denken, der Besatzung die Hülfsquellen zu verstopfen, welche die Natur ihnen bereitete. In dieser Absicht beschlossen sie tägliche Angriffe zu machen, um die Vertheidiger des Platzes aus dem Besitze ihrer Aecker und Wiesen zu vertreiben, und sie enger in das Innere ihrer Festung einzuschließen. Die Ausführung dieses Plans schien von Seiten der Belagerer um so leichter, da sie gerade ansehnliche Verstärkungen erhalten hatten, und das Kommando der Belagerung dem Prinzen von Würtemberg, einem Onkel des Kaisers Alexander, übertragen worden war. Bald nach der Ankunft desselben breiteten sich die Zelte und Baraken der Russen nach allen Seiten aus, und zahlreiche Abtheilungen beunruhigten die französischen Vorposten. Zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht geschahen Angriffe, welche die Franzosen zwangen zu den Waffen zu greifen. Oft mußten die Vorposten der Uebermacht weichen, und die Truppen des innern Platzes ihnen zur Hülfe eilen. So häufiges Lärmschlagen, so viele Märsche, Gefechte und Strapazen, welche die Franzosen gar nicht zur Ruhe kommen liessen, verdoppelten ihre Beschwerden und verminderten ihre ohnehin kleine Zahl. Täglich wurden die aufkeimenden Saaten, die sie mit Löwenmuth vertheidigten, mit ihrem Blute und ihrem Schweiße getränkt.

Der Gouverneur sah wohl ein, daß diese unausgesetzten Kämpfe nach und nach seine Mannschaft aufzehren würden, und daß es zu einem allgemeinen

Tref-

Treffen kommen müßte, um sich von den Belagerern etwas Ruhe zu verschaffen. In dieser Absicht ließ er am neunten Junius die ganze Besatzung ausrücken. Die Russen nahmen das Treffen sogleich an, und es wurde, unter den Augen der Einwohner Danzigs, die sich auf den Wällen versammelt hatten, den ganzen Tag über von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit, abwechselndem Erfolge und wechselseitiger Erbitterung gefochten, bis die Nacht die Streitenden trennte. Die Franzosen wogen die Ueberlegenheit ihrer Gegner an Mannschaft, durch Ueberlegenheit an Artillerie auf, und es scheint daher nicht unglaublich, daß der Verlust der Russen bei fünfzehn hundert Mann betrug, während die Besatzung den ihrigen viel geringer anschlug. Außerdem war dieser Ausfall auch benutzt worden, abermals viel Futtervorräthe in die Stadt zu bringen.

4.

Waffenstillstand.

Der Kaiser Napoleon hatte inzwischen mit den verbündeten Mächten einen Waffenstillstand abgeschlossen, an dessen Begünstigungen auch Danzig Theil nehmen sollte. Er hatte in den Feldern von Lützen und Bautzen zwei große Schlachten geliefert, von denen sich beide Theile die Ehre des Sieges zuschrieben. Das politische Uebergewicht und die Achtung als Feldherr, welche der französische Kaiser dadurch wieder zu erlangen schien; die Vermittlung Oesterreichs, welches alle friedlichen Wege vorher versuchen wollte, ehe es gegen Frankreich auftrat; endlich das Bedürfniß einer Waffenruhe, welches die kriegführenden Mächte wechselseitig fühlten: alles dieß brachte den Waffenstillstand zum Abschluß.

Ganz Deutschland genoß schon der Ruhe; die man als den Vorgänger einer Aussöhnung betrachtete, und Dresden, umgeben von müßigen Lagern; war der Schauplatz von Festen und Unterhaltungen geworden. Allein Danzig wußte von diesen erfreulichen Neuigkeiten noch nichts; so sehr auch der Kourier von der großen Armee seine Reise beschleunigte, um fernere Blutvergießen zu verhindern. Jeder Schritt dieses glücklichen Boten rettete vielleicht das Leben eines Tapfern; allein trotz seiner Eile konnte er nicht eher als drei Stunden nach der Schlacht vom neunten Junius eintreffen. Rings um Danzig breitete sich ein frisches Schlachtfeld, das Blut rauchte noch, und die Leichname lagen noch zerstreut umher. Der französische Courier zeigte seine Depeschen im russischen Hauptquartier und wurde in die Festung eingelassen. Der Gouverneur ließ ihn vor, und in wenig Stunden war die Besatzung und die Bürgerschaft vom Waffenstillstand und von den vorangegangenen Ereignissen unterrichtet. Die Belagerten äußerten über die erfreuliche Botschaft, nach einer so langen und peinlichen Ungewißheit über das Loos ihrer Waffenbrüder und über die Lage Frankreichs, den lautesten Jubel. Sechs Monate Belagerung, Gefechte, Entbehrungen, Wachen, ihre Krankheiten und Aengsten, alles war in diesem Augenblicke vergessen. Der Courier wurde mit Fragen überhäuft; sobald er mit einem gesprochen, war dieser von Neugierigen umringt, denen er Rede und Antwort geben mußte. Die einen seufzten, wenn sie von den Schlachten erzählen hörten, in denen sie nicht mitgefochten hatten; die andern freuten sich der Erhaltung eines Platzes, den Napoleons Fortschritte so wichtig machen würden; alle aber wünschten zuletzt, daß die Friedenshoffnungen in Erfüllung gehen, und sie nach so langer Trennung in das geliebte Vaterland zurückkehren möchten. Der

Der Gouverneur konnte sich, bei aller Theilnahme an den Friedenshofnungen, doch die Möglichkeit nicht verbergen, daß abermals die Feindseligkeiten ausbrechen könnten. In dieser Voraussetzung legte man Hand an alle Arbeiten, welche die Fortsetzung des Krieges nothwendig machte. Die Muße des Waffenstillstandes, der vom zehenten Junius bis zum fünf und zwanzigsten August dauren sollte, wurde benutzt, Ordnung in die verschiedenen Zweige der militairischen Verwaltung zu bringen, und die schwächsten Punkte der Wälle verstärken zu lassen. Auch die Russen legten neue Werke um die Festung an, und die Nachrichten, die man von den Verhandlungen des Prager Congresses erhielt, waren von der Art, daß man jene Maaßregeln der Vorsicht nicht für überflüßig halten konnte. Ja in den letzten Zeiten des Waffenstillstandes hatten die Vorbedeutungen vou Krieg über die Hofnungen des Friedens so sehr die Oberhand gewonnen, daß man sich auf beiden Seiten ganz unverhohlen zur Widerergreifung der Waffen rüstete.

Die Aussicht auf eine neue Belagerung schreckte die Franzosen keineswegs, und sie bewiesen durch gewaltige und nachdrucksvolle Mittel, daß sie entschlossen wären, jedem Ungemach des Krieges Troß zu bieten. Da die Seuche und die Gefechte drei Viertheile ihrer Truppen aufgerieben hatten, und eine Menge Officiere ohne Soldaten uud folglich ohne eigentliche Bestimmung waren, so wollten diese Officiere sechszehnhundert an der Zahl, von neuem ihren Diensteifer bei der Vertheidigung der Festung an den Tag legen. Sie verlangten daher als gemeine Soldaten zu dienen, und bildeten ein Regiment Eliten, deren Ehrgefühl und Kriegskenntnisse die wichtigsten Dienste versprachen. Dieses Korps, unter das sich auch die Verwal-

tungs=

tungsbeamten aufnehmen ließen, wurde vornehmlich zur Bewachung der Magazine, Spitäler und Stadtthore, so wie zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung verwendet, und mußte im Nothfalle die Reserve und die letzte Hofnung des Treffens bilden. Das Geniekorps und die Artillerie machten gleichfalls mit Vortheil von der Waffenruhe Gebrauch, die Befestigungs Danzigs zu verstärken. Sie ließen vor dem Platze Schanzen errichten, die der Gouverneur nach seinen Freunden und Waffengefährten benannte; die vornehmsten hiessen Mortebello, Gudin, Friaul und Istrien.

Grausam und Herzzerreissend war die Maaßregel, welche die Belagerten noch während des Waffenstillstandes in Ausübung brachten, um die Gefahr einer Hungersnoth möglichst von sich zu entfernen. Sie trieben vier hundert Findelkinder nebst zehen tausend andere Personen aus der Stadt, die wegen ihrer Gewerb- und Nahrungslosigkeit der militairischen Gewalt, die jetzt allein die herrschende war, freilich keinen Nutzen bringen konnten. Die armen unglücklichen Waisen zerstreuten sich in die umliegenden Dorfschaften, und wurden öfters von den Einwohnern, welche die Zeitumstände verhärtet hatten, zurückgestossen, bis das öffentliche Erbarmen sie in Schutz nahm. Die zehentausend Bettler, welche nicht wie jene verlassenen Kinder das Mitleid erwecken konnten, erfuhren zum Theil noch weit kränkendere Abweisungen. Die meiste Barmherzigkeit fanden sie im russischen Lager, wo man sie mit Almosen unterstützte; ein großer Theil von ihnen wandte sich nach Elbing, wo sie bettelten, wie zuvor in Danzig.

5.

Erneurung der Feindseligkeiten. Allgemeiner Angriff der Russen.

Die Zeit des Waffenstillstandes war verflossen, ohne daß die Unterhandlungen eine friedliche Annäherung bewirkten. Napoleon war zu keinem Vergleich zu bewegen gewesen, der das geringste Opfer von seiner Seite zur Bedingung gehabt hätte; er endete den Prager Kongreß mit jenen, seinen Eigendünkel charakterisirenden Worten: Aut Caesar; aut nihil (Alles, oder Nichts) — eine Alternative, die er, bei dem Zustande, von Hülflosigkeit und Erschöpfung, worinn seine Siege und Niederlagen Frankreich gestürzt hatten, nicht ohne eine der Menschheit Hohn sprechende Vermessenheit und selbst nicht ohne eine Art von Verblendung für seinen eigenen Vortheil aufs Spiel setzen konnte.

Die Feindseligkeiten begannen von beiden Seiten mit neuen Vortheilen, welche den Muth erhöhten, Angriff und Vertheidigung furchtbarer, und die Blutscenen häufiger machten. Die Verbündeten, welche unter den Mauren von Danzig mehr als fünfzigtausend Mann beisammen hatten, wurden noch von einer englisch-russischen Flotte unterstützt, deren fünfzig Segel im baltischen Meere an der Mündung der Weichsel kreuzten. Die Vertheidiger Danzigs hatten sich der Zahl nach nicht vermehrt. Achttausend Mann, welche beinahe die ganze Garnison ausmachten, waren an mehr als zweihundert verschiedenen Posten vertheilt: aber die Ruhe des Waffenstillstandes hatte die erschöpften Kräfte der Krieger wieder hergestellt, und mit weiser Vorsicht waren aus den Umgegenden die dringendsten Bedürfnisse des großen Platzes herbeigeschafft,

und

und die Magazine gefüllt worden. Den Belagerten erwuchs überdieß eine vorzügliche Kraft aus der Hofnung, durch Napoleon bald befreit zu werden. Diese Hofnung machte sie vertrauungsvoll, kühn und unbesiegbar. Sie nahmen die glänzende Eröffnung des Feldzuges vom Jahr ein tausend achthundert und dreizehen, dessen Vortheile ihre Einbildungskraft ungemein erhöhte, für einen Bürgen der glücklichen Fortschritte der großen Armee. Nach ihrer eitlen Meinung sollte dieselbe sich bald wieder im Triumphzuge bis an die äußersten Grenzen Preußens verbreiten. Dieser Wahn verleitete sie auch häufig zu Täuschungen. Von den Höhen der Wälle und der Thürme sahen die Wachen stundenlang starr nach dem Rande des Horizonts, um Staubwolken zu entdecken, welche ihnen die Ankunft der Waffengefährten verkündigen sollten. Bei Nacht legten sie das Ohr an die Erde, um den Donner der Kanonen Napoleons zu vernehmen, welcher, nach dem Ausdruck dieses ehrgeitzigen Heerführers, an der äußersten Grenze des Universums wiederhallen sollte.

Die Russen hatten inzwischen ihre Lager mit Verschanzungen aufgeworfen, und unternahmen am sieben und zwanzigsten August, mit eben so viel Tapferkeit als Klugheit, den ersten allgemeinen Angriff. Dieser Angriff galt zwei Anhöhen, welche für die Belagerten von der größten Wichtigkeit waren. Die eine, das Belvedere genannt, weil man von derselben weit über die Stadt und das Feld hin sehen kann, beherrschte die Vorstadt Langfuhr; die andere noch wichtigere Anhöhe war der sogenannte Stern, durch welche man sich der Vorstadt Ohra bemächtigen konnte. Dieser letztere Punkt gewährte einen freien Blick in das Innerste von Danzig, und war vollkommen geeignet, die Feste zu Grunde zu richten.

Die Franzosen waren so sehr überzeugt, die erwar-

wartete große Armee werde eheſtens bei Danzig erſcheinen, daß ſie glaubten, die Ruſſen dachten nur darum den Höhen von Langfuhr und Ohra ſich zu bemächtigen, um die zwei Linien, auf welchen ſie den Rückzug bewirken mußten, zu decken, und die Belagerten zu hindern, ihnen bei dem Aufheben der Belagerung Abbruch zu thun. Dieſe Meinung ſparete ſie zur hartnäckigſten Gegenwehr, und an beiden Punkten gab es ein furchtbares Blutbad. Die Ruſſen beſchränkten ſich aber nicht auf die Beſtürmung der Poſten Belvedere und Ohra, ſondern ſchleuderten kongreviſche Raketen in die Stadt, und beſchoſſen die franzöſiſchen Vorpoſten auf allen Punkten. Um dieſe Angriffe zurückzuweiſen, verſuchte ein Theil der Garniſon einen Ausfall, und beſetzte das Gehölz von Ohra, während eine andere Abtheilung mit gefälltem Bajonet die Ruſſen aus den genommenen Poſitionen zu verdrängen ſuchte. Die Kavallerie, von der Infanterie unterſtützt, war allein im Stande, die Belagerer bis an ihre Circumvallationslinie zurückzudrängen, und ihr Muth führte ſie bis zu den Arbeiten in den Trancheen, die ſie mit Leichen füllten. Die Niederlage war mörderiſch, und von den Belagerten theuer erkauft; ſelbſt die Nacht konnte dem Streite keine Schranken ſetzen. Vergebens boten die Ruſſen alle ihre Kräfte auf, die Höhen Belvedere und Ohra zu gewinnen; die Belagerten behaupteten ſich auf denſelben, ungeachtet rings umher ſich die Leichen thürmten.

Am folgenden Morgen erneuerten die Ruſſen den Angriff; zehentauſend Mann rückten in beſter Ordnung gegen Belvedere vor, wurden mit Wuth zurückgedrängt, behaupteten ſich aber beim dritten Sturme und zwangen die Franzoſen zum Rückzuge. Zum völligen Beſitz von Langfuhr fehlte jetzt den Ruſſen nichts weiter, als die Einnahme der wenigen mit Schieß-

scharten versehenen Häusern, in welchen dreihundert Baiern und Westphalen stark verschanzt lagen. Mit erhöhter Tapferkeit suchten sie nun den Sturm und die Redouten von Schildlitz und Stolzenberg zu gewinnen, allein hier wollte kein günstiger Erfolg ihre Anstrengungen krönen. Durch den Widerstand gereitzt, dachten sie auf andere Mittel, die Belagerten hinter die Wälle von Danzig einzuzwängen. Sobald die Nacht eingebrochen war, schwärmten Tausende von Kosaken um die großen Infanteriemassen der Russen, mit einer Hand die Lanze, mit der andern Pechfackeln schwingend. Plötzlich stand das ganze Dorf Zigantenberg in vollem Feuer. Dieses auf einem Hügel gelegene Dorf war von seinen Bewohnern verlassen; es drang daher kein Laut aus dem stummen Brande. Als aber das Feuer sich über Langfuhr verbreitete, war es anders; die Einwohner flüchteten aus den Häusern mit wilder Hast, einzig bemüht, das Wenige zu retten, was sie aus den Trümmern der verglimmenden Habe noch zu erhaschen vermochten. Der bestürzte Haufe suchte eine Zuflucht bei den Bewohnern von Schildlitz und Stolzenberg, aber ehe er noch diese Vorstädte erreichte, hatte auch schon der Brand dieselbe ergriffen. Weiber, Kinder, Greise, mit herzzerreissendem Klaggeschrey, stürzten auf die Felder heraus, doch nur um Flüchtlingen zu begegnen, die sich aus andern in Brand gesteckten Dorfschaften zu retten suchten. Die herumirrenden Schaaren, indem sie einander ihr Leiden mittheilten, und Unordnung und Verwirrung immer mehr verbreiteten, hofften doch endlich einen Zufluchtsort gegen die Gefahr zu finden, die sie bis in die Gegend der Schellmühle und des Dorfes Heuboden verfolgte. Dahin stürzten sie jetzt, aber die Flamme eilte ihnen zuvor, und mit Blitzesschnelle strömte sie von einem

Orte zum andern. Ueberall Feuer, Leichen, Tod; überall Gluth und Geprassel der Flammen; überall Wehklagen und Händeringen; überall das Jammergeschrey eines verzweifelten Volks, das in die größte Dürftigkeit versetzt, ohne Wohnung und Brod, einer rasenden Horde gleicht, die mit allen Schrecknissen einer furchtbaren Belagerung zu ringen hat, und nirgend eine Rettung sieht.

Die Bewohner der innern Stadt betrachteten mit tiefem Schweigen von den Wällen herab das schröckliche Schauspiel, welches in einem Halbkreise auf eine Stunde weit sich darstellte. Die große Zahl der Dörfer und einzelner Häuser, die gleich eben so vielen Scheiterhaufen brannten, warf ein Licht über die ganze Gegend, daß jeder Gegenstand klar in die Augen fiel, bis auf die kleinsten Kinder, welche die Mütter auf ihrer Flucht mitführten. Der Himmel war geröthet, wie das Feuer selbst, und die Gewässer der Umgegend schienen Flammen zu wälzen.

Die Baiern und Westphalen in den verschanzten Häusern der Vorstadt Langfuhr, von Schutt und Feinden umgeben, hielten sich standhaft und wiesen jede Auffoderung zur Uebergabe ihres Aufenthaltsortes unerschütterlich zurück. Der Gouverneur von Danzig, welcher ihre Gefahr vernahm, wollte, trotz der Schwierigkeiten eines Ausfalls, ihnen Hülfe senden; aber als diejenigen, die er zur Unterstützung hinaus schickte, die verschanzten Häuser von Flammen umringt sahen, hielten sie ihre Gefährten für geopfert, und glaubten, daß es vergebene Mühe seyn würde, dieselben in der Mitte des Feuers aufzusuchen, das keine Hoffnung gewährte, diejenigen gerettet zu sehen, welche das Feuer bereits mit seiner schröcklichen Wuth so enge gefangen hielt. Sie kehrten daher nach der Stadt zurück, erschüttert von dem, was sie daselbst hinter-

bringen

bringen sollten. Der Gouverneur und die ganze Garnison bedauerten lebhaft den Verlust dieser dreihundert Mann, der doppelt empfindlich seyn mußte, da die Zahl für die Belagerten zu bedeutend, und die Mannschaft anerkannt tapfer war. Noch am andern Tage gedachte man ihrer mit Betrübniß, als sie mit Sonnenaufgang ganz unerwartet in der besten Ordnung sich den Thoren der Stadt näherten. Einem Wunder wollte man es zuschreiben, daß diese Tapfern aus der Mitte der fürchterlichen Flammen und durch die zahlreichen Schaaren der Belagerer einen Weg zu der Stadt zurück finden konnten. Ihre unerwartete Rückkehr erweckte eine unaussprechliche Freude, man überhäufte sie mit den unzweydeutigsten Beweisen des Wohlwollens und der herzlichsten Freundschaft. Die Musikbanden aller Korps des Platzes mußten ihnen entgegen ziehen, und sie bis zum Pallaste des Gouverneurs begleiten, der Lob und Belohnungen unter sie vertheilte, und befahl; daß die Verwundeten in seinem eigenen Hause gepflegt werden sollten.

6

Fortsetzung. Verwüstung durch Brand und Ueberschwemmung. Eroberung der Vorstädte.

So sehr das Feuer die Drangsale und Gefahren der Belagerten vermehrte, und namenloses Elend verbreitete, so sollte auch noch ein anderes Element nunmehr seine verheerende Kraft beweisen. Zum nicht geringen Erstaunen der Landesbewohner, die noch zu keiner Jahreszeit ein ähnliches Ereigniß gesehen hatten, schwoll die Weichsel plötzlich, und ohne daß ein wahrscheinlicher Grund entdeckt werden konnte, auf-

ferordentlich an, trat aus ihrem Ufer, vereinigte sich mit der Radaun und der Mottlau, rieß alle Gewäs-ser der umliegenden Gegend an sich, und veranlaßte eine Ueberschwemmung des nördlichen Theils der Stadt. Alle Wasser zusammen bildeten einen brau-senden, unermeßlichen Abgrund, ein schäumendes Meer, das sich donnernd über die noch rauchenden Ruinen der Vorstädte ergoß. Schröcklicher als Wid-der und Mauerbrecher stürzte es mit der Macht seiner Wogen die Schanzen und Wälle nieder, drang in das Innere der Stadt, erfüllte alle Straßen, und zwang die Bürger der meisten Quartiere in die obern Stock-werke der Häuser, einige sogar auf die Dächer zu flüchten, bis sie mit Fahrzeugen gerettet werden konn-ten; die Brücken stürzten zusammen, die Dämme konnten der Gewalt des zügellosen Elements nicht wi-derstehen, die Pallisaden des Forts Lacoste und Na-poleon wurden fortgeschwemmt, und ringsum sah man eingestürzte Erdschollen und umgeworfenes Mau-erwerk von den Wällen verschlingen

Diese plötzliche Ueberschwemmung brachte die Einwohner zur Verzweiflung, denn ihr Unglück, das schon das volle Maß durch Seuchen und den Brand erreicht zu haben schien, war nun doch noch auf einen höheren Grad gestiegen. Der hohe Stand der Ge-wässer währte volle vierzehn Tage. Während dieser Zeit beschoß die englisch-russische Flotte die Forts Fahrwasser und Weichselmünde, und binnen drey Tagen und Nächten wurden ohne Unterbrechung meh-rere tausend Kugeln von jedem Kaliber in diese Plätze geschleudert.

Die Russen ruhten inzwischen auch nicht; ununterbrochen setzten sie die Angriffe auf die Positionen von Ohra fort, um von diesen Anhöhen die Stadt zu beschießen. Mit jedem Morgen wurden fünftau-

send

send Mann beordert, die Sternschanze zu bestürmen, und diese fünftausend Mann blieben Tag und Nacht im Gefechte, bis sie am zweyten Morgen durch eine gleiche Zahl ausgeruhter Truppen abgelöst wurden. Der Posten, der alle diese Angriffe auszuhalten hatte, war von nicht mehr als sechshundert Mann vertheidiget: die von Schlaflosigkeit, Anstrengungen und Entbehrungen aller Art erschöpft seyn mußten, aber doch sich sechs Wochen lang hielten, und durch Wunder der Tapferkeit die Angriffe der Russen vereitelten. Die Belagerer machten am zehnten October einen Versuch, um jeden Preis die verschiedenen Puncte zu bezwingen, welche sie schon längere Zeit vergeblich bedroht hatten. Um sieben Uhr des Abends machten sie einen allgemeinen Angriff auf die Posten Schildlitz, Stolzenberg und Ohra; zu gleicher Zeit schickten sie einen Regen von Brandkugeln über die Stadt. Sorgfältig beobachteten die Bürger die Richtung dieser verderblichen Kugeln, um ihre schröcklichen Wirkungen zu hindern. Ein großer Theil derselben fiel auf eines der Gastgebäude auf dem Platze, und durch einen sonderbaren Zufall fügte es sich, daß eben in jenem Gebäude die gefangenen Russen einquartirt waren. Die Garnison bot alles auf, die Unglücklichen zu retten; man vergaß, daß sie Feinde und Gefährten derer waren, die man eben bestritt. Unter dem Schirm und Schutze des Unglücks, das die Menschen wieder vereinigt, die unter günstigeren Verhältnissen sich angefeindet hatten, sahen die Gefangenen mit Erstaunen, daß von allen Seiten großmüthig Hülfe geboten wurde, und daß sie aus der Todesgefahr, in welche ihre Waffenbrüder sie versetzten, durch ihre Feinde gerettet wurden. Der Brand verheerte das ganze Gebäude. Eine einstürzende Wand ließ in das Innere dieser Wohnung des menschlichen

Elends

Elends blicken. Man sah, wie die Flammen allmählig die Strohlager der Sterbenden ergriffen, und diese ihre letzten Kräfte anstrengten, um der unbezähmbaren Wuth des Feuers zu entgehen. Die Schlafgemächer und Treppen, die durch eingestürzte Mauren dem Blicke offen lagen, zeigten, wie kranke Gefangene mit struppigtem Bart, in Lumpen gehüllt, sich abgemattet auf französische Soldaten stützten, die mit Lebensgefahr jene dem Tode entrissen.

Zu eben der Zeit, da das Feuer in der Festung wüthete, stand ein Theil der Garnison draussen im heissen Kampfe. Die Innen- und Außenwerke in der Vorstadt Schildlitz wurden von den Belagerern heftig bestürmt. Einer der stärksten Angriffe war auf die wichtigsten Stellen der Vorstadt Ohra gerichtet. Mit unerschrockenem Muthe suchten vier tausend Russen die Sternschanze zu erstürmen, und den Zugang zu den benachbarten Redouten zu gewinnen. Die Franzosen waren nicht im Stande, diese wichtige Position, die nur mit sechshundert Mann besetzt war, gegen die Uebermacht zu vertheidigen. Die Russen bemächtigten sich des Sterns, und auch der sogenannte Hauptmannsposten fiel in ihre Hände. Als aber die Franzosen um Mitternacht eine Verstärkung von zwei tausend Mann erhielten, drangen sie mit so unwiderstehlicher Gewalt auf die Feinde ein, daß diese die eingenommenen Stellungen wieder verlassen mußten. Die entfernteren Heeresabtheilungen wurden in den Ebenen aus den Batterien vom Stadtgebiet beschossen. Die Russen leisteten den tapfersten Widerstand und beantworteten die Kanonenschüsse mit dem lebhaftesten Feuer. Der Wahlplatz, den die Vertheidiger Danzigs in diesem hitzigen Gefechte von acht Uhr Abends bis zehen Uhr des andern Morgens zu behaupten gesucht hatten, war mit Leichen bedeckt. Allein, als die

Fran-

Franzosen, die ihre Gegner von so vielen vergeblichen Versuchen ermüdet glaubten, sich nach dem Gefechte in die Stadt zurückzogen, drangen die Belagerer alsbald mit neuer Macht gegen Ohra vor, wo nicht mehr als etwa fünfhundert Mann zurückgeblieben waren.

Der Gouverneur konnte nicht wohl daran denken, neue Hülfstruppen abzusenden, weil er leicht einsah, daß die auserlesenste Mannschaft der Garnison bei diesen stets wiederholten Stürmen nach und nach aufgerieben, und den Russen, denen immer neue Kräfte blieben, endlich doch der Sieg zu Theil werden mußte. Er beschloß daher den Platz zu räumen, und die Tapfern zu sparen, die ihm auf den Wällen der Stadt dringend nothwendig waren. Der Rückzug der Franzosen war jedoch mit der hartnäckigsten Gegenwehr verbunden; ein heftiges Feuer ergoß sich aus den Pallisaden auf die Russen, die bei dieser Gelegenheit mehr als achthundert Mann verloren. Doch bemeisterten sie sich als Sieger mit Jubel der Höhen, die ihnen über drey Monate lang streitig gemacht worden waren, und deren Abhänge Ströme des Blutes befeuchtet hatten. Sie fühlten sich belohnt für alle Anstrengungen, entschädigt für jeden Verlust, als sie von der Sternschanze aus in das Innere von Danzig und die Umgegenden blickten, und sich nach Willkühr die Angrifspuncte wählen konnten.

Das Jammergeschrei war unbeschreiblich, welches aus allen Häusern erscholl, als die erschreckten Einwohner ihre Augen nach den Anhöhen von Ohra richteten, und mit Entsetzen sahen, daß die Belagerer sich rüsteten, von diesen furchtbaren Bollwerken aus ihre Stadt zu beschießen und in Asche zu legen. Die Bürger von Danzig kannten nur zu gut den unbeugsamen Muth ihrer Gäste, auch hatten sie zu viele Be-

weise ihrer eigensinnigen Standhaftigkeit, als daß sie hoffen konnten, sie würden durch Uebergabe des Platzes den Rest eines unglücklichen Volkes von Uebeln befreien, in die dasselbe durch eine Angelegenheit gestürzt wurde, die ihm ganz fremd war, oder die es vielmehr verwünschte, und für welche es doch Opfer darbringen mußte, die kaum die wärmste Anhänglichkeit und zärtlichste Liebe erwarten ließ.

7.

Bombardement. Die Garnison erhält Nachricht von Napoleons Niederlagen und von dem Umsturz seiner Macht. Steigende Noth der Belagerten.

Die Russen machten ungeheure Anstalten zu einem Bombardement. Sie steckten alle Häuser der vorliegenden Gegend in Brand, um jedes Hinderniß der Wirksamkeit ihrer Artillerie aus dem Wege zu räumen. Zu gleicher Zeit befestigten sie sich in ihren Stellungen, die sie zu theuer erkauft hatten, um nicht ihren Besitz bleibend zu sichern. Während sie Werke anlegten, und die Zahl ihrer Schanzen vermehrten, liessen sie durch Packpferde, die in den Ortschaften requirirt worden waren, ohne Unterlaß Kugeln, Bomben und Haubitzen zutragen. Die Munition wurde in solcher Menge auf die steilen Anhöhen hinangeschaft, daß bei diesem Frohndienste zwölftausend Pferde zu Grunde gegangen seyn sollen.

Die Belagerten schienen den Russen in einer hinlänglich bedrängten Lage, um bei denselben mit Erfolg einen neuen vortheilhaften Versuch machen zu können. Sie suchten die Garnison zu bewegen, zu ihnen über-

zu-

zugehen, indem sie Lebensmittel, Kleider und die beste Behandlung anboten. Die Franzosen waren taub gegen alle Aufforderungen, und ihr Beispiel ließ auch die Hülfstruppen zu keinem festen Entschlusse kommen, obschon diese sich nicht von der strengsten Pflicht gebunden glaubten. Bald aber wandten die Russen wirksamere Mittel an. Ueberzeugt, daß ein Theil der Garnison aus Baiern und mehreren andern deutschen Truppen bestehe, glaubten sie diese leichter zum Uebertritte zu bestimmen, und ihnen die Mittel zur Rechtfertigung an die Hand zu geben, wenn sie die Deutschen im Namen ihres Vaterlandes und ihrer Fürsten zurückberiefen, die mit Napoleon im Krieg begriffen waren. Es wurden daher an den Vorposten Manifeste und Kriegsberichte verbreitet, welche die Besitznahme Westphalens, den Bruch von Baiern und Würtemberg mit Frankreich, und die vielen übrigen glücklichen Ereignisse verkündeten, durch welche die Deutschen sich bestimmt finden konnten, sich von der Garnison zu trennen, und einen Platz zu verlassen, in welchem sie, ohne Verdacht der Treulosigkeit an ihrem Vaterlande, doch nicht länger bleiben durften.

Der Gouverneur ließ zwar strenge befehlen, alle jene Flugblätter, welche die Niederlage der Franzosen und den Umsturz ihrer Macht in Deutschland verkündigten, aufzufangen und ungelesen zu verbrennen. Allein durch den Vorpostendienst gelangte doch mancher Soldat zur Kenntniß ihres Inhalts, und bald wußte die ganze Garnison die Neuigkeiten, die der eine gleichgültig aufnahm, der andere nachdenkend anhörte, und die im allgemeinen eine Art des Mißtrauens gegen die Deutschen begründete. Fast alle Morgen vernahm man auch wirklich; daß dieser und jener Mann, oder auch mehrere zugleich entwichen, und die Posten geschwächt oder unbesetzt gefunden wor-

den

den seyen. Diese tägliche Desertion, welche die Kräfte der Garnison schwächte, und den Russen manchen Vortheil zuwendete, ließ den Gouverneur besorgen, daß im Innern der Stadt Verrath und Aufruhr entstehen werde. Wenn aber gleich mehrere Deutsche, auf den Ruf ihrer Fürsten zu den Belagerern übergiengen, so gaben sie dennoch bis zu ihrem Uebertritte die schönsten Beweise von Tapferkeit und Rechtschaffenheit, und verriethen niemals die verlassenen Posten an die Russen. Die Gesammtheit der deutschen Truppen verwarf indessen jede Auffoderung, von den Franzosen abzufallen; sie fühlten sich zum Theil fest an diejenigen gekettet, mit welchen sie seit einem Jahre alle Beschwerden und Gefahren getheilt hatten.

Als die Russen durch unermüdete Anstrengung am zwanzigsten October mit ihren Batterien auf dem Sterne zu Stande gekommen waren, schickten sie sogleich eine grosse Anzahl Haubitzen, Bomben und Granaten in die Stadt und die nächsten Gegenden. Noch an demselben Abend fiel eine glühende Kugel in das Innerste der Stadt, und veranlaßte augenblicklich eine heftige Feuersbrunst. Der Generalmarsch wurde geschlagen, alle Truppen stürzten herbei, und selbst die Einwohner legten Hand an, um der Gewalt des Feuers Einhalt zu thun. Es handelte sich nicht mehr, wie früher, um einzelne Dörfer und verlassene Häuser; die Magazine, die alle Vorräthe für die Lebensbedürfnisse enthielten; die Gebäude, in welchen die Munition und die Schätze lagen, welche zum Theil wesentlich zur Vertheidigung der Festung gehörten; die kostbaren Waarenlager der Kaufleute — kurz, die ganze Stadt selbst und ihre Bewohner waren bedroht, ein Raub der Flammen zu werden, die bei dem reichen Vorrathe an brennbaren Materialien mit ungemeiner Schnelligkeit um sich griffen.

griffen. Indessen gelang es doch der Besatzung, obschon mit unsäglicher Mühe und Anstrengung, ihre Magazine zu retten, und endlich durch die Gewalt des Wassers, das Soldaten, Bürger und Stabsofficiere wetteifernd herbeischafften, die Flammenwirbel zu dämpfen.

Die Russen setzten indessen das Bombardement ununterbrochen fort, und richteten ihre Kanonen vornehmlich gegen jenen Theil der Stadt, wo die Besatzung ihre Magazine hatte. Beständig schwebten glühende Bomben oder Kugeln in den Lüften, obgleich die Artillerie von den Wällen die Kanonade mit aller Lebhaftigkeit erwiederte, und regelmäßig in vier und zwanzig Stunden drei tausend Schüsse that. Mit jedem Tage zeigten die Russen neue Batterien, die sie nicht nur gegen die Stadt, sondern auch gegen die Schanzen der Vorwerke und die Posten, welche die Belagerten noch ausser der Festung hatten, spielen ließen. Dadurch bemeisterten sie sich den Höhen von Schildlitz, welche die Franzosen bisher vor der Stadt noch inne hatten; die Werke von Stolzenberg und die Schanzen Friaul wurden von Kugeln durchlöchert und zerstört, und in der Vorstadt Ohra, welche der Stern beherrschte, dessen Fuß und Gipfel mit Artillerie reich besetzt war, bestand kein ganzes Haus mehr. Die Franzosen, welche von den Russen, die nun fast alle Anhöhen inne hatten, beständig mit einem Kugelregen überschüttet wurden, vertheidigten sich jedoch mit aller Lebhaftigkeit und mit der größten Kaltblütigkeit; ja sie machten häufig Versuche, den Belagerern die errungenen Stellungen wieder zu entreissen, oder doch theuer stehen zu machen.

Ein neuer Brand, den das fortdaurende Bombardement in der Stadt entzündete, war viel stärker und verheerender als der vorhergehende. Während

die

die Garnison zusammen lief, die Flammen zu tilgen, machten die Russen, in deren Plan es lag, durch eine Diversion den Belagerten die letzten, auf einen allgemeinen Nothfall gesparten Hülfsmittel zu rauben, einen nachdrücklichen Anfall, und nahmen die Vorwerke der Redoute Friaul, in welchem fünfzig Mann lieber den Tod suchten, als sich ergaben. Ein Theil der Besatzung strömte herbei, diesen wichtigen Posten wieder zu gewinnen, allein inzwischen verbreitete das Feuer, das sich frei überlassen war, eine schröckliche Verheerung. Die Magazine waren in wenigen Augenblicken vom Brande verzehrt, und die brennenden Dächer der ungeheuren Gebäude begruben mit ihrem Sturze die kostbaren Ueberreste an Mehl und Korn, deren Verlust das Signal der Hungersnoth war.

Die Lage der schwachen Garnison von Danzig wurde mit jedem Tage schröcklicher. Ohne Aufhören von fünfzig tausend Mann bestürmt, mit welchen die unversöhnlichsten Elemente verbündet waren, blieb ihr bei den Schrecken der Gegenwart nur die Aussicht in eine noch schröcklichere Zukunft. Um tausend Gefahren zu bestehen, welche die Besatzung fast zu gleicher Zeit bedrohten, wurden die Soldaten immer von einem Posten schnell wieder auf einen andern gezogen. Ohne eine Erholung zu finden, mußten sie täglich ins Gefecht, und war der Tag unter den Waffen zurückgelegt, so durften sie Nachts beim Leuchten der brennenden Häuser die Waffen nur darum weglegen, um eingerissene Dämme wieder herzustellen, und die Wuth der Wogen zu zähmen, oder das Feuer zu dämpfen, das Bomben und kongrevische Raketen an vielen Stellen zugleich verbreiteten. Ueberdieß blieb den Belagerten nicht einmal mehr die Hofnung auf eine nahe Befreiung, die vielleicht ihr Unglück einigermaßen hätte erträglich machen können. Artilleriesalven der

Russen

Russen verkündigten die Siege der Alliirten. Officielle Berichte und Nachrichten, die durch vertraute Personen einliefen, schilderten umständlich die Folgen dieser Siege, und es war unverkennbar, daß Danzigs Besatzung kein anderes Schicksal zu gewärtigen habe, als Tod oder Gefangenschaft.

Das Elend der Belagerten sollte aber den höchsten Grad erreichen: die Hungersnoth brach mit allen ihren Schrecknissen ein. Ein Theil der Vorräthe war schon seit längerer Zeit erschöpft. Man hatte kein Fleisch, ausser das von geschlachteten Pferden und Hausthieren, und die übrigen Artikel, die bisher jeden Tag mit der sorgsamsten Sparsamkeit vertheilt worden waren, giengen nunmehr beim Brande der Magazine ebenfalls verloren. Am empfindlichsten war dieser Verlust den Bürgern Danzigs, die ohnehin durch die Vertheidigung der Stadt sich geopfert sahen. Indessen war für einige der Brand der Magazine eine Wohlthat; die unglückliche, von Entbehrungen erschöpfte Menge stürzte sich wie hungrige Raben auf die rauchenden Trümmer der öffentlichen Gebäude, und schleppten aus Schutt und Asche die Nahrungsmittel hinweg, welche die Flamme bereits zur Hälfte verzehrt hatte. Allein das war nur eine kurze Fristung; der Hunger wüthete mit furchtbarer Gewalt. Die schlechtesten Nahrungsmittel wurden zu ungeheuren Preisen bezahlt, und mit Heishunger verschlungen. Jeden Morgen wurden mehr als zwanzig Personen auf Tragbahren aus den Straßen der Stadt hinweggeschafft, die vor Hunger auf dem Wege gestorben waren. Zwei Weiber wurden eingezogen, weil sie Menschenfleisch verkauft hatten. Nach jedem Gefechte mußte die Beerdigung der Leichen immer eiligst vorgenommen werden, weil sonst der natürliche Eckel besiegt,

siegt, und der Mensch des Menschen Nahrung geworden seyn würde.

In dieser jammervollen Lage, in der das Leben eine fast unerträgliche Last schien, wurden die Belagerten alle Augenblicke durch den Generalmarsch auf die Wälle und Vorposten gerufen, um daselbst mit einem kräftigen Feinde zu ringen, der durch Seuchen nichts gelitten, und für alle Bedürfnisse Ueberfluß hatte, welcher aus den nahen Ortschaften und durch die Völker zuströmte, die sich zur endlichen Zertrümmerung der französischen Despotie vereiniget hatten.

Die Belagerten, obgleich physisch von allem entblößt und durch beständige Anstrengungen erschöpft, gaben auch jetzt noch eine Probe von Muth, den man kaum von Truppen erwarten sollte, deren Unternehmungen das Glück begünstiget. Es wurde der Plan entworfen, aus der ganzen Garnison hundert Mann zu wählen, die durch ihren Muth, ihre Standhaftigkeit und Kaltblütigkeit bereits ausgezeichnet waren. Diese bildeten zusammen eine Kompagnie, die den Namen Freikompagnie führte, und zu den gefährlichsten und kühnsten Unternehmungen die Bestimmung erhielt. Nach ihren besondern Statuten sollte sie Nachts die feindlichen Posten überfallen, in das feindliche Lager dringen, um die Anführer und Generale in ihren Zelten und in der Mitte ihrer Garden zu tödten; die Werke der Belagerer zerstören, selbst unter dem Feuer der Batterien das Geschütz vernageln, und mit einem Worte die gewagtesten und entscheidendsten Schritte thun.

Das erste Unternehmen der Freikompagnie entsprach vollkommen ihrer Bestimmung. Mit Einbruch der Nacht bestiegen die hundert Tapferen an der Mündung der Weichsel leichte Kähne, und schifften schweigend längs der Küste hin. Um Mitternacht landeten

sie

sie bei dem Dorfe Basek, das zweitausend Mann besetzt hielten, stießen die Wachen nieder, ließen alles, was sie trafen, über die Klinge springen, zündeten die Magazine an, zerstörten den Artilleriepark, und kehrten sodann mit Beute beladen ans Ufer zurück. Aber ein Sturm hatte ihre Kähne losgerissen und davon geführt. Die Rückkehr zu Wasser war also unmöglich, und die Abentheurer sollten zu Lande den Heimweg nach Danzig suchen. Dem Gelübde treu, entschlossen sie sich schnell, alle Gefahren zu bestehen. Sie marschirten die ganze Nacht hindurch über feindliche Gebiete, schlugen sich mit mehreren Schaaren, die ihnen begegneten, kletterten über Felsen, setzten über Bäche und Gräben, erstiegen Schanzen und Wälle, und kamen so nach unzähligen Gefahren um acht Uhr Morgens in die Festung zurück, wo man vor Begierde brannte, den romantischen Bericht ihrer Abentheuer und Thaten zu vernehmen.

Die Freikompagnie vereinigte sich nun mit hundert andern Soldaten, um den Russen die Vorwerke der Redoute Friaul wieder zu entreissen. Glücklich erklimmten sie die Höhen, stürzten sich in die Pallisaden, und zeigten sich plötzlich dem Feinde. Hundert und fünfzig Russen retteten sich, die übrigen wurden gefangen. Eben so wurden an der Nordseite der Stadt von den Belagerten einige Vortheile errungen. Plötzlich aber verkündigte der Kanonendonner durch ein allgemeines Hurrah die erneuerten Angriffe der Russen. Alle errungenen Vortheile giengen verloren, und die Franzosen mußten sich mit einem empfindlichen Verluste zurückziehen. Der Gouverneur sah wohl ein, daß es ganz vergeblich wäre, den Angriff auf die russischen Positionen zu erneuren, da diese mit überlegener Macht immer wiederkehren würden. Er stellte daher blos rings um die Stadt einen Cordon auf, wel-

welcher die Bewegungen der Russen beobachten, und die Vorposten derselben durch Musketenfeuer und beständige Scharmützel beunruhigen sollte.

8.

Vorstellungen der Bürger von Danzig bei dem Gouverneur. Kapitulation und Uebergabe der Festung.

Die Einwohner der Festung hatten nun bald ein Jahr lang alle Schrecknisse der furchtbarsten Belagerung mit seltner Resignation erduldet. Tausende von ihnen hatten das Leben, die meisten einen großen Theil ihrer Habe verloren; unter allen Klassen herrschte Trauer und Wehklage, und die Unglücklichen sahen mit jedem Tage ihren völligen Ruin näher kommen. Da durch das unaufhörliche Bombardement alle Häuser beschädiget oder in Asche gelegt wurden, und die steigende Hungersnoth die Verzweiflung allgemein machte, so wandte sich der Senat von Danzig an den General Rapp mit einer Vorstellung, der im wesentlichen folgenden Inhalts war:

„Herr Gouverneur! Ganz Europa kennt Ihre Thaten; der Sieg führte Sie über die Gipfel der Alpen, in die Sandwüsten Egyptens, von den Ufern des Nils an jene der Donau und der Spree, und von den Fluren, die der Tajo befeuchtet, an die Küsten des baltischen Meers. Ihr Name reiht sich an die Erinnerung aller Fortschritte, welche die französischen Waffen seit fünf und zwanzig Jahren gemacht haben, und Ihre achtzehn Blessuren beweisen, daß Sie immer bereit waren, Ihr Leben den Pflichten Ihres edlen Berufes aufzuopfern. Nachdem Sie so viel für den Ruhm gethan haben, mögen Sie nun auch

für

für die Menschlichkeit etwas thun; Sie können doch keine neuen Lorbeeren in diesen Mauren suchen, wo nur Cypressen gedeihen, von unserm Blute und unsern Thränen befeuchtet. Jammer, Noth und Unglück aller Art haben wir für Ihre Sache mit Geduld und Resignation ertragen, und dadurch vielleicht es verdient, daß wir in dem dermaligen äußersten Elende erhört werden, da unsere Stadt in Gefahr ist, plötzlich vernichtet zu werden, wenn Sie darauf beharren, sich noch länger zu vertheidigen. Unser Elend wurde nicht durch die gegenwärtige Belagerung allein begründet; eine Belagerung, die wir vor sechs Jahren gegen Sie selbst bestanden, hat schon das Wohl dieses Landes zerstört; und während der Zeit, als wir unter Ihrer Regierung standen, haben wir mit unzähligen Proben der Unterwerfung, der Aufopferung und der Treue das feierliche Gelübde vergolten, das Sie uns zur Beschützung unserer Unabhängigkeit und unseres Handels geleistet hatten. Doch hat während eben dieser sechs Jahre unser Hafen, einst so blühend und durch den rechtmäßigen Gewinn einer ausgebreiteten Handelschaft bereichert, nach den Befehlen Ihres Souverains sich allen Seemächten verschließen müssen, mit welchen er im Kriege war. Unsere Schiffe giengen bei dieser Unthätigkeit zu Grunde, aller Verkehr ward gehemmt, und die einzige Quelle unseres Einkommens versiegte. Danzig, das dadurch das commerzielle Uebergewicht und das Ansehen seiner Flagge verloren hatte, blieb den Franzosen nichts desto weniger zugethan; obschon an die Stelle seiner Handelshäuser und Magazine für den friedlichen Verkehr, Waffenplätze traten, auf welchen die ungeheuersten Zurüstungen zu einem Kriege gemacht wurden, zu welchem wir mit unserm ganzen Vermögen beigetragen haben. Und nachdem die Elemente selbst sich ge-

gen die große französische Armee auflehnten, die Ueberreste derselben auf den Fluren dieses Gestades zerstreuten, und sie der Gewalt ihrer ermuthigten Feinde blosstellten, ja als alle Völker sich gegen sie auflehnten, blieb Danzig noch getreu, und beeiferte sich mit gastfreundlicher Uneigennützigkeit, den Franzosen ihre Leiden vergessen zu machen, und die kranken Soldaten zu pflegen. Eine Seuche war die Frucht unserer Großmuth, und ohne Murren über die Ursachen unserer Trauer beweinten wir zwölftausend unserer Mitbürger, die ein Opfer dieser Seuche geworden waren. Inzwischen wurde die Stadt von den Russen eingeschlossen, und die Anstalten, die Sie, Herr Gouverneur, zur Vertheidigung trafen, erfoderten von unserer Seite die größten Aufopferungen. Es gab kein Privateigenthum mehr, wir besaßen nichts, was wir nicht mit Ihnen theilten, oder vielmehr einschließend zu den Bedürfnissen der Spitäler und der Besatzung ausliefern mußten. Und dennoch haben wir während der langen Zeit dieser Prüfung und dieser verderblichen Foderungen keine Klage geäußert, keine Gegenvorstellung gemacht. Aber alles dieses war in der That nur der geringere Theil unserer Unfälle; der Kummer um unser Vermögen wurde von der Furcht des Exils und des Todes verdrängt. Ein Theil der Einwohner dieser verlassenen Stadt durfte nur von dem menschlichen Mitleiden Hülfe erwarten; und die übrigen Schlachtopfer dieser schröcklichen Belagerung müssen nun sogar beweinen, daß sie jenes Jammers nicht theilhaftig geworden waren. Die Russen haben unsere Vorstädte verbrannt, und sendeten einen Feuer- und Kugelregen über unsere Stadt. Die Dämme, welche die Wuth der Wellen zähmten, wurden zerrissen; der Fluß, der an unsern Ufern strömt, stürzte die erschütterten Grundmauren derselben, und ergoß sich in unsere verheerten Häuser.

In

In eben diesem Augenblicke, während wir von unserm Unglück sprechen, verbreiten vierzig feindliche Batterien, Tag und Nacht gegen diese Stadt gerichtet, Tod und Verderben. Der Vater wird in der Mitte seiner Familie erschlagen, ja oft werden ganze Familien von einstürzenden Gebäuden verschüttet. In jeder Minute erschallt neuer Feuerlärm, und in dieser Zeit der ewigen Unruhe ist keiner seines Lebens bis zum andern Morgen versichert. Vergeblich flüchtet sich der Rest der noch übrigen Einwohner gegen die Gewalt der Bomben in die untersten Gewölbe der Häuser; eine andere nicht mindere drohende Gefahr schwebt über seinem Haupte. Der Hunger, allein schröcklicher als alle unsere vorhergegangene Unfälle zusammen, häuft die Scenen des Schmerzes und der Wuth, die der hartherzigste Eroberer nicht ohne Rührung sehen könnte. Unmöglich kann dieser Jammer vergeblich seyn; er wird der Beredsamkeit eines sterbenden Volkes Nachdruck geben; dieses Aechzen, dieses Wehegeheul, dieses letzte Stöhnen so vieler vor Hunger und Todesfurcht gequälter Unglücklichen, muß Sie bestimmen uns zu erhören, und die Wenigen zu retten, die den bisherigen Unfällen noch entgangen sind. Besorgen Sie nicht, einsichtsvoller und tapferer Herr General, daß man die Auslieferung dieses Platzes einer Schwäche zuschreiben werde. Eilf Monate eines heldenmüthigen Widerstandes und eines täglichen Kampfes, dessen Wuth nicht einmal die Nacht Einhalt thun konnte, und so viele Thaten, der wundervollen Vorzeit würdig, würden Sie im Nothfalle rechtfertigen, wenn nicht schon Ihre früheren Thaten allen Verdacht der Kleinmüthigkeit von Ihnen abwenden könnten. Ueberdieß ist es nicht die Macht der Feinde, der sie zur Auslieferung dieses Platzes bestimmen wird; Seuchen, Ueberschwimmung, Hungersnoth konnten Sie nicht

 ver:

mögen, die Mauren zu verlassen; nur unserm Unglücke, unsern Thränen, unsern Bitten können Sie nicht widerstehen. Unbeugsam der Gewalt, werden Sie unserer Schwäche nachgeben, und durch diese Handlung eines gefühlvollen Herzens nicht nur Ihren Ruhm nicht beflecken, sondern sich einen herrlichern Lorbeer als jenen des Siegers erwerben."

Der Gouverneur Rapp hörte diese Vorstellungen zwar an, allein sie vermochten seinen Entschluß, sich bis aufs äusserste zu vertheidigen, nicht zu erschüttern. Die Feindseligkeiten dauerten beinahe noch einen Monat fort, und die Freikompagnie wagte die kühnsten Unternehmungen, in deren viele ihren Tod fanden. Die Russen auf ihrer Seite liessen von dem Fort Bischofsberg zwanzig Batterien von hundert und zwanzig Feuerschlünden spielen; alle übrigen Redouten waren nicht weniger furchtbar. Erst nachdem die Verhältnisse der Belagerten von der Art waren, daß ein längerer Widerstand nicht nur vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit, sondern nach den strengsten Regeln des Krieges tadelnswürdig erschien, wurde zu einer Kapitulation geschritten. Diese ward am sieben und zwanzigsten November des Jahres Ein tausend acht hundert und dreizehn zwischen dem Prinzen von Würtemberg und dem Grafen Rapp dahin abgeschlossen, daß die Stadt bis zum ersten Januar geräumt werden sollte, wenn sie nicht früher Ersatz erhielte; daß die Garnison mit allen Ehrenzeichen ausziehen, die Artillerie, sechshundert Gewehre und die ganze Bagage behalten, und unter der Bedingung frei nach Frankreich zurückkehren soll, daß sie Jahr und Tag gegen die Verbündete nicht diene.

Nach dem Abschlusse dieses Vertrages ließ der Prinz von Würtemberg im Namen der Verbündeten die Truppen derselben absondern. Der Gouverneur

von

von Danzig hatte keinen Grund, diese Foderung zu verweigern, und willigte deshalb ein. Die Baiern und die Soldaten der übrigen Mächte, die mit Frankreich im Kriege stunden, wurden von der Garnison abgesondert. Rührend war der Abschied dieser Kriegsgefährten, die so lange Freud und Leid mit einander getheilt hatten; sie schwuren sich ewige Freundschaft, die über alle politischen Verhältnisse Europas erhaben seyn sollte; sie umarmten einander mit Innigkeit, und einige wechselten sogar die Degen. So schieden tapfere Soldaten von einander, die es werth waren, sich wechselseitig zu ehren; sie schieden, um, dem Rufe ihrer Herrscher getreu, gegen diejenigen zu kämpfen, deren Sache sie bisher verfochten hatten.

Die Franzosen in Danzig überliessen sich nun der Hofnung, ihr Vaterland bald wieder zu sehen, und im Schooße ihrer Familien am väterlichen Heerde die überstandenen Leiden zu vergessen. Wenige Tage nur noch, und sie sollten nach den Bedingungen des Vertrags die Wanderung in das geliebte Vaterland antreten. Alles traf Anstalten zur Reise und erwartete schon den Befehl zum Aufbruche, als der Gouverneur aus dem Hauptquartiere der Russen ein Schreiben erhielt, in welchem ihm gemeldet wurde, daß der Kaiser Alexander den Punct der Kapitulation wegen der Rückkehr nach Frankreich nicht genehmige, sondern darauf beharre, daß die Garnison als kriegsgefangen nach Rußland abgeführt werde. Die Franzosen sahen sich dadurch plötzlich aus ihren schönsten Träumen gerissen, und in trübe Verzweiflung versenkt. Nach überstandenen unerhörten Beschwerlichkeiten, beispiellosen Gefahren und namenlosen Leiden, sollten sie nun in eine harte Gefangenschaft nach den Eisgefilden Moskau's in der strengsten Jahreszeit wandern, und zwar auf eben jenen Fluren, wo so viele ihrer Waffenbrüder von

Kälte

Kälte und Noth dahin geraft worden waren. Der Gedanke an diese unselige Zukunft weckte ihren Stolz; sie wollten mit den Waffen in der Hand einen Ausfall thun, und auf Schaaren erschlagener Feinde den Tod gerne leiden, und zwar von der Hand derjenigen, deren Monarch, wie sie sagten, das Völkerrecht verletze, indem er den Vertrag breche, den ein Prinz, sein General und Bevollmächtigter, in seinem Namen unterzeichnet habe.

Der Kaiser Alexander verdiente die Klagen und Vorwürfe nicht, welche die Franzosen im Uebermaaß des Schmerzes und im Wahnsinn der Verzweiflung gegen ihn ausstiessen. Er hatte einen triftigen Beweggrund, den erwähnten Punct der Kapitulation zu verwerfen. Es war nemlich zu seiner Kenntniß gekommen, daß, ungeachtet einer ähnlichen Klausel in der vor Kurzem mit Thorn abgeschlossenen Konvention, Napoleon doch die Truppen, welche jene Garnison ausmachten, gezwungen hatte, vor Ablauf der bedungenen Frist wieder gegen die Verbündeten zu dienen. Eine solche Treulosigkeit mußte die Verbündeten zur größten Vorsicht in ähnlichen Fällen gegen eine Regierung bestimmen, die es mit der Erfüllung der geschlossenen Verträge nie sehr genau genommen hatte. Der Gouverneur und die ganze Besatzung konnte daher nur ihren eigenen Herrn darüber anklagen, daß jene härtere Bedingung die Grundlage einer zweiten Kapitulation wurde. Sie mußten bei dieser neuen Konvention auch alle Vorsichtsmaßregeln treffen, daß nicht durch Wuth und Rache die kleine Zahl der Truppen, die in den Mauren geblieben war, dem Tode geopfert werde. Sie hatten zur Genüge bewiesen, daß sie den Tod nicht fürchteten, und in ihrer Lage war es schwerer zu leben als zu sterben. Sie verliessen endlich eine Stadt, die zum

Theil

Theil rings um sie eingefallen war. Beim Ausmarsche zogen sie über einen breiten Graben, der während der Belagerung zum Begräbnißorte gedient hatte, und in welchem mehr als vierzig tausend Leichen eingescharrt waren. Hier ruheten für immer ihre Waffenbrüder, während sie sich in ein schmerzhaftes Exil an die Ufer des Dnieper und der Wolga begaben. Von den Bewohnern des Landes erhielten sie jedoch viele Beweise des Wohlwollens. Man hatte von dem Muth und den Leiden der Vertheidiger Danzigs gehört, und dadurch eine Achtung für sie gefaßt, die ihre Leiden ehrwürdig machte. Man wetteiferte, ihnen Vergnügungen zu gewähren, und sie mit Trost und Hofnungen zu laben.

Der allgemeine Friede, welcher nach einiger Zeit geschlossen wurde, gab den Gefangenen ihre Freiheit. Dießmal hatten ihre Erwartungen sie nicht getäuscht; sie sahen die väterlichen Fluren, Berge und Flüsse wieder. Die Unfälle und Leiden, die der Krieg um sie her verbreitete, verkündigen es laut, daß aller Schimmer, welcher die Trophäen eines Eroberers umgiebt, eitles Blendwerk ist, und daß nur ein friedliebender, väterlicher Fürst das wahre Glück seiner Unterthanen begründet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt
Bd.: 8

Ulm 1816

H.un. 21 m-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031028-2